Ein

Spaziergang um die Welt.

Ein
Spaziergang um die Welt

von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Deutsche Ausgabe

vom Verfasser.

Erster Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1874.

Corville-House, Tipperary.

13. Mai 1871.

Jenseits der Rocky-Mountains, in den Urwäldern der Sierra Nevada den Kampf der Civilisation mit der wilden Natur,

Im Reiche der aufgehenden Sonne den kühnen Versuch einiger merkwürdiger Männer zu sehen welche ihre Nation plötzlich in die Bahnen des Fortschrittes zu schleudern suchen,

Im Reiche der Mitte den versteckten aber beständigen, meist passiven aber stets hartnäckigen Widerstand des chinesischen Geistes gegen das Eindringen europäischer Gesittung zu beobachten,

Dies ist der Zweck meiner Reise oder besser gesagt, meines Spazierganges um die Welt.

Meine Zeit ist zu beschränkt für einen Besuch Indiens. Einer anderen Reise, so Gott mir Leben und Gesundheit läßt, bleibe die Prüfung der Zustände vorbehalten welche aus dem hundertjährigen Verkehr zwischen einem großen christlichen Volke und den ihm unterthänigen Millionen Hindus und Mohamedanern hervorgewachsen sind.

Am Wege gedenke ich mich zu unterhalten, das heißt seltsame und mir neue Dinge zu sehen, und was ich den Tag über hörte und sah, jeden Abend, in meinem Tagebuche zu verzeichnen.

Inhalt.

Erster Theil — Amerika.

Zweiter Theil — Japan.

Erster Theil.

Amerika.

I.

Von Queenstown nach New-York.

Vom 14. zum 24. Mai.

Abreise. — Sonntagsruhe in Queenstown. — Emigranten an Bord der China. — Bedenken gegen den Kurs nördlich vom 41. Breitengrade. — Ankunft in New-York.

(14. Mai.) Queenstown, der Hafen von Cork, der Ausgangspunkt der großen Dampfer welche zwischen Europa und der neuen Welt einen fast täglichen Verkehr unterhalten, schien mir nie reizender als im Augenblicke wo ich es verließ. Das Wetter prachtvoll, der Himmel duftig aber wolkenlos und beinahe blau, die Luft feucht, lau und voll der Wohlgerüche des Frühlings. Abgerechnet die Orangenbäume, die leuchtendere Sonne und die tiefblauen Tinten des Südens, besitzt Queenstown die Vegetation, das Klima, den Himmel Portugals. Als ich diesen Morgen zur Kirche hinauf wanderte — sie krönt eine der Höhen im Rücken der Stadt — da ging ich unter einem Blüthenregen, im Schatten ehrwürdiger Lorbeerbäume, zwischen wohlriechenden Büschen, Hecken entlang welche seufzten unter der Last von Rosen und Jasmin, und, wessen sich Cintra, die Tapada und die Gärten Lissabons nicht rühmen können, auf dem smaragdgrünen Sammtteppiche Altenglands. Sonntagsruhe schwebte über der kleinen Stadt. Halbversteckt in den

Biegungen der grünen Abhänge, spiegelte sie ihre weißen Häuser in den glänzenden, heute glatten Fluthen der weiten Bucht. Dem Sonntage zu Ehren sind die Schiffe beflaggt. Gestreckte Hügelzüge, bedeckt mit Wiesen und prachtvollen Bäumen und zahllosen Landhäusern, umschlingen die Bai mit ihren grünen Armen. Ein einziger schmaler Kanal führt nach dem Meere hinaus; er gestattet den Blick nach einem Stückchen Ocean. Dort, etwa zwei Meilen von hier, harrt unser bereits der große Cunarddampfer China. Er hat gestern Liverpool verlassen und heute Queenstown angelaufen, um die Postfelleisen und einige Passagiere einzuschiffen. Wie nahe bereits die Stunde der Abreise, beweisen seine rauchenden Essen und die vielen ihn umgebenden Boote. Auf den Quais, den Häusern entlang, drängt sich eine bunte Schaar von Spaziergängern: Offiziere in Uniform, Gentlemen, Leute aus dem Volke, Fischer in Sonntagsröcken, Frauen und Mädchen die, in ihre dunklen Mäntel gehüllt, uns mit ihren großen, schönen, tiefbraunen Augen neugierig und melancholisch betrachten. Man kommt aus der Kirche und wohnt nun der Einschiffung bei. Die Auswanderer machen den Anfang. Händedrücke werden gewechselt, einige Thränen vergossen — es ist ein Abschied für das Leben — der Kummer ertränkt in einem letzten Glase Whisky. Ein kleiner Dampfer kommt und geht zwischen dem Quai und dem Cunardschiff. Einige Herren vom Jachtklub in Cork, dem ältesten Englands*), der österreichische Konsul, der Pfarrer von Queenstown und seine Kooperatoren geben mir das Geleite, und wir sind Zeugen mancher rührenden Scene. Doch fehlt das komische Element nicht gänzlich. Endlich kommt die Reihe an mich. Der Antritt einer langen Seereise hat immer etwas Feierliches. Selbst die

*) Gegründet 1727.

Wärme mit welcher die Freunde eine glückliche Ueberfahrt wünschen, erinnert an die Unbeständigkeit der verrätherischen Elemente denen man sich anvertraut. Um drei Uhr an Bord der China; um vier Uhr unter Dampf.

(17. Mai.) Das Wetter vortrefflich. Der Himmel klar. Die Luft frisch und elastisch, eine wahre Oceanluft die Appetit, Schlaf und heitere Stimmung gibt. Wir legen täglich dreihundertzwanzig bis dreihundertvierzig Meilen zurück. An Bord herrscht das kaledonische Element vor. Kapitän, Offiziere, Aufwärter, mehrere Passagiere sind Schotten. Wenig Reisende erster Klasse. General K., von der Armee der Vereinigten Staaten, und seine Tochter sind meine Tischnachbarn. Der General hat gedient in den Urwäldern, in Californien, in Idaho und Arizona, bald mit den Rothhäuten jagend, bald auf sie Jagd machend, je nach den wandelbaren Erfordernissen der Umstände und der wandelbaren Politik seiner Regierung. Wie Schade, daß ich seine Erzählungen nicht stenographiren kann! Wie interessant sind sie, wie sehr tragen sie das Gepräge der Wahrheit, und mit welcher Einfachheit und Bescheidenheit werden sie vorgetragen! Männer der That sind eben meist einfach und bescheiden.

Ein Schritt führt mich aus den Einöden Amerika's nach China. Mir gegenüber sitzt ein junger Mann. Eine elegante Erscheinung. Die Toilette gewählt. Dazu das Benehmen der großen Welt. Es ist einer der Kaufherren der englischen Faktorei in Schanghai. Mit merkwürdiger Klarheit, kurz und bündig, entwirft er mir ein Bild des brittischen Handels und der brittischen Interessen in China. Er denkt wie die meisten seiner Standesgenossen im äußersten Orient. Das Reich der

Mitte sei mit Kanonenschüssen der Civilisation zu eröffnen; viele, sehr viele Chinesen, darunter sämmtliche Mandarine und Literaten, vom Leben zum Tode zu befördern; dann von der chinesischen Regierung eine tüchtige Entschädigung zu erzwingen.

Und nun nach Mexiko! Da sitzt mein Mann: klein, schwarzhaarig, halb Spanier, halb Indianer. Teint und Wäsche lassen, was Frische anbelangt, zu wünschen übrig. Er ist Kaufmann in Monterey am Rio Grande, spricht gut und viel. Seiner Ansicht nach ist nichts so malerisch wie die Reisfelder von Texas, nichts so civilisirt wie die einsamen Ranchos am Paso del Norte. Chihuahua, seine Vaterstadt, sei ein zweites Paris, eigentlich noch viel besser; das gelbe Fieber nicht so arg als man sagt. Es reinigt vielmehr und erneuert das Blut. Wer davonkommt, fühlt sich frisch, munter und kräftig. Es ist eine wahre Lebensassekuranz. Das sind nun freilich poetische Licenzen, das Erzeugniß einer andalusischen Phantasie und einer glühenden Vaterlandsliebe, aber hinter diesen Uebertreibungen erkennt man den praktischen Sinn des Mannes und eine genaue Kenntniß seines Landes. Seine Auffassungen sind originell, seine Witze urwüchsig, wenngleich ein wenig derb. Seine Sprache veredelt sich aber, seine kleinen Augen funkeln, wenn er vom Kaiser Maximilian spricht. Diesen unglücklichen Fürsten — ein Märtyrer seiner Sache und im Tode ein Held — hat sein tragisches Ende mit einer dauernden Glorie umgeben. Schon erscheint er dem Lande, welches er aufrichten wollte und das ihn geopfert hat, als eine jener legendenhaften Gestalten deren Andenken sich verewigt von Geschlecht zu Geschlecht. Auch die Kaiserin ist nicht vergessen. Noch bestehen ihre philanthropischen Schöpfungen. Ihre von barmherzigen Schwestern geleiteten Kinderasyle überlebten die Blutthat von Queretaro.

Auch ein Halbdutzend junger Yankees haben wir an Bord.

Kaufmänner, sämmtlich aus derselben Form gegossen: hohe Gestalt, schmale Schultern, flache Brust; verständige, forschende, unruhige Augen; der Mund fein, der Ausdruck sarkastisch. Sie verbreiten um sich eine Atmosphäre von Geld, und Geld haben sie oder werden es haben.

Das Wetter ist schön und das Vorderdeck überfüllt mit Auswanderern: Männer, Weiber, Kinder, sitzend, kauernd, liegend. Wären es Leute aus dem Süden, etwa Bauern aus Latium, welch' schöne Studien für einen Künstler! Aber diese Gruppen haben nichts Malerisches. Gleichgültigkeit und dumpfe Ergebung liest man in den durch übermäßige Arbeit oder Entbehrung entstellten Zügen. Doch fehlt das heitere Element nicht gänzlich. Junge Leute singen im Chor. Andere plaudern mit den Mädchen die stricken. Einige elsässische Arbeiter, welche nicht wieder Deutsche werden wollen, fragen mich um Rath. Sollen sie nach den Nord- oder Südstaaten, oder nach dem far West gehen? Welchem Berufe sollen sie sich widmen? und wie muß man es anfangen um, gleich bei der Ausschiffung, in den Straßen von New-York nicht Hungers zu sterben? Von der Geographie des neuen Vaterlandes haben sie nur eine dunkle Ahnung, nicht die geringste wie sie ihren Unterhalt gewinnen werden. Welcher Mangel an Voraussicht! Und doch ist dies, wie man mir sagt, der Fall der meisten Auswanderer. Leute, die sich zu Hause unglücklich fühlen sagen sich: nach Amerika! Die wenigen Habseligkeiten werden verkauft; der Erlös genügt eben für die Ueberfahrt, und dann auf gut Glück abgereist!

Ein achtzigjähriger Greis, ein englischer Bauer aus Somersetshire, der Typus des Patriarchen, gestützt auf zwei hübsche junge Bursche, wankt über das Verdeck. Seine Haltung ist die eines Mannes der sich und Andere zu achten weiß. „Sir", sagt er mir, „für mich ist das Auswandern ein wenig

spät, aber ich lasse hinter mir, in England, das Elend, und ich hoffe in der neuen Welt wenigstens Brot zu finden. Dies sind meine Enkel". Dabei sah er die beiden jungen Leute an mit einem Gemisch von Zärtlichkeit, Vertrauen und Stolz. „Ihr Vater und meine Tochter sind im Dorfe geblieben. Ich werde sie nicht wieder sehen", dazu lachte er laut auf. Ich wandte den Blick ab, und er fuhr mit dem Aermel über die feuchten Augen.

Die Schiffsbibliothek ist gut bestellt: die englischen Klassiker, Geschichtswerke, einige Revüen und Walter Scott'sche Romane. Aber die Bücher, in welchen ich am liebsten lese, sind meine Reisegefährten. Sie gehören allen Theilen der Welt an und allen Schichten der Gesellschaft. Der Tag vergeht also schnell. Die Kost ist vortrefflich, wenigstens was die Lebensmittel anbelangt. Zubereitung, Dienst, Einrichtung der Kabinen gehören Altengland an, wie es vor der Reformbill war. Ich klage nicht darüber; ich erwähne nur die Thatsache. Die Herren Direktoren der Cunardlinie sind Konservative. Minder angenehm als der Tag ist der Abend. Erstlich ist es kein Leichtes zu lesen beim flackernden Scheine einer Kerze, bei einem Luftzuge der unmittelbar vom Nordpol kommt, kräftig genug um Rheumatismen zu geben, aber zu schwach um die alkoholischen Ausdünstungen des Soupers zu verscheuchen. Was sodann die Schlafkabinen anbelangt, so findet man dort, unter dieser Breite und im Monat Mai, die Temperatur eines Eiskellers.

(20. Mai.) Während der zwei letzten Tage heftige Windstöße aus West-Süd-West. Die Engländer nennen dies eine double-top-reef-breeze. Später artete diese sogenannte Brise in einen halben Sturm aus, half a gale. So lange der weiße

Schaum der Wellenkämme über die Flanken der Woge gleich Gießbächen herabstürzt, weht eine doppelte top-reef=Brise. Beim Sturm entflieht der windgepeitschte Schaum in horizontaler Richtung. Dies und Anderes lehrte mich der freundliche Kapitän. Die Winde und die Wogen sind sein geringster Kummer. Weniger gleichgültig ist er für Nebel und Eis die man, in dieser Jahreszeit, auf den „Bänken" fast immer antrifft.

Gestern aber ward das Wetter wieder schön. Wir sahen ein Nordlicht und einen großen Eisberg. Ein prachtvolles Schauspiel! Er schiffte neben uns einher, etwa eine Meile entfernt. Glänzend weiß auf der Oberfläche, grün in den Spalten, in zwei hohe Gipfel auslaufend, rollte der ungeheuere Block schwerfällig auf und nieder. Die See ging hoch und die Wogen brachen sich schäumend an der schwimmenden Eismasse. Ungeachtet des Lärmens unserer Maschine vernahmen wir deutlich das donnerähnliche Dröhnen der Brandung. Dabei übergoß uns die arktische Sonne mit ihrem fahlen Licht. Schön, großartig, aber unheimlich!

Wir sind nun auf den Bänken von Neufundland. Diesen Abend werden wir Cap Race umschiffen. Glücklicher Weise ist die Luft klar. Hätten wir aber, was im Mai die Regel, hier Nebel gefunden; wären wir auf den Eisberg gestoßen, was dann? „Oh", sagte der Kapitän, „binnen zwei Minuten in den Grund gebohrt". Dies ist die Schattenseite dieser Ueberfahrten. Ich mache sie jetzt zum dritten Male innerhalb zehn Monate, und fast immer bei dunklem Himmel und dichtem Nebel. Daher so häufig die Unmöglichkeit den Meridian zu nehmen, weil Sonne und Horizont unsichtbar sind; und daher die Nothwendigkeit den Weg by dead reckoning zu suchen, d. h. durch fortwährende Beobachtung die Resultirende zu finden, nämlich das Ergebniß des Schiffskurses, der Schnelligkeit der

Bewegung und der Einwirkung der so wandelbaren Strömungen. Wenn man statt des nördlichen und kürzeren Kurses den südlicheren aber längeren nähme, so würde man wenig Eis und fast keinen Nebel treffen und die Gefahren des Zusammenstoßes mit Schiffen oder Eisbergen bedeutend vermindern. Ungeachtet der nützlichen Dienste des Nebelhornes, dieses wohlthätigen aber nervenangreifenden Instrumentes, welches von Minute zu Minute seinen dumpfen Angstruf in die Nacht hinausbrüllt, sind die Zusammenstöße häufiger als man erfährt. Gelingt es einen oder einige der Schiffsmannschaft zu retten, oder wenigstens den Namen oder die Nummer des in den Grund gebohrten Schiffes zu erkennen, so erstattet der Kapitän Bericht, und die Gesellschaft zahlt die Entschädigung. Ist aber der Zusammenstoß bei ganz tiefem Dunkel erfolgt, ist das Schiff mit Mann und Maus versunken, konnte sein Name nicht erörtert werden, so zieht der große Leviathan einfach seines Weges.

Das Geld ist eben ein schlechter Philanthrop. Die Gesellschaften suchen sich an Schnelligkeit zu überbieten. Jede Abfahrt von Queenstown, jede Ankunft in New-York und umgekehrt wird von den Zeitungen mit Angabe von Tag und Stunde gemeldet. Daher dies wahnwitzige Kirchthurmrennen. Im englischen Publikum sind mehr als ein Mal warnende Stimmen laut geworden, und die Times hat ihnen die Oeffentlichkeit und das Ansehen ihrer Spalten nicht versagt. Nähme man den südlichen Kurs (d. h. südlich vom 42. Breitengrade), so würde die Ueberfahrt einen oder zwei Tage mehr in Anspruch nehmen, dagegen aber unter den gewöhnlichen Umständen jeder anderen längeren Schifffahrt vor sich gehen. Der geringe Zeitverlust würde durch die relative Gefahrlosigkeit mehr als vergütet. Aber dies setzte voraus daß sämmtliche Gesellschaften sich gegenseitig verpflichteten die nördliche Straße aufzugeben, ein Ueber-

einkommen, welches bisher, leider, nicht zu Stande kam. Die Rivalität der Kompagnien trägt die Schuld an den meisten Unglücksfällen. Die Cunard*) haben, allerdings, nie ein Schiff und nicht Einen Passagier verloren. Auch die beiden deutschen Gesellschaften lassen nichts zu wünschen übrig. Kapitäne und Offiziere sind Meister ihres Faches und besitzen von diesem Theile des atlantischen Oceans eine erschöpfende Kenntniß; die Mannschaft besteht aus erprobten Leuten; die Maschinen, das Vollendetste ihrer Art, werden nach jeder Reise zerlegt und sorgfältig geprüft. Was menschliche Vorsicht leisten kann, geschieht. Und dennoch sind die Unfälle, obgleich selten im Vergleiche mit den zu bestehenden Gefahren, weit häufiger als in anderen Meeren. Keine andere Dampfschifffahrtsverbindung bietet ähnliche Gefahr und größere Schwierigkeiten. Im Winter herrschen Stürme vor. Aber die übelste Fahrzeit sind März, April und Mai. Um diese Zeit kommt das Bankeis von Neufundland, von den Strömungen getragen, am Rande des mexikanischen Golfstromes an, vermag nicht ihn sogleich zu durchbrechen und staut sich daher an der Grenze der warmen und kalten Wasser, deren Berührung den Nebel erzeugt. Später im Jahre, im Juni und Juli, erscheinen dort, aus den höheren Breitengraden des Polarmeeres kommend, die Eisberge des vorigen Jahres. Gewaltiger als die Brocken des Bankeises, und bedeutend tiefer gehend, bewegen sie sich nur sehr langsam vorwärts, durchschneiden aber den Golfstrom mit Leichtigkeit, ein Beweis der geringen Tiefe dieses letzteren und des Vorhandenseins anderer unterseeischer Strömungen. Zuweilen scheitern sie auf den Un-

*) Ich lese soeben (Juli 1873) mit großer Befriedigung eine öffentliche Anzeige dieser Gesellschaft, laut welcher ihre Schiffe fortan „um Zusammenstöße zu vermeiden" einen südlichen Kurs einhalten werden.

tiefen der neufundländischen Bänke, und liegen dort wochenlang, Klippen bildend welche auf keiner Karte verzeichnet sind. Die welche nach Süden weiter treiben schmelzen in kurzer Zeit.

Für die nach Amerika gehenden Dampfpacketboote sind der siebente und achte Tag die schwierigsten. Um diese Zeit befinden sich die Schiffe in dem breiten, gegen den Nordpol offenen, Kanale zwischen Island und den Küsten von Labrador, das heißt, vorzugsweise, in der Region der beständigen Nebel und auf der großen Heerstraße der Eisberge. Kaum hat man die irische Küste aus den Augen verloren, so sprechen Offiziere und Matrosen bereits von diesem siebenten und achten Tage, wie die Aerzte von dem kritischen Tage gewisser Krankheiten reden. Bis dahin ist jedes Wetter recht, nachher jede Eisgefahr verschwunden; aber diese beiden Tage!

Voriges Jahr, im Juli, befand ich mich an Bord der Scotia, eines der besten Cunardschiffe. Obgleich im Hochsommer, hatten wir zwischen Cap Clear und Sandyhook die Sonne nur Ein Mal und zwar nur während ganz kurzer Zeit gesehen. Auf den Bänken herrschte undurchdringlicher Nebel, um Mittag beinahe nächtliches Dunkel. Kaum möglich, von der Mitte des Deckes, die vier Wachmänner am Vordertheil zu gewahren. Während die Atmosphäre sich fortwährend verdichtet, zeigt das Thermometer eine plötzliche Erkühlung von Luft und Wasser. Also Eis ganz in der Nähe. Aber wo? das ist die große Frage. Zu meinem Erstaunen wird die Geschwindigkeit unseres Laufes nicht vermindert. Man sagt mir, das Schiff gehorche dem Steuerruder im geraden Verhältnisse zur Schnelligkeit der Fahrt. Um den Eisberg zu umgehen, muß man ihn nicht nur sehen, sondern auch im Stande sein den Kurs rechtzeitig zu ändern. Dies setzt von Seite des Schiffes einen gewissen Grad von Beweglichkeit voraus, und diese Beweglichkeit

steigert sich mit der Schnelligkeit.*) Also, wie dies so häufig im Leben, man vermindert die Gefahr indem man ihr die Stirne bietet.

Ich suche das Vorderdeck zu erreichen. Kein Leichtes, denn wir schiffen viel Wasser ein. Dazu der heftige Gegenwind und die, bei einem Laufe von fünfzehn Knoten die Stunde, gewaltige Schiffsbrise. Also mit den Elementen, mit dem Luftstrome der mich beinahe umwirft, mit der über Bord schlagenden See kämpfend, dringe ich langsam vorwärts. Ein Offizier reicht mir seine kräftige Hand.

„Sehen Sie", sagt er, „jenen gelben Vorhang gerade vor uns? Wenn er Eis verhüllt, und diese vier Jungen mit den Lynxaugen es gewahr werden, sagen wir, auf eine halbe Meile Entfernung, also zwei Minuten ehe wir daran zerschellen, so bleibt gerade Zeit genug um zu wenden, und dann ist Alles in Ordnung. All will be right."

Ich dankte dem Offizier für die Auskunft, bewunderte seine Seelenruhe und die wissenschaftliche Schärfe seiner Berechnung, erlaubte mir aber doch ein leises Bedauern, daß dem Zufall ein so großer Spielraum gestattet sei.

Mühselig dringe ich weiter vor, und erreiche endlich das Bugspriet. Hier stehen die vier Männer in deren Händen, oder vielmehr in deren Augen unser Schicksal liegt. Schöne Typen der angelsächsischen Rasse! Wahre Kolosse. Breitschultrig; Gesichtsfarbe einst weiß und rosig, jetzt von Wind und Sonne gebräunt, edle Gesichtszüge, das Haupt mit dem Southwester bedeckt, indeß die hellrothen Locken im Winde flattern. Da stehen die vier Männer, die Arme über die Brust gekreuzt, wie Bildsäulen, als hätte man sie an das Deck genagelt. Für sie

*) Ich habe seither diese Theorie von Fachmännern bestreiten hören.

gibt es keine Gesetze der Schwere. Alle Fähigkeiten ihrer Seele scheinen gesammelt in ihren lebhaften, glänzenden Augen. Unverwandten Blickes betrachten sie den verhängnißvollen Vorhang, der unser Loos verhüllt. Zu der leichten Erregung ihrer Züge, zur wilden Unruhe der Natur bildet die Unbeweglichkeit der vier großen Gestalten einen eigenthümlichen Gegensatz. Sie sind das Bild der Gesundheit, der physischen Kraft, der Pflichttreue, der Vertrautheit mit der Gefahr.

(21. Mai. Sonntag.) Wir sind in den Gewässern von Neuschottland. Der Tag wundervoll. Majestätisch rollt der Ocean seine langen, flachen, heute von keinem Sturme gepeitschten Wogen. Sie spiegeln die helle leuchtende Sonne, den wolkenlosen Himmel dessen Bläue bereits die Nähe von Land verräth. Ueber dem Meere, in der Luft, am Deck herrscht Ruhe. Die Natur hat ihr Sonntagskleid angezogen. Die Passagiere sind in der großen Kajüte versammelt. Dort liest, in Abwesenheit eines Geistlichen, der Schiffsarzt die Gebete. Dann folgen die üblichen Gesänge. Am Hinterdeck sitzend lausche ich ihrer. Die etwas schrillen Stimmen der Schotten, die näselnden der Yankees dringen zu mir empor, gemildert durch die Entfernung und die freie Luft. Sanft und feierlich verklingt der Choral über der weiten Wasserfläche.

Nachmittag ändert sich die Scene mit Einem Male. Plötzlich sind wir in Nebel gerathen. Schwarze Schleier sinken nieder. Der Himmel verdunkelt sich wie auf der Bühne. Die Sonne, eben erst so strahlend, gleicht einem dürftigen, röthlichen Oelflämmchen. Jetzt ist auch dies erloschen. Der Wind bläst mit steigender Heftigkeit. Ein Schneegestöber umhüllt die China. Aber Bankeis und Eisberge sind hier nicht mehr zu besorgen.

Dagegen befinden wir uns so recht eigentlich auf der Hauptstraße nach New-York. Keine oder wenige Fischerbarken mehr, aber gewiß viele, große Segelschiffe. Allerdings trennen uns noch fünfhundert Meilen von der Mündung des Hudson; da aber Jedermann die gerade Linie, als die kürzeste, vorzieht, so gleicht der, in der Theorie so weite, Ocean thatsächlich einer dreitausend Meilen langen, aber sehr schmalen Gasse, viel zu schmal für die Zahl der Passanten. In diesem Augenblicke befinden sich auf dieser Linie fünf große Packetboote, welche sämmtlich gestern von New-York ausgelaufen sind. Glücklicherweise sind sie noch ferne. Aber die Segelschiffe! Vom Frost geschüttelt, sitzen wir beisammen im hatch-way, einem kleinen Raum am Deck, wo die Matrosen ihren Grog fassen, und die Passagiere rauchen dürfen. Natürlich bespricht man unsere Lage. Der Kapitän tritt für einige Augenblicke ein. Das Wasser strömt von seiner Kautschuckjacke. Sein Bart gleicht einem Eiszapfen. Er zündet ein Cherut an und erleichtert sich das Herz indem er das Wetter verwünscht. In der That, seine Lage ist die eines Menschen der so rasch er kann in einem gänzlich finstern Gange läuft, ohne zu wissen ob es da Stufen gibt, aber ziemlich gewiß daß ein Anderer ihm entgegen rennt! Nie und nirgends sah ich eine so dichte Luft, eine so finstere Nacht; und wir dampfen mit einer Schnelligkeit von dreizehn einem halben Knoten in das Schwarze hinein! Das sind die üblen Augenblicke in dem Leben der Befehlshaber dieser atlantischen Packetdampfer. Findet ein Zusammenstoß statt, so führen die Beschädigten Klage. Ist das Ergebniß ungünstig für die Kompagnie, so wird in den meisten Fällen der Kapitän verantwortlich gemacht. Also auf der See steht sein Leben, zu Lande sein Ruf und sein Vermögen am Spiel. Ein hartes Brot, und eine gräuliche Sache, dieser abscheuliche Nebel!

Aber wir Passagiere haben nichts zu fürchten. Kapitän Mac-Aulay beruhigt uns. „Wir sind die Stärkeren", sagt er. „Kein Segelschiff ist im Stande der China die Stirne zu bieten. Wird Jemand diese Nacht in den Grund gebohrt, so sind sicher nicht wir es." Diese tröstlichen Worte geben der Gesellschaft ihre ganze Heiterkeit wieder. Ein jeder trägt in seine kalte Schlafkabine das erhebende Gefühl seiner Kraft und Unverletzlichkeit. Ein jeder ist fest entschlossen die Unglücklichen, welche ihm in den Weg geriethen, unbarmherzig zu vernichten. In dieser heroischen Stimmung suchen und finden wir, unerachtet des unabläßlichen Stöhnens der Lärmpfeife, den erquickenden Schlaf des Gerechten.

(23. Mai.) Während sechs und dreißig Stunden waren Nebel und Alarmsignale unsere Gefährten! Heute Morgen sahen wir Sonne und Land. In diesem Augenblicke, acht Uhr Abends, geht die China in der Quarantänestation vor Anker. Es ist noch heller Tag; aber der Arzt und der Beamte, welche uns Praktik geben sollen, nehmen im Familienkreise das Nachtmahl ein, bei welcher Funktion, gerade wie ihre Amtsbrüder in Europa, sie Störungen nicht lieben. Wir werden also erst morgen amerikanischen Boden betreten. Man benachrichtigt uns jedoch daß diese Herren nach ihrem Frühstücke kommen, daß die Förmlichkeiten des Mauthauses zwei bis drei Stunden nehmen, und wir nicht vor Mittag ausschiffen werden. Genau so verliefen die Dinge auf meiner vorjährigen Reise. Die Dauer der Ueberfahrt wird auf diese Art um achtzehn Stunden verlängert. Da war es wohl kaum der Mühe werth, mit Gefahr für Leib und Leben, und mit einer Schnelligkeit von vierzehn Knoten die Stunde, durch Eis und Nebel über den Ocean zu jagen.

Aber es scheint, daß die Büreaukratie in beiden Hemisphären dieselben Pfade wandelt. Als guter Patriot freue ich mich, uns in diesem Lande des Fortschrittes so wenig überholt zu sehen.

II.

New-York.

Vom 24. zum 26. Mai.

Broadway. — Fifth-Avenue. — Einfluß New-Yorks auf die Geschicke der Vereinigten Staaten.

In New-York ist Alles interessant. Damit sei nicht gesagt, daß mir Alles gefällt. Man wird nicht müde den Tag über die unabläßige, fieberhafte Thätigkeit von Broad- und Wallstreet zu beobachten, gegen Abend in der prachtvollen fünften Avenue die elegante Welt, die Masse unbeschäftigter Spaziergänger, die zahlreichen Equipagen zu mustern. Der Luxus der Wagen, deren viele mit Wappen geschmückt sind, die allzureichen Livreen, die theuren Pferde, die Toiletten der Damen (besser bedacht von der Natur als von ihren Modistinnen), Alles in diesem wechselnden Bilde erregt die Neugierde des Ankömmlings, wenn es ihn gleich vielleicht nicht in Allem befriedigt. Man forscht nach dem moralischen Bande zwischen diesem großen Aufwande der sich auf dem republikanischen Boden so breit macht und zwischen dem Durste nach Gleichheit, dem Lebensprincip, dem Zwecke, dem Stachel, der Belohnung und der Strafe demokratischer Gesellschaften. Gewiß, diese fashionable Welt wird nur geduldet von dem Proletarier, von dem Blusenmanne, von dem Manne des vierten Standes, wie man in Europa sagen würde; aber diese

Duldung erklärt sich durch die Hoffnung, welche hier zu Lande ein jeder hat — und sie ist nicht ganz chimärisch — seiner Zeit zu ähnlichem Wohlstande zu gelangen. Warum soll er nicht auch sein Weib, welches heute Wäsche wäscht oder in einem Ginpalace Gläser und Flaschen spült, eines Tages hier in einem schönen Landau fahren sehen; warum soll er nicht vor seinen eigenen Gig ein Pferd spannen, das fünftausend Dollars gekostet hat; warum wäre es ihm versagt, sich einst mit all dem Luxus zu umgeben, mit all den materiellen Genüssen, welche sich hier vor seinen Augen entfalten und deren Anblick sein Gelüste darnach weit mehr erregt als seinen Neid? Und hierin liegt der große Unterschied zwischen dem amerikanischen und dem europäischen Demokraten. Der letztere verzweifelt sich zu erheben. Daher sucht er die Anderen zu erniedrigen. Seine moralische Triebfeder ist der Neid, sein Beruf zu nivelliren und zu zerstören. Der Amerikaner sucht den Genuß. Um zu genießen, muß er durch Arbeit Geld gewinnen, was in der neuen Welt immer möglich und zuweilen leicht ist. Ist er reich geworden, so hält er sich für gleich mit Jedermann. Er trachtet also zu steigen; denn er sucht die Gleichheit in einer höheren Sphäre als die wo seine Wiege stand. Der europäische Demokrat hofft die Gleichheit zu verwirklichen indem er die Anderen zu sich herabzieht. Ich gebe der amerikanischen Methode den Vorzug.

In Amerika wie bei uns scheint die Gleichheit nur in der Theorie möglich. Nirgend bewährt sich dies mehr als in den Vereinigten Staaten. Kehren wir zu unserem Blusenmann zurück. Es ist fünf oder sechs Uhr Abends, und er lustwandelt in der fünften Avenue. Das Schauspiel das sich vor ihm aufthut fesselt aber ärgert ihn nicht. Sein Antlitz verräth im Gegentheil freudige Erregung. Was er sieht ist das Bild seiner eigenen Zukunft. Der Gedanke schmeichelt ihm; er weiß nicht

daß diese Träume sich, im besten Falle, nur unvollkommen verwirklichen lassen. Es ist möglich daß er zu großem Reichthum gelange, daß er einstens alle diese Krösuse von Wallstreet an Aufwand überbieten werde. Aber der Zutritt in gewisse Regionen bleibt ihm verwehrt. Bald wird er die Ueberlegenheit derer, welche ihnen angehören, fühlen müssen. Sein Sohn, sein Enkel wird vielleicht Einlaß erhalten; er selbst ist ausgeschlossen. Weil er sich aber in der Lage der Mehrzahl befindet, und seine Kraft fühlt, so verliert er den Muth nicht. Unablässig und auf alle Weise, aber immer erfolglos, jagt er nach dem Traumbilde der geistigen und socialen Gleichheit.

Was ist die Folge? Die wirklich Gebildeten, die Verfeinerten, die Verehrer der geschichtlichen Tradition, die Freunde europäischer Gesittung, entziehen sich gewissermaßen dem öffentlichen Anblicke, bilden eine Welt für sich, fliehen, als ihnen feindlich, die Berührungen mit dem wirklichen Leben, mit den Männern der That welche diesen ungeheuren Kontinent ausbeuten, seine Schätze entdecken und zur Geltung bringen, und deren erstaunliche Leistungen mit Recht der Gegenstand unserer Bewunderung sind. Es ist erlaubt den übertriebensten Luxus zur Schau zu tragen, weil die materiellen Güter einem jeden zugänglich sind. Unerlaubt ist, weil die Menge sich nie zu solcher Höhe erheben kann, das Schauspiel geistiger Bildung und verfeinerter Sitten. Diese Schätze werden verhüllt, wie die Juden des Mittelalters, wie noch heute im Orient reiche Leute die Pracht ihres Haushaltes hinter unansehnlichen Ringmauern sorgfältig verbergen.

Daher kommt es, daß der Reisende in den Vereinigten Staaten mehr rohe als gebildete Leute begegnet; und daher rührt auch die in Europa so allgemein verbreitete aber irrthümliche Meinung, der Nordamerikaner wisse nicht zu leben. Die

Wahrheit ist, daß die Emporkömmlinge — aber empor gekommen durch Verstand, Muth und Thätigkeit — daß diese merkwürdigen Männer welche Mittel fanden sich zu bereichern, aber nicht sich zu erziehen, welche ihren eigenen Werth kennen und daher um so bitterer die Zurückhaltung derer fühlen welche ihnen durch Erziehung und Lebensgewohnheiten überlegen sind — die Wahrheit ist daß diese Männer sich überall vordrängen, während die wahren Gentlemen und die wahren Ladies in der Zurückgezogenheit leben, durch ihre Unsichtbarkeit gegen jene aufgezwungene Gleichheit protestiren, und, in den großen Städten des Ostens, namentlich in Boston und Philadelphia, eine Gesellschaft bilden welche an Exklusivität die unzugänglichsten Kreise unserer Höfe und Hauptstädte bei weitem übertrifft.

In der Physionomie New-Yorks spiegelt sich gewissermaßen die Union. Ich möchte sagen, das geistige, moralische, und kommerzielle Leben des Amerikaners strahlt von diesem Brennpunkte nach allen Theilen der Vereinsstaaten aus.

Broadway ist der Vertreter und das Vorbild der großen Schlagadern welche Nord-Amerika von Meer zu Meer durchziehen. Die thoroughfares der Londoner City, die Pariser Boulevards, die Ringstraße Wiens und seine hundert verschlungenen Irrgänge sind gewiß eben so belebt als Broadway, aber diese Bewegung entspringt aus den Bedürfnissen jener Städte, während Broadway mehr ist als die Gasse einer Stadt; es ist die große Heerstraße der Union. Nachdem rechts und links eine Menge von Menschen und Waaren abgesetzt worden, bleibt von diesen und jenen noch immer genug um die Eisenbahnzüge zu belasten deren Netz sich über den Kontinent ausspannt. Die Leute welche in den zahllosen und vielgestaltigen

Wagen, Karren, Omnibussen umher fahren, sehen mehr wie Reisende denn wie Fahrgäste, mehr unruhig als geschäftig aus. Man sollte meinen, ein jeder fürchte seinen Zug zu versäumen. Gewiß, New-York ist eine Stadt im europäischen Sinn, wie London, wie Paris, wie Wien. Aber es ist zugleich mehr als eine Stadt; es ist auch ein ungeheurer Bahnhof, ein Depot wie man in Amerika sagt, für Reisende und Waaren. Eine sich immer erneuernde Bevölkerung strömt ab und zu, und verleiht der großen Metropole den fast allen amerikanischen Städten eigenthümlichen Anstrich der Unruhe, der Sorge, des Unvollendeten und Provisorischen. Alles in Allem, vertritt Broadway das Princip der Beweglichkeit.

Gehen wir nach Wallstreet, dem Stadtviertel der hohen Finanz. Hier ist die Aehnlichkeit mit der Londoner City unverkennbar. Die Gebäude welche Banken sind, die Menge auf der Gasse welche Börsenmänner sind, die Luft die man athmet, Alles riecht nach Millionen. Doch ist die Analogie nicht vollständig. Ich citire, unter tausenden, nur Ein Anzeichen: die Bankiers haben nie Baargeld im Hause. Ihre Fonds sind in einer öffentlichen Bank deponirt von wo sie mit Hilfe des Telegraphen und eines Kommis ihren Bedarf beziehen. Eine höchst verständige, aber zugleich für die hiesigen Zustände bezeichnende Einrichtung. Die öffentlichen Banken sind kleine Festungen. Einbruch und gewaltsamer Raub sind da kaum möglich. Selbst im Falle eines Aufruhrs bieten diese Geldburgen große Sicherheit. Nicht als ob bedeutende Unruhen dermalen in New-York zu besorgen wären. Aber Geld ist furchtsam; furchtsam und erfinderisch. Am Ende thut es nur wie Jedermann in Amerika: es sorgt selbst für seine Sicherheit, wie der Backwoodman, der seine Penaten an den Saum der Civilisation getragen hat, mit der Erbauung eines Blockhauses

beginnt; wie der Offizier im Reviere der Rothhäute jede Nacht mit seiner Mannschaft hinter Gräben und Schanzkörben biwakirt.

Wir sind in der Fünften-Avenue, also weit von den Stadttheilen des Handels und der Betriebsamkeit. Hier ergötzt sich das Auge an der Betrachtung der dort erworbenen Reichthümer. Den künstlerischen, den architektonischen Werth dieser pomphaften, überladenen, anspruchsvollen Prachtgebäude, die sich in das Unendliche an einander reihen, wollen wir nicht allzu kritisch untersuchen. Dieser Styl von fraglichem Geschmacke ist nach Europa gedrungen und verbreitet sich bei uns immer mehr. Belgravia und die Ringstraße kennen ihn. Auch Hausmann und seine Gefährten haben in dieser Quelle geschöpft, die französische mit der amerikanischen Renaissance verquickt, den Uebergang vom Mignon Heinrichs III zum heutigen Yankee vermittelt. Doch kehren wir nach Fifth-Avenue zurück. Die kleinen Vorgärten sind allerliebst. Immer grün, und in diesem Maimonate, weiß, roth, und lila gesprenkelt, ziehen sie sich wie Blumengewinde von Haus zu Haus: ein Gewebe von feinblätterigen Schlingpflanzen, von duftigen Büschen und glänzendem Südlaub. Dazwischen bleibt noch Platz für kleine kokette Rasenplätzchen welche zierliche Marmorgeländer umfrieden. So niedlich, so reizend, so ideal und poetisch, daß man weder Muße noch Lust hat zu den überladenen Faſſaden der Häuser aufzublicken. Alles in Allem fesselt Fifth-Avenue das Auge durch den Wechsel großartiger Fernsichten und lieblicher Landschaftsbilder.

New-York besitzt eine große Anzahl von Kirchen und Kapellen. Hier spreche ich nicht von der noch unvollendeten gothischen Kathedrale der Irländer; denn dieser Bau entspringt einfach aus dem Bedürfnisse der Seelsorge. Was mir auffällt sind die vielen kleinen, den verschiedensten Kulten gewidmeten, und mit großem Aufwande und in allen möglichen und unmöglichen

Stylen errichteten Tempel. An sich klein, scheinen sie noch winziger neben den monumentalen und verhältnißmäßig ausgedehnten Wohnhäusern die sie umgeben. Unseren Städten verleihen die massenhaften Umrisse des Münsters, die hohen Thürme und Dächer der anderen Kirchen ihr eigenthümliches Gepräge. Von weitem erkennt man sie daran. In New-York, gerade das Gegentheil. Vom Strome aus betrachtet oder von Jersey-City, wo die aus Europa Kommenden landen, zeigt die große Metropole nichts als eine verworrene Ziegelmenge, roth, gelb, grau, überragt von zwei oder drei Kirchthürmen. Die Umrisse der Hausdächer verfließen in eine einzige, konfuse Masse. Eine horizontale Linie schneidet sie vom Himmel ab. Die paar Thürme verschwinden dagegen oder werden Nebensache. Die Ankömmlinge fragen sich, wie so wenige Kirchen für eine Million Christen ausreichen können. Betritt man aber die Stadt, so erkennt man alsbald seinen Irrthum, zumal wenn man Fifth-Avenue erreicht, von wo die Geschäfte verbannt sind, wo die Ruhe in ihr Recht tritt, und mit der Ruhe die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse, und, ein wenig, auch die Erhebung des Gemüthes, die Sammlung und das Gebet. Nicht als ob alle diese kleinen Tempel der eben genannten Straße das Gepräge einer besondern Frömmigkeit verliehen! Im Gegentheil die sanctitas loci fehlt diesem eleganten und vornehmen Stadttheile ganz und gar. Die kleinen Kirchen, unerachtet ihrer anspruchsvollen Architektur, bleiben Nebensache. Sie sind nur während des Gottesdienstes geöffnet der, wenn ich nicht irre, nur an Sonntagen stattfindet. Aber sie bestehen, und ihr Dasein beweist das Dasein religiöser Gefühle im Herzen dieser reichgewordenen Männer. So lange sie im Schweiße ihres Angesichtes nach Gold rangen, hatten sie wenig Zeit für die Ansprüche des inneren Lebens. Seit sie Millionäre geworden,

erinnern sie sich daß auch sie eine Seele besitzen. Sei es aus religiösem Bedürfnisse oder blos der Schicklichkeit halber, und um ihre respectability aufrecht zu erhalten, genug sie steuern reichlich bei zur Gründung von Gemeinden, und die vielen schönen Kirchen der Fifth-Avenue sind großentheils ihr Werk.

In einer Gesellschaft, deren eine Hälfte in einem beständigen Kirchthurmrennen begriffen ist, erstarrt das Seelenleben. Aber der Tod ist nur scheinbar. Von Zeit zu Zeit erwacht man. Die Amerikaner nennen dies revivals. Man versammelt sich in den Urwäldern, in den Prairien des fernen Westen, man betet, man singt, man lauscht den Predigern. Man fühlt sich plötzlich ergriffen von dem Bedürfnisse geistiger Tröstungen. Diese revivals und die Kirchen von Fifth-Avenue sind verschiedene Offenbarungen desselben religiösen Gefühles welches der Kultus des goldenen Kalbes, die Staatsreligion des goldsuchenden Jungamerika zwar einzuschläfern, oder vorübergehend zu unterdrücken, aber nicht auszurotten im Stande war.

Auf meinen Wanderungen durch New-York konnte ich mich, wie während meines ersten Besuches, des Eindruckes nicht erwehren, daß diese Metropole, wie bereits oben erwähnt, allen größeren Städten der Union mehr oder weniger ihr Gepräge aufdrückt. Ich habe diese Bemerkung nirgend gelesen noch gehört, aber sie scheint mir unbestreitbar. New-York wohnt eine centralisirende Kraft inne. Weder der autonome Geist der Staaten, noch die Beweglichkeit der amerikanischen Gesellschaft noch der fast unbegrenzte Raum über den man verfügt, vermögen sie zu überwältigen. Ich könnte viele Belege anführen; aber man schreibt nicht gern bei + 30° R.

Ich komme so eben aus dem großen, ziemlich ordinär aussehenden Stadtviertel der Deutschen. Dort finden die neu angekommenen Auswanderer dieser Nation Rath und Beistand,

bevor sie die Reise nach dem Westen antreten. Sie bringen die Luft aus dem „Vaterlande" mit, und erneuern die Atmosphäre ihrer hier lebenden, meist zu Yankees gewordenen Landsleute. Diese, ihrer Seits, suchen die allzuhochgespannten Erwartungen der eben ausgeschifften Brüder herabzustimmen, ihren republikanischen Feuereifer zu kühlen, kurz ihnen die Dinge darzustellen wie sie sind, und sie vorzubereiten auf ihr künftiges Dasein. Dergestalt vollzieht sich in letzteren, binnen wenigen Tagen, eine merkwürdige Umgestaltung. Der Rückschlag wird sich fühlbar machen in den fernsten und entlegensten Theilen der Union, an den bewaldeten Gestaden des Lake-Superior, in den Kornkammern von Minesota und Wiskonsin, auf den Prairien von Nebraska und Arkansas, am Redriver von Texas, in den einsamen Ranchos des Oregon, in den grünen Schluchten der Sierra-Nevada.

In geringerem Grade ergeht es den Irländern eben so. Ich sage, geringer, weil der Sohn des grünen Erin sich gegen äußere Einflüsse mehr abschließt als der Deutsche; weil der Celte überall sich selbst genügt, und sich in England, wie in Amerika, wie in Australien, der Einwirkung der modernen Civilisation gerne entzieht. Der überwiegende Einfluß welchen die zuerst der Barbarei entledigten Nationen auf jüngere Volksstämme ausüben, scheint ein Naturgesetz. An der Grenzscheide sind in dieser Beziehung immer die ersteren die Eroberer, die letzteren die Eroberten, selbst dort wo zwischen beiden Theilen politische Gleichheit obwaltet, ja sogar wenn die letzteren politisch überlegen sind. Allerdings bleiben diese Eroberungen der Aelteren über die Nachgeborenen der menschlichen Familie innerhalb enger Grenzen eingeschränkt, aber die Thatsache ist unleugbar. Zum Beispiele, auf der ganzen Linie wo die österreichischen Provinzen an Italien stoßen, erscheint das italienische Element gegenüber dem deutschen und slavischen als vorwiegend, freilich nur in

sehr geringem Maße. In Ungarn, für den Magyaren und Slaven, in Böhmen und Illyrien, in Polen und Rußland ist der Deutsche der anerkannte Bote und Zwischenträger der Civilisation. Die der Celten reicht in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurück, wenn man, wie ich glaube, das Christenthum als die Wiege der wahren Civilisation betrachten muß. Insofern sind sie die älteren Brüder der angloſächsischen und deutschen Stämme. Aber nach allen Richtungen von diesen überflügelt, konnten sie ihr Erstgeburtrecht nie anders geltend machen als durch den passiven Widerstand gegen die Einflüsse moderner Gesittung. In New-York sind sie, in Folge des allgemeinen Stimmrechtes, eine gewaltige Macht geworden. Bei den Wahlen geben sie häufig den Ausschlag. In den Staaten bilden sie vorzugsweise das katholische Element, so wie die Deutschen hauptsächlich das protestantische vertreten. Daher sind sie auch die gebornen Gegner der letztern. Die Auswanderer aller anderen Nationen kommen mit der Absicht Amerikaner zu werden, die Söhne der grünen Insel bleiben überall Irländer. Nicht als ob sie oder ihre Kinder nach der Heimath zurückzukehren gedächten; aber ein ideales, ein mystisches Band knüpft sie an das Vaterland. Sie haben es mit sich gebracht. Der Ocean besteht nicht für sie. Er ist höchstens ein Bach. An einem bestimmten Tage, Gott allein kennt ihn, werden die amerikanischen Brüder — so nennt man sie in Irland — ihn wieder überschreiten und den Daheimgebliebenen die Freiheit bringen, nicht die Freiheit im modern europäischen, im liberalen oder demokratischen Sinne, sondern die Unabhängigkeit, die Losreißung von England. Sie werden kämpfen und siegen. Aus diesen Träumen entsprang der Fenianismus, diese unfaßbare Verschwörung welche sich den Detektivs der englischen Polizei und den Wachtposten der englischen Garnisonen ebenso

entzieht wie den Gegenvorstellungen der katholischen Geistlichkeit, und für Irland nicht minder als für das brittische Reich eine Quelle von Verlegenheiten und Gefahren ist. Die Irländer sind also den anglosächsischen Gewohnheiten und Lebensansichten sehr wenig zugänglich. Aber gänzlich entgehen sie diesen Einflüssen doch nicht, und New-York ist es welches den irländischen Irländer in den amerikanischen Bruder verwandelt.

Die Emigranten anderer Nationen erleiden hier auf der Durchreise, nur in erhöhtem Maße, eine ähnliche Umgestaltung.

In dieser Hinsicht wird New-York seine Suprematie bewahren, so lange es den Kopf der großen Brücke bildet zwischen den beiden Welttheilen. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen, für welche Europa keinen Raum mehr besitzt, schlagen den Weg nach der Mündung des Hudson ein, betreten amerikanischen Boden in New-York, nehmen dort ihre ersten Eindrücke auf, und verbreiten sie sodann über alle Theile des Kontinents.

III.

Washington.

Vom 26. zum 29. Mai.

Die todte Jahreszeit in der offiziellen Hauptstadt. — Wie die Amerikaner über den Alabama-Vertrag urtheilen. — Rückwirkung des Bürgerkrieges auf Ideen und Sitten. — Getheilte Ansichten über die Freilassung der Neger. — Wachsendes Uebergewicht des schwarzen Elementes in den Südstaaten.

Wer sich ein richtiges Bild von der offiziellen Hauptstadt der Vereinigten Staaten machen will, mit Vermeidung aller Reisebeschwerden, der lese die Beschreibung des H. Antony

Trollope. Eine wahre Photographie! Die Farben fehlen, aber Zeichnung und Aehnlichkeit sind vollkommen. Fast bereue ich mich nicht damit begnügt zu haben.

Die Luft schwer, die Hitze erstickend. Staub und Muskitos unbarmherzig. Arlington-house, das Hotel der offiziellen Welt, der Senatoren, der Männer der Politik, der Stellenjäger und Sollicitanten höherer Art, ein unbehagliches Karavanserai. Die schlaflosen Nächte verbringt man unter einem durchlöcherten Mückennetz, die heißesten Stunden des Tages in den Sälen des Erdgeschosses oder auf der Veranda. Da liegen mehrere Gentlemen, in Wiegenstühle ausgestreckt. Sie rauchen, sie kauen, sie spucken mit gegen die Decke gerichteten Blicken, aber sie sprechen nicht. In den weiten Räumen herrscht dumpfes Schweigen, nur unterbrochen durch das Summen der Fliegen, von Zeit zu Zeit durch den schweren Tritt eines Farbigen der Erfrischungen bringt, Zeitungen, Briefe oder Telegramme. Zuweilen dringen plötzlich heiße mit Staub geschwängerte Luftströme in den Saal. Dazu Branntweindünste und Speisengeruch. Der Sommer in Buenos-Ayres und Rio de Janeiro ist nicht unerträglicher, und jedenfalls minder nachtheilig für die Gesundheit.

Es eilt auch Alles fort. Der Präsident geht dieser Tage; M. Fish ist abgereist. Das diplomatische Korps und die Vorstände der Ministerien rüsten sich zum Aufbruche. Das Repräsentantenhaus ist geschlossen; die Senatoren im Begriffe dem Beispiele zu folgen. Ich wohnte einer ihrer letzten Sitzungen bei. Man sprach mit Ruhe und Anstand. Mir that es fast leid. Wir Europäer stellen uns amerikanische Staatsmänner meist mit geballten Fäusten und gezücktem Revolver vor. Nichts von dem Allem. Zwei ehrenwerthe Senatoren bekämpften sich mit den Waffen einer tönenden, vielleicht etwas hohlen Dekla-

mation, etwa wie Advokaten, was sie auch ihres Zeichens sind. Sie sprachen abwechselnd laut und leise. Stellen besonderer Beredsamkeit ward dadurch Nachdruck verliehen daß der Redner mit dem Zeigefinger der rechten auf seine flach ausgestreckte linke Hand schlug. Mittlerweile lasen, schrieben, schlummerten die Kollegen. Niemand sprach, Niemand flüsterte, aber Niemand, so schien es, hatte von dem Dasein der beiden Redner die geringste Ahnung.

Das Ereigniß des Tages ist der eben erfolgte Abschluß des Alabama-Vertrages. Die Engländer welche ich darüber sprechen hörte betrachten ihn als ein dem Frieden gebrachtes Opfer; die Amerikaner halten mit ihrem Urtheile zurück; die Kanadier klagen über Verrath. Sie behaupten, das Mutterland opfere sie selbstsüchtigen Zwecken. Schon vor meiner Abreise hatte mir in London ein hochgestellter brittischer Staatsmann gesagt: „Die Trennung Kanada's ist nur eine Frage der Zeit. Dieser Vertrag wird die Scheidung beschleunigen. In vier, in fünf Jahren dürfte sie stattfinden." Sonderbar, wie sich die Zeiten ändern. Wer vor dreißig Jahren in England eine ähnliche Ansicht geäußert hätte, würde, wenn ein Ausländer, für einen Feind, wenn Engländer, für einen Hochverräther gegolten haben. Die heutige Generation hat sich mit dem Gedanken an den Verlust der Kolonien vertraut gemacht. Daß sich Kanada und Australien, beim ersten Kanonenschusse Englands gegen einen auswärtigen Feind, unabhängig erklären werden, bezweifelt fast Niemand. Die utilitarien wünschen sogar die Lossagung der Kolonien und sprechen von ihren Vortheilen, wie Höflinge welche ihrem Souverain zum Verluste einer Provinz Glück wünschen.

Während meines dreitägigen Aufenthaltes in Washington speiste ich an einem kleinen Tische neben einem sehr anständig aussehenden Ehepaare. Es waren der Gouverneur eines der Weststaaten und seine Gemahlin. Der Headwaiter, welcher im Speisesaal den Dienst leitet und über die Plätze als Selbstherrscher verfügt, hatte uns bekannt gemacht. Der Gouverneur eröffnete das Gespräch mit dem landesüblichen Verhöre.

„Erlauben Sie mir, sagte er, Sie mit einigen Fragen zu beläſtigen. Woher kommen Sie? Was ist Ihre Beschäftigung, und was hat Sie nach den Vereinigten Staaten geführt? Was sagen Sie zu unserem Amerika? Nicht wahr, ein schönes, ein großes, ein sehr großes Land, a very big country?"

Es ist oft, besonders von englischen Schriftstellern bemerkt worden, wie sehr der Yankee Schmeicheleien über sein Vaterland liebe, ja daß er selbst die übertriebensten Lobsprüche mit Wollust annimmt, dagegen die geringste Kritik, ja selbst bloßes Schweigen sein patriotisches Gefühl unangenehm berührt. Heute ist dies nicht mehr ganz der Fall. Der Bürgerkrieg hat vieles geändert. Die Geister sind reifer, die ehemaligen enfants terribles zu Männern geworden. Man besucht Europa häufiger als vor dem Kriege, der Gesichtskreis erweitert sich, man schämt sich der kindischen Selbstvergötterung von ehemals. Dies gilt hauptsächlich von Neu-England, wo sich die Brennpunkte des geistigen Lebens befinden. Die Männer des Westens sind weniger vorgeschritten. Der Süden, einst berühmt durch die fürstliche Gastfreundschaft, die aristokratischen Sitten seiner großen Pflanzer, durch seinen Reichthum an Staatsmännern welche fast ausschließlich die Union regierten, der arme Süden ist heute ein aus tausend Wunden blutender, verstümmelter Körper. Die Zeit allein kann Heilung bringen. Seine Lage ist anormal; und da ich ihn nicht besuchen, und daher nicht

mit eigenen Augen sehen werde, so ist es mir versagt über die dortigen Zustände ein Urtheil zu fällen.

Mein Gouverneur, ein Mann aus dem Westen, gehörte offenbar der alten Schule an; ich hütete mich also seine Empfindlichkeit zu verletzten. In diesen schwierigen Lagen, wo die Pflichten der Artigkeit mit der Wahrheitsliebe in Widerspruch gerathen, zieht man sich aus der Verlegenheit wie man kann. Man spendet Lob, und mildert es dann durch irgend eine kritische Bemerkung. Aber die Zuhörer nehmen nur von den Komplimenten Notiz und nicht von den kleinen oratorischen Vorbehalten durch welche der Reisende sein Gewissen zu beschwichtigen oder dessen Stimme zu ersticken sucht. Uebrigens habe ich mehr als einmal erfahren, daß je enthusiastischer der Fremde die Glanzseite der amerikanischen Zustände hervorhebt, desto mehr der Einheimische sich geneigt zeigt der Wahrheit die Ehre zu geben, und die Gebrechen des staatlichen und geselligen Lebens in den Vereinsstaaten ohne Rückhalt zu enthüllen.

„Ja, sagte der Gouverneur nachdem er meine Lobrede mit unverkennbarem Wohlgefallen eingeschlürft, ja wir sind eine große, eine glorreiche Nation. Aber wir sind krank. Wir leiden an den Folgen einer vorzeitigen und zu raschen Entwickelung. Als Knaben sind wir zu schnell gewachsen, als Männer haben wir zu viel auf uns genommen. Uebertriebene Arbeit entkräftet uns. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich daß wir ein vorgerücktes Alter erreichen. Ich fürchte, die Union hat keine Zukunft.

„Sie fragen mich, fuhr er fort, um meine Ansicht über die Freigebung der Neger. Ein bestimmtes Urtheil zu bilden ist dermalen kaum möglich, aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, ist die Emancipationsakte das Todesurtheil der schwarzen Rasse. Der Neger ist, seiner Natur nach, träge und ohne Voraussicht.

Seit er frei ist, arbeitet er wenig oder gar nicht. Um den nächsten Tag kümmert er sich nicht. Ausnahmen gebe ich zu. Seit der Abschaffung der Sklaverei zahlen die Plantagenbesitzer den Schwarzen Lohn, oder, noch besser, sie sichern ihnen einen Antheil an dem Erträgnisse der Ernte. Dies System hat hier und da sich so ziemlich bewährt. Aber, ich wiederhole es, der arbeitsame und sparsame Neger macht die Ausnahme. Wenn die letzten Baumwollernten reichlich sind, so ist dies Ergebniß nicht, wie einst ausschließlich, nicht einmal großentheils, der Sklavenarbeit zu verdanken. Diese Menschen besitzen keinen Arbeitstrieb. Nie werden sie mit den Weißen konkurriren können; sie werden vielmehr in Armuth und Elend gerathen. Sie sind, wie gesagt, ohne alle Voraussicht und sie sind schlechte Eltern. Nie haben sie sich um ihre Kinder bekümmert. Dies war Sache des Eigenthümers. Wenn nicht aus Menschlichkeit, so aus Interesse, um sein Kapital zu erhalten und zu vermehren, sorgte er für gute Pflege der schwangern Negerinnen und ihrer Kinder. Heute ist die Sterblichkeit unter den letzteren geradezu grauenhaft. Uebrigens, eine langjährige Erfahrung hat es bewiesen, blieben die schwarzen Bevölkerungen in den freien Staaten, was die Zahl betrifft, unverändert oder sie nahmen ab. In den Sklavenstaaten, ganz abgesehen von den durch die Einfuhr gelieferten Zuflüssen, vermehrte sich die schwarze Rasse in erstaunlicher Weise. Diese Thatsache erklärt sich durch die soeben erwähnte Fürsorge des Besitzers für die Mütter und die Kinder, sodann durch die Vorliebe des Negers und namentlich der Negerin für die weiße Farbe. In den Südstaaten kamen, vor Aufhebung der Sklaverei, Ehen zwischen Schwarzen und Weißen nie vor. Illegitime Verbindungen zwischen weißen Männern und schwarzen Frauen, stets als gesetzwidrig betrachtet, machten die Ausnahme. Heute hat sich

dies geändert. Das Gesetz ist kein Hinderniß mehr, und eine Masse weißer Feldarbeiter strömt aus dem amerikanischen Norden nach den Südstaaten. Die ehelichen Verbindungen zwischen Schwarzen und Weißen fangen an häufiger zu werden. Also, die Trägheit und die Gedankenlosigkeit, das Elend und die Krankheiten, besonders Kinderkrankheiten, werden die schwarze Bevölkerung vermindern. Hierzu kommt daß fortan die allerdings schwerlich zahlreichen Neger, welche etwas Vermögen erwarben, ihre Töchter mit Weißen oder wenigstens mit minder Schwarzen, als sie selbst sind, verheirathen. Sie sehen, ihre Laster wie ihre Tugenden, der Müßiggang und die Arbeit, haben sich zu ihrem Untergang verschworen."

Arbeiten die Neger? Dies ist die Frage. Aber über diesen Hauptpunkt sind die Ansichten getheilt. Ein in der öffentlichen Meinung Amerika's hochstehender Staatsmann und Vertreter an einem europäischen Hofe sagte mir:

„Die Arbeitsscheu der freigelassenen Neger galt allgemein für erwiesen. Die großen Erträgnisse der letzten Baumwollernten beweisen daß sie, unter dem System des Lohnes oder der Betheiligung, vortreffliche Arbeiter geworden sind. Sie galten für dumm, und nun zeigt sich daß sie seltene Fähigkeiten besitzen, so wie den lebhaftesten Wunsch sich und ihre Kinder zu unterrichten."

Ueber die wachsende politische Bedeutung der Schwarzen sprach sich dieser Diplomat folgendermaßen aus: „Die Anhänger der Emancipation hatten befürchtet, die ehemaligen Sklavenhalter würden auf Umwegen das neue Gesetz zu umgehen suchen, und die große philanthropische Akte der Freilassung ein todter Buchstabe bleiben. Als Gegenmittel gewährte man den Schwarzen die Theilnahme am allgemeinen Stimmrecht. Die Folge wird sein daß letztere bei der nächsten Präsidenten-

wahl den Ausschlag geben werden*), daher bewerben sich auch Republikaner und Demokraten um ihre Gunst.“ Ich möchte hinzufügen, Niemand verkennt ihre Bedeutung weniger als Präsident Grant. Den Beweis liefert die Gunst welche er ihnen zuwendet, und in Folge dessen ihr fortwährendes Zuströmen nach Washington, dem Sitze der Centralregierung. In den Südstaaten sind sie mehr oder weniger die Herrn. In Südkarolina ist der Vice-Präsident der Legislatur ein Farbiger. Hören wir den New-York Observer:

„Die Zustände in Südkarolina sind nachgerade unerträglich. Dies ist zwei Ursachen zuzuschreiben: Die Schwarzen sind zahlreicher als die Weißen, und die ehemaligen Sklaveneigenthümer, empört durch die neue Ordnung der Dinge, verschmähen es die Gesetzgebung und Regierungsgewalt mit den Schwarzen zu theilen. So geschieht es daß letztere im Vereine mit den neuen, weißen Einwanderern aus den Nordstaaten in den Besitz der Macht gelangt sind. Von hundertfünfundzwanzig Mitgliedern der Repräsentantenkammer sind neunzig Schwarze. Im Senat beinahe dasselbe Verhältniß. Die Mehrzahl dieser Leute sind käuflich. Hiezu kommt daß der Grundbesitzer in Südkarolina durch den Krieg Alles verloren hat außer sein Grundeigenthum, daß ihm Baargeld mangelt und die stets steigenden und unerbittlich eingeforderten Steuern ihn erdrücken. . .“ Ueber die Verschleuderung der Staatseinkünfte, unter den schwarzen Regenten, erzählt der Artikel haarsträubende Dinge.

Diese und ähnliche Behauptungen werden von allen Südländern bestätigt und von allen Männern aus dem Norden bestritten. Wo liegt die Wahrheit? und wie sie entdecken?

*) Diese Voraussagung hat sich seither, bei der zweiten Wahl Grant's, bis zu einem gewissen Grade, bewährt.

Eine Thatsache wird aber von beiden Theilen zugegeben: die Schwarzen sind, im Süden, die Herrn der Weißen. In einigen Staaten besitzen sie die Regierungsgewalt; in andern bilden sie, in den Legislaturen, die Mehrheit. Ueberall sind sie eine wahre Macht, sie die, noch vor wenigen Jahren, in denselben Gegenden, für die niedrigsten Wesen der Schöpfung galten. Dies erklärt die Wuth, die Verzweiflung der Weißen, den in ihrem Herzen angehäuften Haß, nicht gegen ihre ehemaligen Sklaven, sondern gegen den Norden, in ihren Augen, den Urheber all' dieser Uebel. Man sehe nur was im Süden vorgeht: Gegenwärtig reist H. Davis in jenen Staaten. Ein wahrer Triumphzug. Seine Worte zünden; und doch sagt er nichts Anderes als: „Schweigt und hofft"; mit anderen Worten: „Wartet bis die Stunde der Rache schlägt." Die Eigenthümer enthalten sich der Wahl und verlieren hiedurch den Boden welchen die Schwarzen und ihre neuen weißen Freunde aus dem Norden sogleich einnehmen. Die Regierung findet keine weißen Beamte. Kaum angestellt, verlassen sie den Dienst, entweder eingeschüchtert oder weil sie selbst für die Sache des Südens schwärmen. Die Frauen, noch entschiedener, noch opferwilliger als die Männer, schüren das Feuer der Vaterlandsliebe, und die Vaterlandsliebe des Südländers ist, in den Augen des Gesetzes, Rebellion oder Verrath. Ein solches Bild entwerfen die Unparteiischen, Mitglieder des diplomatischen Korps in Washington, Reisende die aus den Südstaaten kommen, Männer die jenen Interessen völlig ferne stehen. Einige dieser Schilderungen werden selbst von Gegnern der ehemaligen Konföderirten als wahr anerkannt. Jedermann, ich wiederhole es, gesteht das unleugbare Vorwalten des schwarzen Elementes im Süden. Dies sind naturwidrige und auf die Länge unhaltbare Zustände.

IV.

Von Washington nach Chicago.

29. und 30. Mai.

Die Reisenden im fernen Westen. — Drangsale der einzelnen Herrn. — Aristokratische Regungen im Lande der Gleichheit. — Die Susquehanna. — Die Juniata. — Ankunft in Chicago.

Auf der Eisenbahnfahrt von New-York nach der offiziellen Hauptstadt der Vereinigten Staaten sieht der Europäer nichts Neues und wenig Interessantes. Fast könnte er sich in Europa glauben. Zieht er aber westwärts, so ändert sich allmälig die Physionomie der Reisenden. Die Kaufherren mit ihren Kommis, die eleganten Damen aus Boston, Philadelphia, Baltimore, die Büreaukraten von Washington, all' diese Kosmopoliten, wie wir sie deren auch besitzen, verschwinden nach und nach. Dagegen sieht man fast nur junge Männer, bärtig, ohne Sorgfalt gekleidet, nicht übermäßig reinlich, einen oder zwei Revolver in den Hosentaschen; um die Lenden den Gürtel mit grobleinenen Säcken welche leer sind, wenn der Mann nach dem Westen geht, gefüllt mit Gold wenn er heimkehrt. Auch Landwirthe von minder bedenklichem Aeußeren trifft man und Fuhrleute unter Weges nach den Ufern des Missouri, nach Leavenworth oder Kansas-City, um dort die Leitung ihrer Karavane zu übernehmen. Dies sind wichtige Personen. Unerschrockenheit, Ausdauer, die Gewohnheit des Befehls — erstreckte er sich auch nur auf ihre Knechte und Ochsentreiber — unverwüstliche Gesundheit, Gutmüthigkeit, Rohheit liest man auf ihren Gesichtern welche der Whisky geröthet hat, der Whisky und die sengenden Winde von Neu-Mexiko und Arizona. Die von ihnen nach Santa-Fe, nach Prescott, nach San-Diego, nach Nieder-Cali-

fornien, über Paso del Norte nach Chihuahua gebrachten Waaren repräsentiren den Werth von Millionen. Diese Leute trotzen allen Gefahren, den Indianern und den wilden Thieren der Wüste, den Schneestürmen auf den Hochebenen, den entsetzlichen Uebergängen der Cañones. Drei, vier, fünf Monate sind sie auf der Reise. An gewissen Orten finden sie Vorräthe von Lebensmitteln. Für diese Männer, Kreuzritter ohne Kreuz und ohne Ritterthum, sind diese Haltstellen ein irdisches Paradies, bezauberte Schlösser wo wohlthätige Feen, in Gestalt schöner Indianerinnen, ihrer harren, wo, während der wenigen Ruhetage, alle Genüsse dieser Welt, die Genüsse deren sie fähig sind, die schauderhaften Entbehrungen der Reise vergessen lassen. Da sitzen sie in einer Ecke des Wagens. Wenn ich vorübergehe, blicken sie mich mitleidig und spöttisch an. Armer Mensch, denken sie, wozu ist der zu gebrauchen? Dann schütteln sie mir schweigend die Hand, und lassen mich ziehen. Auch Deutsche sind in dem Zug. Man erkennt sie an ihren lauten Stimmen; denn der Amerikaner ist in der Regel schweigsam, und wenn er spricht, so lispelt er. Auch die Frauen sehen anders aus. Wie überall, reisen sie häufig allein, aber die eleganten Toiletten sind verschwunden.

Man hatte mir in New-York gerathen, mich mit Empfehlungsbriefen zu versehen für die Gentlemen at the Office der Gasthäuser und für die Vorstände der Bahnhöfe. Schon auf einer früheren Reise hatte ich die Vortheile solcher Briefe erprobt. Der Zug ist angekommen. Wir sind in der Nähe einer kleinen Stadt, und gedenken dort zu übernachten. Sie besitzt ein oder zwei Hotels, ein jedes mit acht- oder zwölfhundert Zimmern. Dennoch sind sie immer überfüllt. Alles stürzt auf die Omnibusse welche die Reisenden dahin bringen. Andere laufen zu Fuß. An unser Gepäck brauchen wir nicht

zu denken, denn wir haben einen Check genommen. Es wird sicher und rasch besorgt. Jetzt sind wir angekommen. Wir haben eine Art von Heersäule gebildet, und nähern uns allmälig dem Büreau hinter welchem der Gentleman at the Office steht, ein Herr von ernster wenn nicht majestätischer Haltung. Die Damen haben den Vortritt, und bekommen ihre Zimmer in den elegant eingerichteten Stockwerken, dem ersten oder zweiten des Hotels. Ihre Gatten, Brüder oder sonstige Reisegefährten männlichen Geschlechtes theilen dies Vorrecht. Aber einzelne Herren werden erbarmungslos, mittelst des Elevators, oder Aufzuges, in die großen Dachräume verwiesen. Endlich lange ich vor dem Minos an und überreiche ihm meinen Empfehlungsbrief. Sein Kollege in dem Hotel wo ich die letzte Nacht geschlafen gab ihn mir. Minos erbricht ihn, mißt mich mit einem kalten aber forschenden Blick, dann wendet er sich zu den noch unversorgten Reisenden, und sendet sie nach wie vor in die luftigen Höhen des Karavanserai empor. Endlich ist Jedermann versehen, und ich stehe allein vor dem wichtigen Manne. Nun wendet er sich an mich; die Amtsmiene verschwindet; er reicht mir die Hand und drückt die meine gewaltig; dann lächelt er anmuthig. „Was steht zu Befehl, Baron?" sagt er. „Sie wünschen ein gutes Zimmer, Baron? Wohl denn, Baron, Sie sollen es haben." Und er gibt mir das beste Appartement im Hause.

Daß der Amerikaner den Durst der Gleichheit verbindet mit großem Gefallen an Titeln, ist hundertmal bemerkt und gesagt worden. Wer Senator, Gouverneur, Oberst, General, wäre es auch nur Milizgeneral, heißt, und die Anzahl ist Legion, wird immer bei seinem Titel und niemals bei seinem Namen genannt. Wer den Titel gibt und wer ihn erhält findet sich gleichmäßig geehrt. Was nun gar Adelstitel anbelangt,

die verbotene Frucht des Republikaners, so spricht man sie mit wahrer Wollust aus. Dies ist keine Uebertreibung. Jeder der in Amerika gereist ist kann die Thatsache bestätigen. Der Analogie halber erwähne ich hier den naiven Stolz auf ihre Abkunft, welchen man in den alten Familien findet, den Abkömmlingen der ersten holländischen Einwanderer, oder englischer Puritaner und französischer Hugenoten. Ich habe nie mit Jemandem dieser Klasse Bekanntschaft gemacht ohne sogleich zu hören: „Meine Familie ist sehr alt; meine Vorfahren kamen vor zweihundert Jahren nach Amerika; wir haben in England Verwandte die in der Pairskammer sitzen, oder wir stammen von hugenotischen Edelleuten welche, vor dem Widerruf des Ediktes von Nantes, gut gesehen waren am französischen Hofe.“ Und diese selben Personen welche unaufgefordert ihren Stammbaum entfalteten zeichneten sich durch Erziehung und feine Sitte aus. Sonderbare Anomalie, aber leicht erklärbar, weniger durch die Eitelkeit welche andere Befriedigungen sucht und findet, als durch das Wesen der menschlichen Natur die, gleich der unbelebten, der Mannigfaltigkeit bedarf und die Gleichheit von sich weist.

Auch für Eisenbahnreisende, besonders für einzelne Männer, ist das Empfehlungsschreiben von Nutzen. Der Stationschef eröffnet die Unterhaltung mit einem Händedruck, überschüttet mich mit dem „Baron“ und führt mich, mit dem herkömmlichen Ceremoniell, bei dem Zugführer ein. Dieser gibt mir gleichfalls meinen Titel, und ich nenne ihn Mister. Im fernen Westen sagt man nicht Sir, sondern Mister ohne den Namen beizufügen, denn man hat nicht Zeit darnach zu fragen oder man hat ihn sogleich wieder vergessen. Man ist Weißer und Amerikaner, dies genügt; hiermit bekundet man die Ueberlegenheit über die wilden Thiere der Wüste, über die Rothhäute der

Prairien, über alle Nationen der Erde, mit Inbegriff des Europäers. Die Gattung der man angehört zählt, und nicht das Individuum. Sie sind also Mister, Meister, Meister der Schöpfung. Regelmäßig und schuldigermaßen dem Zugführer vorgestellt, bleibt eine letzte, aber darum nicht unwichtige, Förmlichkeit zu erfüllen. Der Zugführer macht mich mit dem Farbigen bekannt; das heißt mit dem Aufwärter des Wagons. Hiebei, in Anbetracht der mehr oder minder dunklen Hautfarbe, entfällt der Händedruck. So weit ist man noch nicht gekommen, unerachtet der Emancipation der Schwarzen. Man macht Gesetzgeber aus ihnen, sogar Vice-Präsidenten. In Washington, am Sitze der Centralregierung ist ihnen gestattet, in den öffentlichen Wagen die besten Plätze einzunehmen und diese nur farbigen Frauen abzutreten. Aber ihnen die Hand schütteln, um keinen Preis! Der Kondukteur, als Freund, der coloured man, als Diener, machen sich sehr nützlich, suchen ihrem Schützling einen guten Platz, warnen ihn vor schlechter oder gefährlicher Gesellschaft, bringen ihn, falls er auf die Cigarre verzichtet, bei den Damen unter, belegen für ihn eine Sektion, d. h. die vier Plätze eines Fensters welche Nachts in ein Schlafgemach verwandelt werden.

In Baltimore eiliges und grauenhaftes Frühstück in einem eating-house; dann Abreise auf der pensylvanischen Centralbahn. Mehrere Linien führen nach dem Westen. Ihrer Konkurrenz verdankt der Reisende eine bis an die Grenzen des Möglichen getriebene Raschheit der Beförderung. In diesem Augenblicke, und während ich unerachtet der Stöße des Wagens, meiner Gewohnheit gemäß, einige Notizen in mein Taschenbuch schreibe, dampfen wir fünfzig und sechzig Meilen die Stunde!

Mit dem Erstbesten zu schwätzen ist nicht der geringste Reiz des Touristenlebens. An Bücher kann man keine Fragen stellen, und Bücher ermüden das Auge. Manche sind auch langweilig; aber es gibt kein menschliches Wesen dem sich nicht etwas Interessantes abgewinnen ließe: eine Idee, ein glückliches Wort, eine seltsame Auskunft, eine neue Auffassung alltäglicher Verhältnisse. Zuweilen stößt man allerdings auf verschlossene Naturen. Nichts dringt durch ihren Harnisch. Am Ende aber, weiß man sie nur zu nehmen, erschließen sie sich doch. Man frage sie nur um ihre Lebensgeschichte. Da werden sie gesprächig, und es gibt immer etwas zu lernen. Nur entsprungene Sträflinge und leichte Tugenden, die unter dem Inkognito einer trauernden Wittwe reisen, finden solche Fragen zudringlich.

In der höheren Gesellschaft, welche überall mehr oder minder mit den Regierungskreisen zusammenhängt, stehen Frivolität und gewöhnliches Salongeschwätz einer ernsten Unterhaltung häufig im Wege, und verläßt man auch zuweilen das Gebiet der nichtssagenden Phrasen, so erschweren die einem jeden durch seine Stellung auferlegte Zurückhaltung, die Besorgniß sich bloßzustellen, tausend Rücksichten den freien Austausch der Gedanken. Solche Gespräche bedürfen einer chemischen Sichtung um ein Resultat zu geben.

In den mittleren Kreisen des Lebens findet man, in allen Ländern, ein weites Feld der Beobachtung: mehr Kenntnisse als in den höheren Klassen und mehr Abwechselung, aber weniger Verständniß des menschlichen Herzens und des wirklichen Lebens; der Horizont eines jeden ist beschränkter, denn dies ist die Welt der Fachmänner. Der Gelehrte, der Künstler, der Kaufmann, der Gewerbtreibende, so lange sie sich auf ihren Beruf beschränken, sind Fundgruben der Belehrung. Die mindest interessanten aller menschlichen Wesen sind die Handels-

reisenden, die Commis voyageurs. Wenn sie noch von ihren Mustern und Waaren sprechen wollten, aber sie gefallen sich in der hohen Politik. Ein jeder von ihnen sagt, mit großer Offenheit, was er denkt und fühlt, und er denkt und fühlt was er Morgens in seiner Zeitung gelesen hat. Diese Menschen sind erstaunlich. Sie wissen buchstäblich Alles. Die Premierminister der Großstaaten haben keine Geheimnisse für sie. Als vernünftige Leute würden sie zögern, sie wären denn ihres Zeichens Handschuhmacher, über einen Handschuh ein endgültiges Urtheil abzugeben, aber in der Diplomatie halten sie sich für Meister. Rühmliche Ausnahmen gebe ich natürlich zu.

Am lehrreichsten finde ich die Plaudereien mit Leuten aus dem Volke. Ein oberösterreichischer Bauer, eine alte Wirthsmagd in irgend einem abgelegenen deutschen Städtchen oder in einem Badeort der Pyrenäen; der Pfarrer, der Sangrador wie man den Arzt bedeutsam nennt, der Alkalde eines alten Marktfleckens in der Sierra Morena, welche beim Apotheker ihre Tertulia halten; ein irisches Mädchen, das mich durch den Torfgrund führt — ein klassisches Profil, eine klassische Gestalt unter schwarzen Lumpen, eine Kanephore würdig des Phidias — ein Fabriksarbeiter, ein armer Amtsdiener, fesselten oft meine Aufmerksamkeit, überraschten mich durch die Tiefe oder Neuheit ihrer Gedanken, warfen Licht auf verworrene und dunkle Fragen, erregten dabei meine Lachlust oder rührten mich zu Thränen. Der Geschichtschreiber, will er wirklich in den Geist des Jahrhunderts dringen das er behandelt, höre das Urtheil der Zeitgenossen; der Reisende veranlasse die Leute des Landes das er besucht sich über sich selbst auszusprechen. Dies war stets meine Methode; sie wird es auch sein auf meinem Spaziergange um die Welt.

Der Zug vermindert seine Schnelligkeit. Wir legen nur mehr dreißig bis fünfunddreißig Meilen in der Stunde zurück: das Maß der englischen Expreßtrains. Wir sind im Thale der Susquehanna. Der Pensylvania Central schlängelt sich ihren Ufern entlang: bewaldete Hügel, bald einsam bald belebt durch Dörfer, Gußwerke, Bauernhöfe und Landhäuser. Eine schöne poetische Flußlandschaft. Mir fällt die große Abwechselung auf. Hier keine Spur von Kultur. Ueber dichtem Gehölz, über blühenden Büschen ragen Ulmen empor oder Tannen, Fichten, Lerchenbäume, alle schmächtig, schlank, mager wie der Mensch der anglo-amerikanischer Rasse. Zwischen diesem doppelten Vorhange eilt die Susquehanna dahin, blaugrün wie der Türkis. Ein ungeheurer Gießbach. Da siedet und wallt sie, und bricht sich an den tausend Eilanden ihres Bettes, die schwarzen Granitblöcke mit schäumenden Kreisen umschlingend. Dann ermattet ihr Lauf. Wie athemlos, wie beschämt ob ihres ohnmächtigen Zürnens, entfaltet die Nymphe ihre Stirne, lächelt und kost sie mit den Büschen der Ufer, mit den wilden Rosen, den tiefblauen Enzianen welche, leise zitternd, sich spiegeln in der krystallhellen Fluth. Dies ist der klassische Boden der ersten Berührungen zwischen dem weißen und dem rothen Manne. Wer gedenkt da nicht der trefflichen Schilderungen Coopers! Indeß, hier floß niemals Blut. William Penn gewann in diesen Gegenden seine friedlichen Schlachten. Die Einbildungskraft führt uns zurück in jene so nahen, und doch schon so fernen Tage, wo der Far West vor den Thoren Philadelphia's und New-York's, des damaligen Neu-Amsterdam, begann. Wir umgehen ein kleines Vorgebirge, und siehe da! ein breites Thal erschließt sich unsren Blicken. Die Civilisation entfaltet hier ihre Schätze: allenthalben bebaute Felder, rauchende Essen, Dörfer und Marktflecken, kleine nette Häuser, alle nach demselben Model erbaut,

die Bauernhöfe halb versteckt in den Pflanzungen, überall das Bild der durch theilweisen Erfolg gekrönten Thätigkeit, des noch nicht völlig siegreichen Kampfes mit der wilden Natur. Aber einige Schritte weiter umfangen den Wanderer abermals Wildniß und Einsamkeit. So ist das Susquehannathal das Sinnbild des großen Staates welchen dieser Fluß in seiner ganzen Breite durchströmt. Pensylvanien besitzt in den Vereinigten Staaten die meist entwickelte Industrie, und verwerthet mit steigendem Erfolge seine ungeheuren Mineralschätze: Eisen und Kohle. Aber ungeachtet der ihm gewährten Schutzzölle, ungeachtet des beständigen Anwachsens seiner Bevölkerung, ermangeln noch drei Viertheile des Flächenraumes der Bebauung, und überall, wie an den zauberischen Ufern der Susquehanna, wechselt die laute Thätigkeit des modernen Daseins mit dem Schweigen und der Einsamkeit der Wildniß.

Nachmittags hatten wir Harrisburg passirt. Jetzt ergießt die sinkende Sonne ihr rosiges Licht über die idyllischen Gestade der Juniata. Die bewohnten Stellen sind zahlreicher als an der Susquehanna. Die Dörfer folgen sich häufiger, und hie und da, immer von schönen Gärtchen umkränzt, zeigen sich wohlhäbige Landhäuser, etwas überladen in der Architektur, etwas zu anspruchsvoll, aber doch willkommen dem Auge des Europäers den sie an die alte Welt erinnern. Ein sanfter Hauch poetischer Wehmuth weht über dieser Gegend. Die Susquehanna wirkt auf das Gemüth wie ein Epos, die Juniata wie eine Ekloge Garcilaso's:

Corrid sin duelo lagrimas corrientes.

Um zehn Uhr Nachts große Bewegung in den Wagons. Man stürzt auf die Platformen. Mit Hilfe des Vollmondes geräth man in Entzücken über die Schönheit der Landschaft welche mich kalt läßt, über den kunstvollen Bau der Bahnstrecke

worüber ich mir kein Urtheil zutraue. Der Zug dringt in die Schlucht von Jack's Mountain und passirt sodann bei Sideling-Hill die Alleghanies, die Wasserscheide zwischen dem mexikanischen Golf und dem atlantischen Meer. Schauderhaft ist die Herabfahrt, aber glücklicher Weise auch kurz. Ueber diesen Genüssen und Gemüthsbewegungen ist es spät geworden, und Jedermann sucht die Ruhe. In den Schlafwagons verwandeln sich die Lehnstühle in Betten. Breterwände trennen sie. Ein schwerer Vorhang schließt sie gegen den Gang in der Mitte ab. Jedes Fenster gewährt Raum für zwei übereinander angebrachte Schlafstellen. Wer eine „Sektion" gemiethet, besitzt ein ganzes Fenster. Unter dem Schutze des Vorhanges entkleiden sich Männer und Frauen, heften mit Nadeln ein Taschentuch an das von der Verwaltung gelieferte, allzu banale, Kopfkissen, kriechen oder klettern in ihr Bett, versuchen endlich zu schlafen unerachtet des Lärmens, der Bewegung, des Staubes, unerachtet der ekelhaften Ausdünstungen welche diese scheußlichen Schlafstuben verpesten. Entschlossen dem allgemeinen Beispiele nicht zu folgen, lasse ich meine Sektion unbenutzt, und biwakire auf der Platform. Die Nacht ist herrlich. Der Mond verbreitet über die Landschaft sein Silberlicht. So weit das Auge reicht zieht die Bahn in gerader Linie fort, daher die Möglichkeit, fast während der ganzen Nacht mit der ungeheuren Schnelligkeit von fünfzig bis sechzig Meilen dahin zu rasen. Ich sitze auf den Stufen der Platform etwa zwei Fuß über dem Erdboden. Die Kieselsteine zwischen den Schienen funkeln wie Diamanten und machen den Eindruck eines horizontalen Wasserfalles. Wenn der Zug über Brücken passirt — immer Holzbrücken, sogenanntes Trestlework — gleicht die Bewegung der eines Schiffes bei hohler See. Da halte ich mich, mit aller Kraft, an dem Geländer fest und beruhige mich mit dem Ge-

danken, daß auf dieser Bahn, einer der übelberüchtigtsten in Amerika, dennoch die Mehrzahl der Züge ihre Bestimmung erreicht. Von Zeit zu Zeit kommen die Breakmen auf die Platform gestürzt, sperren die Räder und verschwinden dann eben so eilfertig im nächsten Wagon. Wer sie laufen sieht, sollte meinen es handle sich — und es handelt sich wirklich — um Leben und Tod. Auch der Kondukteur kommt und geht, nie ohne mich anzulächeln oder ein freundliches Wort zu sagen, wäre es auch nur: „Now, Baron“ oder „Well, Baron“ oder „hüten Sie sich einzuschlafen, Baron!“ Zuweilen, zur Abwechselung, sagt er nichts, drückt mir aber schweigend die Hand. So oft ich ihn sehe, frage ich: „Wie viel, Mister?“ und die Antwort ist fortwährend: „Sixty.“ Sechzig Meilen die Stunde!

Der Morgen graut und es wird kühl. Ich begebe mich in den Wagon. Der Farbige ist bereits beschäftigt die Matrazen zu entfernen. In der Rotonda, eine Art von Vorzimmer, machen die Reisenden Reihe vor einem kleinen armseligen Waschtische. Ein anderer ist den Damen vorbehalten. Diese erscheinen im Schlafrocke, den Reichthum ihres Haares in der Hand tragend, und machen sodann in Gegenwart sämmtlicher Wagonsgenossen, in aller Unbefangenheit und mit voller Wahrung des Anstandes, eine allerdings unvollständige Toilette Praktisch, aber nicht schön.

Um zwei Uhr Morgens waren wir über Pittsburg hinaus. Um neun Uhr Frühstück in Glastine. Die magern Wälder des Staates Ohio werden im Fluge durchreist. Um Mittag halten wir in Fort Wayne. Um fünf Uhr haben wir Indiana in seiner ganzen Breite durchreist, und die Grenzen von Illinois erreicht. Das Land ist eine nur durch den Horizont begrenzte Ebene. Einige niedere wellenförmige Hügelzüge vermehren die Einförmigkeit dieser unschönen Gegenden. Endlich ist der See

Michigan in Sicht. Gegen Nord dem Ocean ähnlich, macht er mit seinen Dünen und niedrigen Sandufern den Eindruck der äußersten Verlassenheit.

Genau um sechs Uhr, mit Staub gesättigt, von der Hitze überwältigt, ziemlich müde, aber Gottlob! mit gesunden Gliedmaßen, ohne Beinbruch und ohne schwere Kontusion, erreichen wir den Bahnhof von Chicago.

V.

Chicago.

Vom 30. Mai zum 1. Juni.

Physionomie der Stadt. — Steigende Bedeutung des deutschen Elementes. — Die großen Karavanserai. — Wie man haushält mit den menschlichen Kräften. — Ueberlegenheit der unteren Schichten der amerikanischen Gesellschaft. — Chicago, der große Weltplatz des Westens. — Michigan-Avenue. — Ein wandelndes Haus. — General Sheridan. — Das Europareisen der Amerikaner. — Die Stellung der Frau in der Familie.

Ich steige in Shermanhouse ab. Es ist der Urtyp der großen amerikanischen Hotels. Einem Empfehlungsschreiben an den Gentleman des Büreau, dessen Herablassung ich nicht genug rühmen kann, verdanke ich ein gutes Zimmer mit Badekabinet im ersten Stock. Die Wasserröhren versagen zwar wie gewöhnlich den Dienst, aber der Farbige des Quartiers verspricht sie herstellen zu lassen, to fix it.

Mittlerweile ergehe ich mich in den Straßen. Die Hitze ist überwältigend und der erste Anblick Chicago's für den Müßiggänger wenig einladend. Es ist die Stunde um welche man Feierabend macht. Massen von Arbeitern — Männer, Weiber, Kinder — Ladendiener, Kommis, ziehen an mir vorüber, zu

Fuß, im Omnibus, in Trammwagen, fast alle in derselben Richtung. Alle haben Eile ihre bescheidene Wohnung in den fernen Stadttheilen zu erreichen. Alle sehen traurig aus, wie in Gedanken versunken, und todesmüde.

Die Gassen gleichen denen aller amerikanischen Städte. Die Häuser sind von Holz*) gebaut, ahmen aber die Steinkonstruktion nach. Schwarze, kohlengeschwängerte Dampfwolken steigen aus unzähligen Essen der Fabriken empor, sinken in die Gassen hinab, werfen ihre dunklen Schatten über die glänzenden Auslagen der Kaufläden, über die in riesigen Goldbuchstaben prangenden Ankündigungen, welche die Wände der Häuser bis unter das Dach bedecken, über die Menge der Fußgänger die, gebeugt und schweigsam, gemessenen Schrittes, die Arme pendelartig schwingend, den Ort fliehen wo sie den Tag über ihren Schweiß vergossen. Für Augenblicke zerreißt die Sonne den düstern Baldachin welchen die Industrie über die Hauptstadt der Arbeit ausgespannt hat; aber diese plötzlichen, vorübergehenden, schwebenden Streiflichter erheitern das Bild nicht; im Gegentheile, sie erhöhen den unheimlichen Eindruck. In den Hauptstraßen gewahrt man unabsehbare Reihen von Telegraphenstangen. Sie folgen sich in geringer Entfernung und endigen in dem doppelten Bischofskreuz, dem einzigen Zeichen der Erlösung in diesen Regionen deren Gott das Gold ist.

Ich mische mich unter die Menge, und sie zieht mich mit sich fort. Ich suche in den Gesichtern zu lesen, und ich finde überall denselben Ausdruck. Alles hat Eile. Alles will möglichst rasch den eigenen Herd erreichen, die wenigen Stunden der Ruhe ausnützen, wie man ausgenützt hat die langen Stunden

---

*) Wenige Monate nach meinem Besuche ward Chicago eine Beute der Flammen. Wenige Monate später war es aus der Asche neu erstanden. Seither ist es theilweise wieder abgebrannt.

der Arbeit. Ein jeder scheint in dem Nachbar einen Nebenbuhler zu vermuthen. Der Stempel der Vereinsamung ist auf die Stirne dieser Leute gedrückt. Argwohn und nicht christliche Liebe bildet die moralische Atmosphäre ihres Daseins.

Die Nacht bricht herein, und die Gassen werden allmälig leer. Allenthalben höre ich deutsch reden. Ich spreche einige meiner Landsleute an. Zuerst scheint man etwas verwundert, mehr scheu als neugierig; dann gewinnt die deutsche Gemüthlichkeit die Oberhand über die anglo-amerikanische Zurückhaltung. Man wird gesprächig, beantwortet meine Fragen, spricht von dem letzten Kriege, und mit welcher Begeisterung! Das befriedigte Nationalgefühl, der Siegesrausch beleben die sonst ruhigen, ehrsamen, bürgerlichen Physionomien. Die Waffenerfolge der überseeischen Brüder waren für sie eine unerwartete Offenbarung, hoben ihr Selbstgefühl, vermehrten ihre Thatkraft, riefen Bestrebungen wach, welche die Amerikaner bereits für unvereinbar erklären mit der Verfassung und dem Bestande der Vereinsstaaten. Bisher waren unter allen Einwanderern die Deutschen diejenigen welche sich, absichtlich und so rasch sie konnten, mit der angloſächsischen Nation, der Stammrasse der Oststaaten, verschmolzen. Ich habe dies auf meiner vorjährigen Reise nach dem Niagara öfters beobachtet. Unsere, vor etwa zehn oder fünfzehn Jahren eingewanderten, Landsleute sprachen zu ihren Kindern deutsch, und diese antworteten englisch. Es ist bekannt daß die dritte Generation — die Vorliebe für Musik und Bier abgerechnet — sich vollkommen amerikanisirt. Dies ereignet sich auf dem ganzen Gebiete der Union, außer in Pensylvanien wo die Deutschen sehr große Gemeinden bilden. Daher bewahrten sie dort auch mehr als anderwärts die Traditionen, Sitten und, obgleich sehr entartet, die Sprache des Vaterlandes. Heute, unter dem Eindrucke einer gewaltsamen

und, wahrscheinlich, dauernden Reaktion, ist der Deutsche in Amerika aus dem Schlummer passiver Ergebung in der er sich gefiel mit Einem Male erwacht; ist stolz auf seine Nationalität geworden und entschlossen sie zu bewahren, zu pflegen, wo nöthig mit Nachdruck in Anspruch zu nehmen. Sie sind wie Menschen welche plötzlich ihren eigenen Werth erkannt haben und daher geneigt sind sich selbst zu überschätzen; mit denen fortan schwer zu leben ist, und die immer bereit sind sich mit ihren Freunden zu überwerfen. In diesem Punkte ist man in Washington nicht ohne Sorge. In New-York erzählte man mir sogar, die Deutschen beabsichtigten ein selbstständiges Glied des Staatenbundes zu werden. Ich gestehe daß ich diese Befürchtungen nicht theile. Ich kenne uns. Wir Deutsche gerathen leicht in Extase. Man sagt uns sogar nach daß wir mit mehr Einbildungskraft und Logik gesegnet seien, als politischem Verständniß und politischem Instinkt. Gewiß sind wir geborene Professoren und lieben zu dociren; aber wir sind selten übermäßig eitel und im Grunde der Uebertreibung abhold. Ich fürchte, wir sind keine vorzugsweise liebenswürdige Nation. Wir sind zu rechthaberisch. Ein Amerikaner sagte mir: „Ich bin selbst deutscher Abkunft, aber ich liebe die Deutschen nicht. Sie waschen sich wenig, wollen immer Recht haben und prügeln ihre Frauen." *) Dies ist leider der Ruf der Deutschen von Meer zu Meer. Aber je tiefer der Reisende im Westen vordringt, desto mehr häufen sich die Spuren ihrer Anwesenheit, die wundervollen Ergebnisse ihres Fleißes, die beredten Zeugen ihrer Thatkraft, ihrer geistigen Begabung, ihrer eisernen Ausdauer, des großen Platzes den sie bereits in der neuen Welt einnehmen, die ver-

*) Natürlich von den Einwanderern der untersten Stände sprechend. Aehnlich äußert sich Julius Froebel.

heißungsvollen Anzeichen der größeren Zukunft die ihrer zu harren scheint.

Diesen und ähnlichen Betrachtungen entreißt mich der Anblick mehrerer ungeheuren Standarten, welche die Abendluft leise bewegt. Es ist die deutsche Fahne. Ueber dem Stadthause, über allen öffentlichen Gebäuden, über vielen Privathäusern weht sie. Die Veranlassung ist die gestrige Feier zu Ehren des Versailler Friedens, das heißt der deutschen Siege. Da die Deutschen den vierten, wenn nicht den dritten Theil der Bevölkerung von Chicago ausmachen, konnte der Stadtrath seine Betheiligung an dem Feste nicht wohl verweigern.

Nun ist es ganz Nacht geworden. Die schlecht beleuchteten Straßen haben sich geleert. Die Deutschen sitzen in ihren Bierhäusern, trinken ihren Schoppen und ergötzen sich an dem elenden Spiel kleiner Banden, unwürdiger Vertreter des Vaterlandes der Musik. In andern Lokalen wird im Chor gesungen. Welche melodische, Sammtstimmen! Echt deutsch. Wo nicht musicirt wird, macht man Konversation, das heißt alle sprechen sehr laut und zu gleicher Zeit.

Die Amerikaner versammeln sich an den Zugängen und in der Vorhalle der großen Hotels. Jedermann hat dort bekanntlich freien Zutritt. Omnibusse kommen ohne Unterlaß, halten vor dem Thore, entledigen sich ihrer Reisenden. Diese treten sogleich in Reihe und Glied, harren geduldig und schweigsam, rücken langsam vor, empfangen endlich aus den Händen des Gentleman at the Office den Schlüssel zum Nachtquartier. Gleichzeitig entstehen und verschwinden mit wunderbarer Schnelligkeit Cyklopenmauern von Koffern. Nichts gleicht der Behendigkeit und Kraft der Porters. Mit welcher Leichtigkeit sie diese Lasten bewegen! Sie sind alle Irländer, und, im Unterschiede von den Amerikanern, an ihrer fröhlichen Miene, den

verhältnißmäßig ehrerbietigen Manieren und ihren herkulischen Gliedmaßen zu erkennen. Der Amerikaner taugt nicht zu diesem Berufe. Es fehlen ihm dazu die nöthige Gesundheit und Kraft.

Im Bar-room, der Trinkstube, stehen kleine Billarde in großer Anzahl. Bis tief in die Nacht sind sie besetzt. Dieser Raum ist ein großer Saal des Souterrains, a giorno erleuchtet und von einer Atmosphäre erfüllt, in welcher sich die Ausdünstungen des Gases und der alkoholischen Getränke in harmonischer Weise verschmelzen. Das Buffet umstehen Gruppen von Männern. Dort übt der Barman sein Amt. Immer majestätisch, ist er besonders bewundernswerth wenn er Limonade bereitet. Der Zucker wird in Wasser aufgelöst, dann der mit einer Art von Nußknacker ausgepreßte Saft der Südfrucht und krystallhelles Eis hinzugefügt. Diese Mischung wird um die Abkühlung zu beschleunigen abwechselnd in ein Glas und einen Metallbecher gegossen. In wenigen Sekunden ist das Werk vollendet.

Ich bin in mein Appartement zurückgekehrt, und zwar ohne Benutzung des Elevators, da ich Glücklicher ja im ersten Stocke wohne. Ich mache mich nun an das Werk, zünde, nicht ohne Schwierigkeit, die Gasleuchter an, und bereite mein Bad. Aber kaum in die laue Fluth getaucht, verlöschen die Lichter. Der Hahn war von mir nicht richtig gestellt. Das Gas entströmt und die Zimmer füllen sich mit mephitischen Dünsten. Ich stürze aus der Wanne, dabei zufällig die Klappe öffnend. Die Zündhölzchen, durch meine nassen Hände benetzt, versagen natürlich den Dienst. Ich suche meinen Weg im Dunkeln tappend nach dem Bade zurück. Aber, weh mir, das Wasser ist abgelaufen, und ich befinde mich ohne Bad, ohne Kleider, ohne Licht und außer Stand die Zimmerschelle zu fin-

den. Die Moral dieses kleinen Mißgeschickes ist, daß Alles gelernt sein will, sogar die Kunstgriffe die man kennen muß, um sich der zahllosen Erfindungen zu bedienen mit welchen die amerikanischen Hotels ausgestattet sind, und welche alle denselben Zweck verfolgen: möglichste Ersparung der Arbeitskräfte, und daher ein möglichst geringes Dienstpersonale. Zu diesem Ende wird, mittelst mechanischer Vorkehrungen, der Reisende in den Stand gesetzt sich selbst zu genügen. Man bedient ihn bei Tische; man fegt sein Zimmer, und macht sein Bett. Man geht soweit sogar seine Schuhe zu reinigen. Aber man kalkulirt, man setzt voraus, daß er seine Kleider selbst bürste, und man erräth daß er mit den Hähnen der Gas- und Wasserröhren umzugehen weiß. Die Gasthäuser sind alle nach demselben Model erbaut und eingerichtet. Die Kost ist reichlich und mittelmäßig. Man ißt rasch und schweigend. Die Aufwärter, fast immer Farbige, sehen zerstreut und mürrisch aus, es sei denn man würde ihnen durch den Oberkellner empfohlen, was eine Vorstellung des Reisenden bei letzterem durch den Gentleman at the Office voraussetzt. In diesem Falle erwarten sie ein kleines Geschenk, fletschen ihre großen, weißen, scharfen Zähne, verziehen ihre wulstigen Lippen zu einem anmuthigen Lächeln, nehmen sogar eine ehrerbietige Haltung an, und tragen Leckerbissen auf, niceties, welche nicht auf der Speisekarte erscheinen. Alles ist in Ueberfluß vorhanden, die Ventilation vortrefflich, die ganze Einrichtung des Wirthshauslebens praktisch und widerwärtig.

In den Hauptstraßen Chicago's und auch anderer Städte des Westens gewahrt man starke Ringe von Eisen, welche dem Trottoir entlang in das Pflaster eingelassen sind. An diesen Ringen befestigt man sein Pferd. Hiedurch werden Kutscher und Reitknechte entbehrlich. Man will eben mit der menschli-

chen Kraft und mit der Zeit haushalten, von beiden auch nicht das Geringste verlieren, vielmehr den möglichsten Vortheil erzielen. Dies ist einer der großen Grundsätze, oder vielmehr ein großes Gesetz. Jedermann fügt sich ihm willig; Niemand vermöchte sich ihm zu entziehen. Da gibt es keine falsche Scham, keine menschliche Rücksicht! Das in den höheren Kreisen der alten Welt noch bestehende Vorurtheil gegen Händearbeit ist hier unbekannt. Allerdings, die Verfeinerung unserer Lebensweise verflüchtigt sich unter dem Einflusse dieser frischen aber rauhen Luft, und ich glaube nicht daß ein Mensch in vorgerückten Jahren, gewöhnt an die eleganten sanften und vornehmen Lebensformen unseres Kontinents, sich hier zu Lande auf die Länge gefallen könne. Selbst Amerikaner, welche einige Zeit in England, Frankreich oder Deutschland gelebt haben, sehnen sich lange, zuweilen bis an ihr Ende, nach Europa zurück.

Am meisten gewinnen bei diesem Systeme die unteren Klassen, denn es hebt sie moralisch indem es ihnen geistige und materielle Genüsse zugänglich macht welche in Europa das ausschließliche Eigenthum der höheren Stände sind. Daher kommt es daß Einwanderer aus dem Volk, wenn sie, zu Wohlstand gelangt, nach Europa zurückkehren, sich dort nicht mehr gefallen, und daher meist wieder nach Amerika übersiedeln. Ich begegnete einigen Italienern. Sie hatten in Californien und Nevada als Hausirer sich einiges Geld erworben, waren dann nach ihrer Heimath, Piemont, zurückgekehrt, und begaben sich jetzt wieder nach den Gestaden des stillen Weltmeeres. Einer von ihnen sagte mir: „Wir sind etwa vierhundert Italiener in Nevada und Californien. Wir haben mehr oder weniger gute Geschäfte gemacht. Vierundzwanzig von uns sind, die Säckel mit Gold gefüllt, nach unserem Dorfe heimge-

zogen. Aber Europa gefiel uns nicht mehr. Mit Ausnahme von Dreien, kehren wir sämmtlich nach Californien zurück. Dies begreift sich. Mit den Signori können wir nicht, mit unseresgleichen wollen wir nicht verkehren, denn ohne es zu merken haben wir uns über sie erhoben. Wir fühlen uns vereinsamt, werden trübselig und brechen wieder nach Amerika auf.“

Der Morgen herrlich. Der Himmel wolkenlos und von jenem metallischen Blau welches man im Innern von Nordamerika so häufig sieht. Die Sonne erbarmungslos. Selbst der schwarze Dampfqualm der Manufakturen vermag nicht zu widerstehen. Nur der Mensch trotzt ihr. Die Bewegung in den Gassen übertrifft Alles was ich, in dieser Art, in England, in den großen Mittelpunkten des Handels und der Industrie sah. Chicago, erbaut vor sechzehn Jahren, zählt bereits dreimalhunderttausend Einwohner. Der Boden war ein Sumpf und die Luft ungesund. Dem Uebelstande ward abgeholfen indem man die Häuser hob, und zwar ohne Dampf, blos mittelst Schrauben und Menschenkraft, und ohne die Inwohner irgend zu behelligen. Viele Häuser wurden von einem Ende der Stadt nach dem anderen versetzt.

Chicago trägt das Gepräge der beiden Betriebszweige denen es seine Bedeutung verdankt. Es ist die große Getreidefruchtkammer für Minesota und Wiskonsin, und für sämmtliche Weststaaten — seit dem Anschlusse von Californien und Oregon, sollten sie eigentlich Centralstaaten heißen — der Stapelplatz ihres Bedarfes an dry goods und Manufakturwaaren aller Art. Zu Wasser und auf den Bahnen kommt das Getreide in ungeheuren Massen an. Hier werden die Erzeug-

nisse der unerschöpflichen Kornkammern von den Nachbarstaaten zur Waare, zum Gegenstande der Spekulation. Hier wird das Getreide gekauft und verkauft, in den Magazinen beigesetzt, und im günstigen Augenblicke verschifft, sei es durch die Seedampfer sei es auf den Eisenbahnen, nach den Oststaaten und nach Europa. Die mechanischen Vorrichtungen, welche diese Operationen erleichtern, die Elevators und Magazine, sind der Stolz der Einwohner und eine Quelle ihres Reichthums.

Eine andere Gelegenheit Geld zu machen bietet der Kleinhandel mit den unzähligen Hausirern welche hier ihren Waarenvorrath einkaufen. Während mehrerer Jahre haben Cincinnati und St. Louis sich dieser Konkurrenz zu erwehren gesucht. Heute ist das Uebergewicht Chicago's gesichert, und zwar um so mehr als es sich hauptsächlich auf die geographischen Vortheile seiner Lage gründet.

Ich suche Kühlung, und schleiche daher nach dem Seeufer. Vergebens! Kein Hauch kräuselt das ungeheure Becken. Unbeweglich und schweigsam spiegelt es Sonne und Himmel, eine unerträgliche Fülle von Licht um sich verbreitend. Ueber das Seeende geht eine Eisenbahn wie auf Stelzen. Weiterhin zeichnet ein Dampfer seine schwarze Silhouette auf der glatten, leuchtenden Fläche. Die Sonne schüttet ihr Gold aus über Wasser und Land, und dennoch macht das Bild einen düstern, unheimlichen Eindruck. Vielleicht in Folge des Gegensatzes zwischen dem lebendigen Treiben in den Straßen welche ich eben verließ und der ungastlichen Einsamkeit die sich hier vor mir aufthut. Aber dieser Kontrast gehört zu den Eigenthümlichkeiten Amerika's. Man ist bezaubert über den Fortschritt, den Reichthum, die Civilisation; aber fünf Schritte weiter, um jene Ecke herum, geräth der Wanderer plötzlich wieder in die Wildniß. Die Ergebnisse der Thatkraft, des Genies, der Verwegenheit, des prak-

tischen Verstandes dieser Nation, nach ihrem Werthe beurtheilt, erfüllen mit Erstaunen. Aber wie klein, wie ungenügend erscheinen sie, wenn verglichen mit dem was noch zu thun übrig bleibt!

Ich betrete eine große Avenue. Auf der einen Seite begrenzt sie der See, auf der andern eine Reihe stattlicher Gebäude. Es ist die berühmte Michigan-Avenue, das Stadtviertel der Plutokratie. In diesen prachtvollen Häusern, sämmtlich aus Holz aber mit Gyps übertüncht, und in den verschiedensten Stylen erbaut — klassisch, barock, gothisch, italienisch — fast alle mit kleinen, schönen Gärtchen umgeben, wohnen die Familien von Männern welche in wenigen Jahren Millionen gewonnen, und wenn sie sie seither verloren, das Leben neu begonnen und neue Reichthümer erworben haben. Weiter oben verläßt die Avenue das Seeufer und wird zur Gasse. Hier zieht sie zwischen zwei Häuserreihen hin. Die Gebäude sind kleiner, weniger ansehnlich aber doch wohnlich und mehr im Charakter der Villen errichtet. Ich gehe über eine Stunde, und noch ist das Ende nicht erreicht. Hier glaubt man sich auf dem Lande. Man sieht nur Frauen und Kinder, wenig Wagen, keine Omnibusse. Alles athmet Muße und Zurückgezogenheit. Babies spielen in den kleinen Gärten. Elegant gekleidete Damen pflegen auf der Veranda der Ruhe, schaukeln sich in weiten Wiegenstühlen, halten in der einen Hand den Fächer, in der andern einen Roman. Eines stört mich: ein Haus mitten in der Straße. Welch' sonderbarer Gedanke! Doch nein, das Haus bewegt sich, es wankt, und nähert sich allmälig. Bald ist kein Zweifel möglich. Es ruht auf einer Platform von Balken, diese auf Walzen. Ein Pferd und drei Männer schleppen es mit Hilfe eines Taues und einer Winde. So zieht es langsam an mir vorüber. Es ist ein zweistöckiges Haus im Spitzbogenstyl. In der Küche wird

gekocht, denn die Esse raucht. Aus einem offenen Fenster des zweiten Stockwerkes hallen die Töne eines Klaviers herab. Eine bekannte Arie der Traviata verschmilzt mit dem Knarren der Balken die das wandelnde Gebäude tragen.

Ich halte vor einem kleinen Hause. Es hat zwei Stockwerke und drei Fenster in jedem derselben, sieht niedlich und ganz neu aus. Einige Stufen führen zur Thüre. Man läßt mich einige Minuten warten und ich fürchte allen Ernstes den Sonnenstrahlen zu erliegen. Es ist der tropische Sommer ohne seine Feuchtigkeit, der Polarsommer ohne seine erquickenden Brisen. Endlich werde ich eingelassen und in einen Salon geführt welcher die ganze Tiefe des Häuschens einnimmt: elegant, einfach, militärisch.

Ich bin bei General Sheridan.

Im vorigen Sommer habe ich mit ihm die Ueberfahrt nach Europa gemacht, ihn im Winter in Rom auf einige Augenblicke gesehen, und mit lebhaftem Vergnügen begrüßen wir uns jetzt wieder. Grant, Sherman, Sheridan! die drei Gestirne, die drei Helden welche die Konfederation gebrochen, die beiden Hälften der Union mit ihrem Degen, so gut als möglich, wieder zusammen gelöthet haben.

General Sheridan ist von irischer Abkunft, und hat seine Bildung in der Militärschule von Westpoint erhalten. Wie die meisten Zöglinge dieser berühmten Anstalt, vereinigt er gründliche Kenntnisse mit einer kriegerischen Haltung und den Formen eines Gentleman, ich möchte sagen, mit dem europäischen Wesen durch welches die Offiziere der Vereinsarmee auffallen. Man könnte Sheridan für einen österreichischen General nehmen. Er zählt erst achtunddreißig Jahre, sieht aber viel älter aus. Durch eine seltene Gunst des Schicksals war es ihm gegönnt, in einem Alter wo junge Offiziere noch am Beginn ihrer Lauf-

bahn stehen, seinen Namen zu verewigen. Sein Antlitz, gebräunt von Wind und Wetter, durch Wachen, Gemüthsbewegung und Sorgen vor der Zeit gefurcht, trägt das Gepräge naiver Bescheidenheit und edlen Stolzes. Die dunkelbraunen Augen sprühen Feuer, und zeugen von dem celtischen Blut das in seinen Adern rollt. Sie verrathen Verstand, Feinheit, Verwegenheit und jenen kaltblütigen Muth der die Gefahr herausfordert, mit ihr kost, ihr die Stirne bietet. Sheridan trägt das Haar kurz geschnitten, ist von mittlerer Statur, hat breite Schultern und gedrungene Gliedmaßen. Seine Gegner beschuldigen ihn der Grausamkeit, und nennen ihn den Vertilger der Indianer. Von seinen Freunden wird er angebetet. Die einen wie die andern sagen er sei a dashing man. In der That, ein Blick genügt um in ihm den Führer zu erkennen der den Soldaten mit sich fortreißt, der ihn, ohne Widerstreben, zum Siege führt oder in den Tod. Sein Kommando umfaßt beinahe den dritten Theil des Unionsgebietes. Es reicht von den Ufern des Illinois bis nach Nevada, von der kanadischen Grenze bis an die von Neu-Mexiko und Arizona. Um alle seinem Befehle untergebenen Posten zu besuchen, hätte er zwei Jahre zu reisen. Und dieser große Feldherr bewohnt einen kleinen Käfig den er sich selbst gebaut, und den er wenn von hier abberufen ohne Verlust zu verkaufen hofft. Seine Büreaux sind in der inneren Stadt untergebracht, im zweiten Stocke eines jener großen, banalen Häuser wo Industrie, Groß- und Kleinhandel, Kunst und Wissenschaft sich begegnen, wo aber Häuslichkeit, Ruhe und Vergnügen keinen Einlaß finden.

In den Vereinigten Staaten, in diesem Mittel in welchem sich Alles bewegt ist nichts beweglicher als das öffentliche Leben und die officielle Welt. Die oberste Gewalt wird auf vier, höchstens acht Jahre vergeben. Beim Austritte des Präsidenten

werden sämmtliche Staatsdiener, hohe und niedere, man berechnet die Zahl auf vierzigtausend, auf das Pflaster gesetzt. Die Armee macht die einzige Ausnahme, weil angenommen wird, und bisher mit Recht, daß sie der Politik fremd bleibt. Sie ist der Fels inmitten des Flugsandes. Daher auch das Gefühl der Würde und Selbstständigkeit welches man in ihren Reihen häufig und im Civildienste selten trifft. Was insbesondere Sheridan und Sherman anbelangt, so sichert sie ihr Verdienst, wie man mir sagt, gegen feindselige Intriguen. Weder der Präsident, noch eine Kammermajorität würden es wagen sie ihrer Kommandos zu berauben. Merkwürdige Anomalie! Eine Republik in der Alles wechselt, wo keine Stellung gesichert oder selbstständig ist, außer die Militärgewalt!

Während unserer langen Wanderungen an Bord der Scotia sprach mir der General oftmals von den brennenden Fragen seines Landes, immer mit der Klarheit des gesunden einfachen Menschenverstandes, mit der zuweilen rauhen, stets patriotischen Freimüthigkeit eines Mannes der zu hoch steht um mit seinen Gedanken zurückzuhalten. Wenn er die Schattenseiten nicht verhüllte, so belehrte er mich auch über die großen Hilfsquellen, über die moralischen und materiellen Schätze seines großen Vaterlandes.*) Wie alle der Oeffentlichkeit angehörigen Männer, welche wirklich Großes geleistet, nicht Menschen welche blos Geltung haben durch ihre amtliche Stellung die sie vielleicht der Ironie des Zufalls oder einer Intrigue verdanken, und die sie früher oder später mit Spott und Schande verlieren werden — wie alle wirklich tüchtigen Männer, verabscheut Sheridan die Popularität.

*) Ich bedaure diese Unterredungen nicht wiedergeben zu können. Der Leser billigt ohne Zweifel meine Zurückhaltung. Sie wird mir gewöhnlich auferlegt sein, wo ich den Namen des Redenden gebe.

„Ovationen", rief er aus, „ich hasse sie. Diese Bursche, die Ihnen heute die Ohren zerreißen mit ihrem Beifallsgebrülle, bewerfen Sie morgen mit Steinen und Koth."

Im vorigen Sommer, gerade bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Frankreich, landeten wir in Queenstown. Der Telegraph berichtete den Beginn, noch nicht den Ausgang der Schlacht von Wörth. General Sheridan beabsichtigte sich nach dem Hauptquartier des Kaisers Napoleon zu begeben. Die Ereignisse und, wenn ich nicht irre, eine ablehnende Antwort der französischen Militärbehörden bestimmten ihn seine Schritte nach dem preußischen Lager zu richten, wo er die beste Aufnahme fand. Man kennt seine fruchtlosen Bemühungen vor Paris einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Später bereiste er ganz Europa und besuchte fast sämmtliche Höfe; kam dann, wenige Tage vor mir, nach Chicago zurück, und übernahm wieder sein Kommando. Diese, etwas encyklopädische, Art die alte Welt in kürzerer Zeit zu durchfliegen als wir brauchen würden um unseren Reiseplan zu entwerfen und die nöthigen Vorstudien zu machen, ist echt amerikanisch. Für uns wäre dies eine Verschleuderung von Zeit und Mühe, eine Pein. Aber der Amerikaner ist aus anderem Stoff gemacht. Vertraut mit der Anstrengung; stets, selbst in den gewöhnlichsten Verrichtungen seines Berufes, eilfertig; gewohnt große Entfernungen in wenigen Stunden zurück zu legen, seine Mahlzeit in zehn Minuten einzunehmen, immer und überall zu laufen, besitzt er das Monopol der Ortsveränderung. Reisen ermüdet und langweilt ihn nicht. — Zugegeben, aber die geistigen Genüsse, das Studium der Kunstgegenstände, die geschichtlichen Erinnerungen! — Oh, jeden Abend liest man im Guidebook, im Appleton oder Murray was man den andern Tag besichtigen wird. — Aber der Geist wird müde so viele, so ver-

schiedenartige Eindrücke in kurzer Zeit aufzunehmen. — Nicht im Geringsten! Erstlich sind diese Eindrücke nicht tief; sodann hat der Amerikaner eine andere Bildung erhalten. Ich gebe zu daß die wenigen Reisebeschreibungen solcher Touristen welche ich las ziemlich leer und oberflächlich sind. Auch das gebe ich zu daß die meisten Reisenden aus den Vereinsstaaten welchen man bei uns begegnet in die Klasse der Emporkömmlinge gehören. Aber ich habe Andere begegnet die zwar gleichfalls die europäische Pilgerfahrt in wenigen Monaten abgethan, aber deren Erzählungen mich überraschten durch die Richtigkeit des Urtheils, zuweilen durch die Urwüchsigkeit der Auffassung Dieser Gattung gehört offenbar auch General Sheridan an. Uebrigens ist er Soldat, und als solcher ist er gereist. Ein neues Schießgewehr, eine neue Fußbekleidung, die Besichtigung der verschiedenen Armeen boten ihm mehr Interesse als der Rheinfall bei Schaffhausen oder die Peterskuppel in Rom.

Eine liebenswürdige Dame, liebenswürdig durch ihr Benehmen und ihre Bildung, aus einem der Oststaaten wo sich der brittische Typus am reinsten bewahrt hat, war auf einer meiner Amerikafahrten bei Tische meine Nachbarin. Sie kam auch von ihrer großen Tour zurück, und ich brachte sie häufig auf dieses Thema. Was mir besonders gefiel war die Abwesenheit von Vorurtheilen. Nichts Konventionelles. Dazu der Muth die eigene Meinung frei heraus zu sagen. Das Urtheil vielleicht etwas oberflächlich, aber der Instinkt gesund, und die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf praktische Dinge gerichtet. „Ach", sagte sie, „Oesterreich, welch' schönes Land! Die Zollbeamten haben uns zwar an der ungarisch-türkischen Grenze entsetzlich gequält. Aber ich verzeihe es diesen guten Oesterreichern, weil sie im Uebrigen so praktische Leute sind." Ich fühlte daß ich erröthete und zwar aus Vergnügen. Jedenfalls

war mir dies Kompliment neu; ich hatte es früher nie gehört. „Wie man bei Ihnen", fuhr sie fort, „die Telegraphenstangen so gut befestigt! Und in Wien! haben Sie je beobachtet wie man bei den Bauten die Ziegel aufzieht mit Ketten, in kleinen Hüllen die sich von selbst leeren? Wie einfach und sinnreich! Und die Bauern im Salzburgischen! Ich bewunderte die Gerüste auf denen sie ihr Heu trocknen."

Die Reisen nach Europa sind ein wesentliches, beinahe ein unentbehrliches Element des socialen Daseins geworden. Wer Ansprüche erhebt auf Eleganz muß die alte Welt besucht haben. Ehemals schmückten sich die Heimkehrenden mit dem Titel Hadji, Pilger; aber die heutige Generation verschmäht diese lächerliche Bezeichnung. Die Reisen der Amerikaner erinnern an die sogenannte große Tour der jungen Engländer von Stand im siebenzehnten Jahrhundert. Besonderen Werth legen die Frauen darauf. Es kommt häufig vor daß neuerlich reich gewordene Familien sich absichtlich zu Grunde richten um dieser Mode zu fröhnen. Sie reisen mit Kourieren, wohnen in den Prachtappartements der ersten Gasthöfe, fahren in den eleganteſten Equipagen, kaufen Kunstgegenstände ein, und kehren nach Amerika zurück, wenn ihr ganzes Vermögen vergeudet ist. Ihren Zweck haben sie aber erreicht. Sie fühlen sich gleichsam geadelt und innerlich befriedigt. In dieser gehobenen Stimmung beginnt man das Leben von Neuem, steigt ohne Murren zu dem ersten, niedrigen Ausgangspunkte herab, wird wieder was man ursprünglich war, Metzgergeselle, Aufwärter, Hausirer oder Porter, ein jeder nach Maßgabe seiner Fähigkeit und physischen Kraft.

Junge Leute, wenn sie ihrer Natur nach vorsichtig und sparsam sind, nehmen ehe sie heirathen darauf Bedacht daß ihre Flamme nicht von dem Europafieber ergriffen sei. Auf

einer meiner Ueberfahrten beobachtete ich einen jungen Mann der, die Berührung mit Anderen vermeidend, allein in einer Ecke saß und seine Uhr unaufhörlich betrachtete. Eines Tages erlaubte ich mir ihn nach der Ursache seiner Ungeduld zu fragen. „Nicht Ungeduld", war die Antwort, „Trauer". Damit reichte er mir die Uhr. Auf das Zifferblatt war die Photographie eines Frauenkopfes geklebt. „Dies ist", sagte er, „meine Frau. Wie finden Sie sie? Schön? In der That sie war es. Sie ist gestorben, und ich wollte mich zerstreuen. Ich bin Pelzhändler, und ein Geschäftsfreund sagte mir Petersburg sei eine lustige Stadt. Ich ging also nach Petersburg, aber ich fand dort nichts Lustiges, und kehre, wie ich gekommen, nach Amerika zurück. Ich glaube immer die Schritte meiner Frau zu hören, bald neben bald hinter mir; aber wenn ich mich umwende, ist Alles stille. Darum sehe ich meine Uhr an, an welcher ich ihr Porträt befestigt habe. Sie war mir sehr zugethan, sie hielt mich von dummen Streichen ab, gestattete mir keine üble Nachrede gegen den Nebenmenschen, und verhinderte mich Abends in den Bar-room zu gehen. Sie war eine gute Haushälterin und verlangte nie nach Europa zu gehen. No Europagoing, no such nonsense." Das Alles sagte er in der trockensten Weise, und ohne daß sein Alltagsgesicht die geringste Bewegung verrieth. Während der übrigen Zeit der Reise verlor ich ihn aus dem Gesichte. Erst bei der Ausschiffung stieß ich wieder auf ihn. Ich verlangte nochmals seine Uhr zu sehen. Das rührte ihn. Er erröthete und eine Thräne glänzte in seinen matten, nichtssagenden Augen. She was, sagte er, very fond of me and never spoke of Europagoing.

Es ist der dritte Tag meines Aufenthaltes, und ich habe hiemit, scheint mir, des Guten genug gethan. Die Städte des Westens sind bald gesehen, und eine gleicht der andern. Das-

selbe läßt sich sagen von den Hotels welche nicht nur im Leben des Fremden sondern auch des Einheimischen einen so bedeutenden Platz einnehmen. Viele Angesiedelte, besonders junge Ehepaare leben im Wirthshaus. Diese Sitte erspart die Ausgaben der ersten Einrichtung und die lästigen Sorgen des Haushaltes; sie erleichtert auch die so häufig vorkommenden Umsiedelungen nach fernen Gegenden. Aber sie verurtheilt die junge Frau zur Einsamkeit und zum Müßiggang. Den Tag über ist der Mann bei seiner Arbeit. Zu den Essensstunden erscheint er, verzehrt sein Mahl mit dem Schweigen und der Eilfertigkeit des Heißhungers, kehrt dann er zurück unter sein Joch. Hat er Kinder, so schickt er sie, im Alter von fünf oder sechs Jahren, zur Schule. Sie gehen und kommen allein, bringen die übrige Zeit zu wie ihnen gefällt, thun mit Einem Worte was sie wollen. Die väterliche Gewalt ist beinahe null; jedenfalls wird sie nicht ausgeübt. Erziehung gibt man den Kindern nicht, aber der Unterricht, immer öffentlich, ist verhältnißmäßig gut und, was die Hauptsache, Jedermann zugänglich. Diese kleinen Gentlemen führen das Wort mit großer Unbefangenheit, haben altkluge Augen mit einem verwegenen und schlauen Blick, und reifen vor der Zeit. Die kleinen Damen von acht bis zehn Jahren sind bereits Meisterinnen in den Künsten der Gefallsucht, der Flirtation und versprechen zu fast young ladies heranzuwachsen. Aber sie werden als treue Gattinnen dem Manne zur Seite stehen, wenn er gute Geschäfte macht ihn durch ihre Putzsucht zu Grunde richten, dann das Elend mit Heiterkeit und Ergebung tragen, und, hat das Glück wieder gelächelt, sich in denselben Aufwand und dieselben Thorheiten stürzen.

Die dem Angloſachsen so theure Häuslichkeit zählt wenig im Leben seiner überseeischen Vettern. Die Erklärung ergibt sich von selbst. In der neuen Welt erblickt der Mann als Er-

oberer das Licht. Sein ganzes Leben ist ein ununterbrochener Kampf, ein Wettlauf über furchtbare Hindernisse hinweg, um einen Preis von unberechenbarem Werth. Er muß auf der Rennbahn erscheinen. Er kann nicht innehalten auf die Gefahr hin von den Nachfolgenden zertreten zu werden. Er dringt in die Urwälder, lichtet sie wo er kann, bereitet die Wege den nachkommenden Geschlechtern, den Brüdern der Zukunft. Den grünen Ocean der Prärien verwandelt er in Ackergrund, die Rothhäute entreißt er der Barbarei (indem er sie vertilgt!); der Gesittung, dem Christenthum erschließt er die Wege. Er besiegt die wilde Natur und erobert einen Welttheil. Dies ist seine Bestimmung. Sein Leben ist ein Feldzug, eine Reihe von Schlachten, von Märschen und Gegenmärschen. Die sanften Freuden, das traute Zusammensein, die Gemüthlichkeit des Familienlebens bilden nur Episoden in seinem fieberhaften, kampfbewegten Dasein. Ist er glücklich? Sein müdes, trauriges, unruhiges, zuweilen kränkliches Aussehen gestattet den Zweifel. Uebermäßige Arbeit ist selten zuträglich. Sie erschöpft die physischen Kräfte, sie verschließt gegen geistige Genüsse, und verhindert die Sammlung der Seele.

Aber mehr noch leidet unter diesen Verhältnissen die Frau. Sie sieht ihren Mann den Tag über nur Einmal, höchstens während einer halben Stunde und Abends, wenn er übermüdet heimkommt um sogleich den Schlaf zu suchen. Sie kann ihm nicht beistehen, nicht mit ihm die Bürde des Lebens tragen, seine Hoffnungen, Mühen und Sorgen theilen. Kaum daß sie sie kennt, denn zu traulichen Mittheilungen, zu geistigem Verkehr fehlt die Zeit. Auch als Mutter ist ihre Thätigkeit beschränkt. An der Erziehung der Kinder nimmt sie nur geringen Antheil. Letztere sind meist außer Hause und erziehen sich

selbst. Gehorsam und Ehrfurcht für die Eltern kennen sie nicht. Dagegen lernen sie sehr frühzeitig die Fürsorge und Unterstützung des Vaters und der Mutter entbehren. Sie reifen rasch und bereiten sich, schon im zartesten Alter, für die Kämpfe vor, für die Stürme und Abentheuer die ihrer harren. Ja sogar die kleinen Sorgen und Zerstreuungen des Haushaltes fehlen der Frau, wenn man, wie dies häufig der Fall ist, in einem jener großen Karavanserai als Kostgänger lebt.

Gleichsam als Entschädigung für so große Entbehrungen gewährt die amerikanische Gesellschaft der Frau Vorrechte und Rücksichten die in der alten Welt unbekannt sind. Allenthalben und zu jeder Stunde kann sie sich allein zeigen. Allein reist sie von den Ufern des atlantischen Oceans nach dem mexikanischen Golf und dem stillen Weltmeer. Ueberall wird sie mit Artigkeit überhäuft. Eine Galanterie welche man ritterlich nennen könnte, wäre sie minder banal und manchmal nicht geradezu grotesk und lächerlich. Ich sitze in einem der Tramwaycars welche in den Hauptstraßen der großen Städte auf- und abfahren, schlummernd oder in Gedanken versunken. Da weckt mich ein leichter Fächerschlag auf die Schulter. Vor mir steht, in voller Majestät, ein junges Wesen, Frau oder Mädchen. Sie mißt mich mit einem hochmüthigen, befehlshaberischen, beinahe zornigen Blicke. Ich trete ihr sogleich mit größter Bereitwilligkeit meinen Platz ab. Sie nimmt ihn ein ohne mich eines dankenden Wortes oder Lächelns zu würdigen. Sie bemerkt nicht, daß ich den Rest der Fahrt stehend zurücklegen muß, in der unbequemsten Stellung mich an dem Gangriemen festhaltend. Einmal geschah es daß eine junge Dame einen hinfälligen Greis in dieser lakonischen Weise expropriirt hatte. Als sie an einer Haltestelle den Wagen verlassen wollte, rief ihr einer der Fahrgäste zu: „Madame, Sie haben etwas vergessen“. Sie eilt

suchend nach ihrem Platz zurück. „Sie vergaßen diesem Herrn zu danken.“

Europäische Reisende bewundern diese Galanterie. Ich gestehe sie scheint mir übertrieben und unnatürlich, wie so vieles Andere in Amerika, wie zum Beispiele, in den Sälen der Wirthshäuser, die Pracht der Möbel, Spiegel, Teppiche und Vorhänge. Sie steht im Widerspruche mit der sehr gemischten Gesellschaft. Dagegen ist es Mode die Amerikanerin zu tadeln. Man findet sie kokett, frivol, verschwenderisch und vergnügungssüchtig. Diese Beschuldigungen halte ich für ungerecht. Die Frau trägt das Gepräge der Stellung welche man ihr gibt und der Luft die sie athmet. Als junges Mädchen folgt sie den Neigungen ihres Geschlechtes welche nicht, wie bei uns, durch die Lehren und das Beispiel der Mutter geregelt, geläutert und veredelt werden. Sie will gefallen, und, ist sie lebhaften Geistes, wird sie eine fast young lady; das heißt, sie lacht laut, wirft vielverheißende Blicke um sich, umgibt sich mit einem möglichst großen Kreise junger Verehrer. Aber diese Dorfkoketterie, deren Geschmack zum Mindesten gesagt fraglich ist, überschreitet selten gewisse Grenzen. Dagegen, junge Gelbschnäbel, die Ihr eben von Europa kommt, nehmt Euch in Acht! Bedenkt, hinter der Holden lauert, den Revolver, das bowing-knife, den arkansischen Zahnstocher unter dem Arme, ein Vater, ein Bruder, ein Oheim. Im richtigen Augenblick fragt er Euch, mit artigem Lächeln, nach der Reinheit Eurer Absichten.

Die verheirathete Frau ist in der Regel ehrbar. Wenn sie zu viel auf Putz hält, so geschieht dies mit Bewilligung des Gemahles. Wenn man sie oft auf der Straße sieht, so bedenke man, daß sie zu Hause nichts zu thun hat. Wenn sie das Wesen einer Emancipirten annimmt, so fügt sie sich der landesüblichen Sitte. Sie begeht eine Sünde gegen den guten Ge-

schmack aber kein Verbrechen. Sie verschmäht keineswegs geistige Nahrung. Sie liest sogar viel, meist Romane, aber auch die englischen Klassiker und Encyklopädien. Bei den öffentlichen Vorlesungen welche wandernde Literaten in allen einigermaßen bedeutenden Städten halten bilden Damen die Mehrzahl der Zuhörer. Obgleich die Frau die größte Freiheit genießt, meist, und jedenfalls viel mehr als die Europäerin, ihren Tag in Einsamkeit und Müßiggang verbringt, so ist ihre Aufführung doch tadellos. In den großen Städten, besonders in New-York, fehlt es natürlich nicht an grobem Aergerniß; aber, Alles in Allem, ist das Familienleben gesund, und die Frau würdig der bevorzugten Stellung welche sie in der amerikanischen Gesellschaft einnimmt.*)

VI.

Von Chicago nach Salt-Lake-City.

Vom 1. zum 4. Juni.

H. Pullman und seine Cars. — Der Missisipi. — Annehmlichkeiten eines Wettrennens auf der Eisenbahn. — Omaha. — Die Prärie. — Das Thal der Platte.— Die Indianer. — Ein scalpirter Stationschef. — Die Bahnhöfe der Pacifikbahn. — Cheyennes. — Die Roughs. — Leben der Offizire der Unionsarmee im far West. — Ueber die Rocky-Mountains. — Das Wahsatch-Gebirge. — Brigham Young in Ogden. — Ankunft in der Hauptstadt der Mormonen.

In Chicago lernte ich einen großen Mann kennen. Wer hat nicht von den Pullman-Cars gehört? Wer weite Fahrten vorhat, sucht in diesen Wagen zu reisen und wundert sich daß

*) Vorstehende Betrachtungen beziehen sich hauptsächlich auf die Zustände der westlichen und pacifischen Staaten. Neu-England ähnelt auch, in diesem Punkte, der alten Welt.

das philanthropische Fuhrwerk noch nicht in Europa eingebürgert sei. Der Erfinder kommt eben von Wien und Konstantinopel zurück. Er sagte mir: „Die Europäer wissen diesen Komfort noch nicht zu schätzen; sie verstehen sich nicht auf das Reisen, aber sie werden es lernen und mich dann würdigen."

H. Pullman ist noch ein junger Mann. Er hat ein intelligentes Gesicht, ein gravitätisches, ich möchte sagen majestätisches Wesen. Er spricht wenig, kennt seinen Werth sowie auch den Werth seiner Zeit. Jede Minute gilt eine gewisse Anzahl Dollars und Cents. Nach langen Studien und vielfachen Versuchen ist es seinem praktischen und erfinderischen Sinne gelungen den Eisenbahnreisenden gegen die Kälte, die Hitze, den Staub, den Lärm, die Erschütterung zu schützen, und mit allen Bequemlichkeiten eines wohlbestellten Haushaltes zu umgeben. Der Luxus der Einrichtung und der Verzierung seiner Wagons zeugt vielleicht nicht von Geschmack, aber er behagt dem amerikanischen Publikum. Ein solcher Wagen kostet zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Dollars. Hieraus ergibt sich natürlich eine Vertheuerung der Reise, aber die Mehrausgabe wird reichlich aufgewogen durch die Bequemlichkeit deren man in diesen Cars genießt und die größere Gewähr für Erhaltung der Gesundheit. In Amerika sind die Entfernungen sehr groß, und man legt sie in der Regel ohne Unterbrechung zurück. Von New-York nach Neu-Orleans zählt man achtzehnhundert, nach San-Francisko dreitausenddreihundert Meilen. Die Reise nach letzterer Stadt wird in sieben Tagen und Nächten zurückgelegt. Dies erklärt die Vorliebe des Publikums für die Pullman-Cars. In Europa reist man selten ohne anzuhalten während mehr als sechsunddreißig oder achtundvierzig Stunden. Eine Erhöhung der Reiseausgaben der Bequemlichkeit halber ist also weniger gerechtfertigt. Hieran ist wohl die Einführung dieser

Wagen bei uns bisher gescheitert. Sie befahren fast alle großen Bahnen der Union. Das gesammte Material gehört einer Gesellschaft deren Präsident, Generaldirektor und größter Aktionär H. Pullman ist. Die Aktien geben mehr als zwölf Procent und Pullman ist Millionär.

Diesen Morgen hat er mich am Bahnhofe empfangen und in einem State-room untergebracht. So nennt man einen kleinen Salon der, in der Mitte des Wagens befindlich, fast dessen ganze Breite einnimmt, und nur an der Einen Seite für einen Verbindungsgang zwischen den beiden Enden des Cars Platz läßt. Während der Nacht verwandelt man den Salon in ein Schlaf-, Morgens in ein Ankleidezimmer. Alle diese Einrichtungen sind trefflich bis zur Vollkommenheit. Ein Mann, was auch immer sein Wirkungskreis sei, welcher Vollkommenes leistet, ist in seinem Fache ein großer Mann. Mit Vergnügen bemerkte ich mit welch' ehrerbietiger Zuvorkommenheit Jedermann, Reisende, Beamte, Arbeiter, H. Pullman begrüßten, als er mich langsam und feierlich durch die großen Hallen des Bahnhofes geleitete. Ludwig XIV der durch seine Vorzimmer schreitet! Wer mit Händen greifen will daß Gleichheit auf unserm Planeten ein leerer Wahn sei, der komme nach Amerika. Hier wie anderwärts, wie überall gibt es Könige und Prinzen. So war es, so ist es, so wird es sein bis an das Ende der Zeit.

Drei Eisenbahnen, welche drei verschiedenen Gesellschaften gehören, führen von hier nach dem linken Ufer des Missouri, gegenüber von Omaha. Man hat für mich die längste gewählt. Sie heißt C.-B.-Q.-R., nämlich Central Burlington and Quincy-Railroad. Auf den drei Linien gehen die Züge zur selben

Stunde ab, und erreichen ihre Bestimmung fast zur selben Zeit. Es ist eine Art von Kirchthurmrennen. Zu beiden Seiten der Schienen entfliehen den Blicken des Reisenden die wellenförmigen Ebenen von Illinois. Ueberall Meierhöfe, Gärtchen, Felder, hie und da einige hochaufgeschossene magere Bäume. Im Ganzen der fälschliche Eindruck eines ganz bebauten Landes. In der That aber wäre eine Million von Armen nicht zu viel um den Boden dieses Staates urbar zu machen.

Wir sind Vormittags abgereist. Um fünf Uhr wird das Diner angesagt, und im Dining-Car aufgetragen. Es wäre der besten Hotels von New-York würdig, immer Prevost-house ausgenommen, welches ohne Gleichen ist in beiden Hemisphären. Diese Mahlzeiten während der Fahrt bieten nur Einen aber nicht zu beseitigenden Uebelstand. Der Zug bewegt sich fortwährend in einer dichten Staubwolke. Daher die Nothwendigkeit die Ventilatoren und die doppelten Fenster zu schließen, und in Folge dessen eine erstickende, heiße, wegen des Speisegeruches widerwärtige Atmosphäre. Ueberdies zahlt sich das Unternehmen nicht. Jenseits des Missouri hat man es auch bereits aufgegeben.

Um sieben Uhr überschreiten wir langsam den Mississipi auf einer, in neuem und kühnstem Style errichteten Brücke. Sie beugt sich unter unserer Last, und die Wagen schwanken wie ein Nachen auf leicht bewegter See. Dieser Riesenstrom rollt seine stillen Wasser zwischen niederen, bewaldeten Ufern; die letzten Strahlen der Abendsonne übergießen sie mit zauberhaftem Lichte. Der eigenthümliche Reiz der Landschaft überrascht vielleicht gerade wegen der Einfachheit ihrer Bestandtheile. Die tiefe Melancholie, die wilde Größe des Bildes machen einen überwältigenden Eindruck. Am jenseitigen Ufer angelangt, gestattet uns eine Wendung der Bahn den Blick zurück-

zuwerfen nach der Brücke: ein oben horizontal abgeschnittenes Spinnengewebe! Im Hintergrunde der flammende Abendhimmel. Ich frage mich wie diese Filigranarbeit Bahnzüge zu tragen vermag. In diesem Augenblicke fährt eine einzelne Lokomotive langsam und wie zögernd über die Brücke. Blondin auf seinem Seile! Unwillkürlich schließe ich die Augen.

Nach einem kurzen Halt in Burlington dringt der Zug mit voller Dampfkraft in die jetzt grünen Prärien des jungen Staates Jowa. Schöne Baumgruppen unterbrechen zuweilen die Eintönigkeit der Landschaft.

Es ist Nacht geworden, aber im Rauchkoupé hat sich die Gesellschaft noch nicht getrennt. Der Bankier B. aus San-Francisko, ein Weltmann von tadellosen Manieren, ein Attorney-General aus Nebraska, der Urtyp des Landökonomen im fernen Westen — vom Rechtsgelehrten keine Spur —, ein großer Gewerbsbesitzer aus Pensylvanien führen das Wort. Der Alabama-Vertrag, die Unzufriedenheiten im Süden, der Präsident, seine Aussichten bei der nächsten Wahl und — letzteres ohne die Heiterkeit des Attorney-Generals im Geringsten zu stören — die bedauerliche Käuflichkeit der Richter bilden den Stoff der Unterhaltung. Auch die Tariffrage, ein zarter Gegenstand, kommt zur Sprache, und wird von dem kalifornischen Geldmann und dem pensylvanischen Eisenwerkbesitzer mit großer Lebhaftigkeit erörtert. Man erhitzt sich, aber man zankt nicht. Neben kolossaler Uebertreibung in der Redeform, doch keine eigentlich verletzende Aeußerung. Ich habe öfters ähnlichen Wortkämpfen beigewohnt. Gewöhnlich ein großer Aufwand von hohlen Redensarten, wenn es sich von Theorien oder von Politik handelt, aber viel gesunder Menschenverstand bei Besprechung praktischer Fragen. Dabei fiel mir auf wie wenig beleidigend die Sarkasmen klingen, mit denen man sich gewöhnlich

bekämpft, und welche vielleicht gerade die Uebertreibung ihrer Schärfe beraubt. Daneben hie und da ein gutmüthiger Spaß, fast niemals jene Bitterkeit die sich bei unseren Diskussionen geltend macht. Die Erklärung liegt nicht ferne. In dieser jungen, über unermeßliche Räume gebietenden Gesellschaft gibt es eigentlich für den Einzelnen keine Lebensfragen. Jeder ist sicher sein Brot zu finden. Keinen bedroht der Hungertod. Kommt er nicht im Osten fort, so zieht er nach Nord oder West. Im Widerstreite der Interessen — ich spreche hier vom Privat- und nicht vom politischen Leben — kommt es zwar vor daß man an einander prallt. Es gibt Stöße, Quetschungen, leichte Wunden, aber keine Todten. Keiner wird für immer zertreten. Höchstens daß er aus der Bahn geschleudert wird, in welcher er sich bewegte. Es steht ihm frei eine andere zu wählen. Kein Vorurtheil hindert ihn, und, was die Hauptsache, es gibt Platz für Alle. Daher geschieht es daß, auch in den Wortkämpfen, man sich nur bis zum ersten Blute schlägt, und nie auf Leben und Tod. Europa entbehrt dieser Vortheile. Vorgefaßte Meinungen, Traditionen, der Gebrauch, zuweilen gesetzliche Bestimmungen, vor Allem die Konkurrenz, dieser furchtbare Feind der in das Leben tretenden Jugend, sind in unseren alten Gesellschaften schwer, oft nicht zu durchbrechende Schranken. Wer gestrandet ist, wird selten wieder flott. Wer Schiffbruch litt, wird schwerlich dem Untergang entfliehen, ein neues Schiff finden, einen andern Kurs einschlagen können. Er kann nicht, wie dies hier täglich vorkommt, heute Metzger oder Kellner sein und morgen Bankier, dann zu seinem Ausgangspunkte zurückkehren um später als General der Miliz zu figuriren, als Advokat oder Minister irgend einer kirchlichen Gemeinde. Kurz, in Europa ist es schwerer sein Brot zu finden. Die Konkurrenz ist größer, und

man ringt um größere Interessen, um das ersten in diesem Leben, um die Bedingungen des materiellen Daseins. Der Erbitterung des Kampfes entspricht natürlich die Erbitterung in der Diskussion.

Die Nacht ist bereits vorgerückt. Wir rasen sechzig Meilen die Stunde; aber die Unterhaltung nimmt ihren Fortgang. Die Gruppen welche wir bilden, die grotesken Stellungen der Reisenden findet man, in dieser Vollkommenheit, nur im fernen Westen. Mein Kopf ist zwischen zwei großen Kappenstiefeln eingekeilt. In ihnen stecken die Füße meines Hintermannes, eines langen, mageren Gesellen, der es bequem findet seine Beine über meinen Lehnsitz auszustrecken. Er ist ein wohlhabender Grundbesitzer in Illinois. Er öffnet den Mund nur selten um sich des gekauten Tabakes zu entledigen; wenn er aber spricht so geschieht es mit dem äußersten Nachdrucke. „Die republikanische Form, sagt er, hat ihre Zeit gemacht. Was wir brauchen ist eine Diktatur. Es gibt in den Staaten zwei Klassen von Menschen: Zahlende und Gezahlte. Die Ersteren verabscheuen und verachten die Letzteren. Es steht sehr schlecht mit uns, und ein Militärdiktator wird allein im Stande sein die Dinge wieder in ihr Geleise zu bringen."

Es ist nicht das erste Mal daß ich dergleichen höre. Sonderbar genug wird die Regierungsform häufig besprochen. Die heutige Verfassung wird angenommen als eine Thatsache und, für die Gegenwart, als eine Nothwendigkeit. Aber ein besonderes Gefallen an der Republik habe ich nirgend wahrgenommen. Viele sind ihrer überdrüssig und machen dessen kein Hehl. Die wärmsten Republikaner sind die neu eingewanderten Deutschen; aber auch ihr Eifer erkaltet allmälig. Indeß man würde sich sehr täuschen wenn man deshalb den Bürgern der Vereinigten Staaten monarchische Tendenzen zuschriebe.

Die Abwesenheit einer kräftigen Regierungsgewalt wird allenthalben tief und bitter gefühlt. Daher spricht man gerne von einer Militärdiktatur, nicht als ob sie bevorstände, sondern von einem schönen, aber kaum zu verwirklichenden Traum. Anders verhält es sich mit der Frage des Gesammtbestandes der Union. Sie entflammt die Gemüther, im Norden, weil der Nordländer die Integrität des großen Reiches um jeden Preis wahren will, und der Bürgerkrieg hat bewiesen daß dies keine leeren Worte sind; im Süden, weil man dort mit gleicher Entschlossenheit die Losreißung anstrebt. Diese Frage bleibt am besten unberührt, denn sie gibt zu den heftigsten Auftritten Anlaß, eben weil man hier um unversöhnliche Gegensätze und um Lebensfragen streitet.

(2. Juni.) Um neun Uhr Morgens Council-Bluffs passirt. Es sind ein paar vereinzelte Hügel, einst der Zusammenkunftsort zwischen indianischen Häuptlingen und den Agenten der Regierung. Daher der Name. Gleich darauf kommt der Missouri in Sicht. Er windet sich traurig und träge zwischen baumarmen, und wie mir schien, unbebauten Ufern dahin. Wasser und Land tragen dieselbe Farbe, die des Kothes. Nichts Eintönigeres als diese Landschaft. Dagegen entschädigt uns eine jener Gemüthsbewegungen welche hier zu Lande dem Eisenbahnreisenden von Zeit zu Zeit bescheert werden. Es wurde erwähnt daß drei Bahnen von Chicago nach Missouri-Station führen, und daß die Gesellschaften, deren Eigenthum sie sind, sich Konkurrenz machen. Diese Bahnen trennen sich in geringer Entfernung von Chicago und nähern sich erst wieder, unweit von Missouri-Station, ihrem gemeinsamen Endpunkte. Auf diesen drei Linien, wie bereits gesagt, gehen die

Züge zur selben Stunde ab. Wenige Minuten bevor wir den Bahnhof erreichten, kam einer der gegnerischen Züge in Sicht. Unser Maschinist hielt es natürlich für eine Ehrensache der erste anzukommen, und vollführte auch glücklich die kühne That. Wie es geschah, daß die beiden Züge nicht im Bahnhofe an einander prallten, daß sie sich nicht beide in den ganz nahen Strom schleuderten, kann ich mir nur durch ein Wunder erklären.

Da die Brücke noch nicht vollendet ist, so setzt uns eine Fähre nach dem rechten Ufer über. Wir sind in Omaha.

Die junge Stadt entlehnte ihren Namen einem einst zahlreichen Indianerstamme. In der Umgebung begann man erst unlängst die Urbarmachung des Bodens. Die Einwohnerzahl war vor zehn Jahren tausend, erreichte während des Baues der Pacifikbahn die vierfache Zahl und vermindert sich seit der Vollendung der letzteren. Auch als Handelsplatz hat Omaha seither verloren.

Die Reisenden verweilen hier zwei Stunden. Ein junger Franzose in der vaterländischen Blouse, mit gescheitem Gesicht und schwieligen Händen, schließt sich mir an. Er drückt sich gut und mit Leichtigkeit aus, und spricht von dem Unglück das über Frankreich hereingebrochen mit merkwürdiger Unbefangenheit. Er ist der erste Auswanderer seiner Nation dem ich begegne seit ich die atlantische Küste verließ. Er führt mich vor die Stadt. Ja, hier sind die Grenzmarken der Civilisation; jenseits herrscht die ungebändigte, die wilde Natur. Alles athmet den Kampf, den siegreichen Kampf mit dem Boden der, wie unwillig, seine Schätze erschließt, mit dem Ungemach des Klimas, mit den entthronten Gebietern der Wildniß, dem Büffel und der Rothhaut.

Um Mittag verlassen wir den Bahnhof von Omaha um

das Territorium von Nebraska in seiner ganzen Länge zu durchziehen.

Die Bahn: U. P. R. R. das heißt Union Pacific Railroad, hat nur ein Geleise. Vorläufig vollkommen genügend für den Bedarf. Man reist mit sehr geringer Schnelligkeit, zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen die Stunde und es gibt nur einen Zug im Tage.

Der Himmel prachtvoll, die Luft warm, die Gegend dem Meere auffallend ähnlich. Kein Land in Sicht. Soweit das Auge reicht, der Ocean: hier dunkelgrün und glänzend, dort lichtgrün und durchsichtig je nach dem Stande der Sonne. So wären wir denn in den wahren, in den großen Prärien. Beim bloßen Anblick athmet man frei aus tiefster Brust, und welche Luft: elastisch, lau, balsamisch! Ja, diese Prärien sind das Sinnbild der Freiheit. Ich genieße ihrer obgleich ein Gefangener in meinem State-room. Wie beneide ich jene zwei Reiter, die unter dem Grase bald verschwinden, bald wieder zum Vorschein kommen!

Die Bahn verläßt nirgend das linke Platteufer. Am rechten gewahrt man noch die Spuren der Karavanenstraße von ehedem. Der Kondukteur zeigt uns einige kaum auszunehmende schwarze Punkte. Es sind Antilopen. Aber in Fremont am Mittagstische, in Grand-Island beim Abendbrot machen wir die nähere Bekanntschaft dieses Thieres. Das Fleisch ist etwas hart, der Geschmack erinnert an das Reh. In Columbus, zweiundneunzig Meilen von Omaha, haben wir den geographischen Mittelpunkt der Vereinigten-Staaten erreicht.

Der Abend ist von seltener Schönheit. Das Firmament, im Westen flüssiges Gold, blaßgrün im Zenith, dunkelblau im Osten. Die Luft von unbeschreiblicher Klarheit. Nur Eine Wolke sichtbar. In unmittelbarer Nähe der sinkenden Sonne

reißt sich ihre dunkle phantastische Silhouette von dem goldigen Abendhimmel ab. Von Zeit zu Zeit entfahren zackige Blitze der schwarzen Masse. Bei Einbruch der Nacht geht ein Regenschauer über uns hinweg, und empfindliche Kälte folgt auf die sengende Hitze des Tages.

(3. Juni.) In der Nacht, immer der Platte entlang, erreichen wir das Land der Büffel. Hier setzen sie über den Fluß zweimal im Jahre, im Spätherbste am Wege nach den milderen Winterquartieren, im Frühling auf der Heimkehr. Diese Region umfaßt von Ost nach West ungefähr zweihundert Meilen. Aber wo sind die Büffelheerden von denen die Beschreiber der Pacifikbahn erzählen? Sie haben sie gesehen, aber nur mit dem Auge ihrer schöpferischen Phantasie. In Wirklichkeit sind diese Thiere, außer während der kurzen Zeit des Flußüberganges, auf dem ganzen Bahngebiet verschwunden.

Wir dampfen jetzt im Thale des Wood-River, dem Schauplatze blutiger Kämpfe zwischen den ersten Ansiedlern und den ehemaligen Herrn der Gegend. Manche ungeschriebene Tragödie ward hier zu Ende gespielt. Kein Weißer überlebte den letzten Akt. Weiter hin, noch in der Nacht, zeigt man mir während der Zug in Willow-Island hält, einige mit Zinnen und Schießscharten versehene Blockhäuser. Auf allen Stationen sieht mankleine Truppenabtheilungen deren aufreibende und zuweilen gefahrvolle Aufgabe die Ueberwachung der Indianer und der Schutz der Züge und Bahnhöfe ist. Glücklicher Weise befinden sich die Rothhäute gegenwärtig nicht auf dem Kriegspfade. Kein Angriff von größeren Schaaren ist daher zu befürchten, aber wehe dem Wanderer der sich hier an einem einsamen Orte, und die Einsamkeit ist allenthalben, überraschen ließe! Wehe

dem Ansiedler der nicht bereit ist nächtliche Angriffe mit Flintenschüssen abzuwehren! Selbst in friedlichen Zeiten, wie die gegenwärtigen, fehlt es unter den Rothhäuten nie an Leuten die den Weißen nachstellen wie dem Wilde. Es ist eben ihre Liebhaberei, Waidlust! Wer schwache Nerven besitzt lausche ja nicht den haarsträubenden Erzählungen die man in den Wagons und auf den Haltestellen zum Besten gibt. Alles ist freilich nicht Glaubensartikel, aber die augenscheinliche Uebertreibung abgerechnet bleibt des Haarsträubenden noch immer genug. Ein Hausirer, der gewöhnlich in Montana reist, weiht mich in die Sensationen eines Scalpirten ein. Die Operation ist die Sache eines Augenblickes, aber dem folgt ein langsamer und furchtbarer Todeskampf. Scalpirte kommen äußerst selten mit dem Leben davon. Einer dieser Ausnahmsmenschen amtirt nicht weit von hier als Stationschef. Der Zugführer wird mich ihm morgen vorstellen. Uebrigens, Dank den trefflichen Vorkehrungen des General Sheridan, wird die Bahn jetzt mit Sicherheit befahren, unvorhergesehene Fälle natürlich ausgenommen. Der Himmel gebe nur daß keine Entgleisung, überhaupt kein gezwungener Aufenthalt zwischen zwei Stationen stattfinde; auch setze man sich nicht in den letzten Wagon.

Gegen Morgen wird North-Platte-City erreicht, einst ein blühender Ort, weil hier die nach Colorado und Mexiko ziehenden Fuhrwerke beladen wurden. Die Vollendung der Bahn hat die Stadt zu Grunde gerichtet, und in den letzten zwei Jahren die Bevölkerung auf ein Zehntel herabgedrückt. Bei Sonnenaufgang befinden wir uns viertausend Fuß über der Meeresfläche. In Sidney gefrühstückt.

Alle Stationen gleichen sich. Es sind einige wenige hölzerne Häuser, zuweilen auch nur ein mit Leinwand überspanntes Fachwerk. Da stehen Indianer, die Lumpen in

die sie sich hüllen sind die letzten Reste der Wäsche und Kleider, welche der große Vater, the big father, das heißt der Präsident der Republik alljährlich unter sie vertheilen läßt. Die Leute betrachten uns mit stieren Augen, kratzen ihr struppiges Haar, sind mit Einem Worte das Bild der tiefsten Verkommenheit. Sie gehören zu den sogenannten Friendlies; das will sagen sie haben auf das nomadische Leben verzichtet und sind in den Schooß der Civilisation aufgenommen worden. Die Weiber binden ihre Kinder auf den Rücken. Die kleinen Geschöpfe müssen also die Bewegungen der Mutter theilen. Ich sah Indianerinnen die, über einen Bach geneigt, Wäsche wuschen so daß ihre armen Kinder Stunden lang buchstäblich am Kopfe standen.

Doch unsere Zeit ist kurz bemessen. Drei Aufenthalte im Tage, jeder zu dreißig Minuten. Alles stürzt gegen den Farbigen der, vor der Thüre des Speisesaals stehend, auf einem Gong mit Leibeskräften trommelt. Zugleich entledigt sich die Maschine ihres Dampfes. Alles in Allem ein höllischer Lärm. Die Passagiere eilen in die Restauration, suchen einen Platz zu erobern, benützen bestmöglich ihre halbe Stunde. Bei den drei Mahlzeiten ist die Speisekarte dieselbe: Antilopenbraten, eine oder zwei süße Speisen und Kaffee; im Ganzen eine einfache und gesunde Kost, und mehr als man in dieser Einöde erwarten kann. Der Dienst wird gut versehen, meist von jungen Mädchen. Auf den Höllenspektakel draußen folgt hier tiefe Stille, nur unterbrochen durch das Klappern der Gabeln. Nach zehn Minuten ist Jedermann fertig. Man läuft nach der Thüre wo der Wirth steht, zahlt ihm einen Dollar, und dann eilends nach dem Bar-room. Die weiblichen Passagiere, die nicht sehr zahlreich sind, ergehen sich am Perron. Sind die dreißig Minuten vorüber, so schreit der Kondukteur all on board! und

unter dem Geläute einer Kirchthurmglocke, welche über jeder Lokomotive angebracht ist, setzt sich der Zug in Bewegung.

Von Sidney ab ist das Land flach. Am Horizont einige schwarze Hügel in Sicht. Der Boden trefflicher Weidegrund. So behaupten wenigstens die Landagenten der Pacifikbahngesellschaft welche diese Ländereien besitzt. Zweifel sind gestattet.

Wir befinden uns im Territorium von Wyoming, berühmt durch das kühne Experiment seiner Legislatur: die Emancipation der Frauen. Kein anderer Staat fühlte bisher den Muth diesem Beispiele zu folgen. Um Mittag Ankunft in Cheyennes-City, mehr als sechstausend Fuß über dem Meere. Diese Stadt, die wichtigste westwärts von Omaha, bestand vor vier Jahren aus einem einzigen Hause. Bald darauf zählte sie sechstausend Einwohner, seit der Vollendung der Bahn nur mehr dreitausend. In ihren Anfängen war sie wie Denver, wie Julesburg, wie so viele andere improvisirte Städte der Wildniß, das Stelldichein der Roughs. Die Orgie hatte sich in Permanenz erklärt, Mord und Todtschlag standen auf der Tagesordnung. In der landesüblichen Weise ausgedrückt, verzehrten diese Herren, die Rowdies, jeden Morgen einen Menschen zum Frühstück; mit andern Worten es verging keine Nacht ohne daß in den Schenken und verrufenen Häusern aus welchen diese jungen Städte größtentheils bestehen nicht mindestens Ein Mensch um das Leben kam. Am Ende traten die friedlichen Bürger von Cheyennes zusammen, und bildeten einen Ueberwachungsausschuß und „eines Morgens“, sagt mein Great-transcontinental-rail-road-guide-book, „eines Morgens hatte man die Befriedigung mehrere solcher Desperados aufgeknüpft zu sehen, und zwar in gehöriger Höhe über dem Fußboden. Ihre Spießgesellen verstanden den Wink, und da sie an dem Seile keinen Geschmack fanden, so gingen sie mit Druck ab,

und seither ist Cheyennes eine friedliche und anständige Stadt geworden."

Am Bahnhofe sahen wir mehrere Offiziere des drei Meilen entlegenen Fort Russell. Sie kamen mit ihren Damen in stark gebauten, wohl bespannten Wagen angefahren um den Zug zu sehen, und sich während einiger Minuten an dem Anblick der Civilisation zu erquicken. Eine Vision, die alsbald zerfließt, aber nebst der Büffeljagd ihre einzige Zerstreuung bildet. Was für ein Leben! Man schaue um sich. Allenthalben die Wildniß! Wir sind jetzt in der schönen Jahreszeit, und dennoch nichts als Sand, getrockneter Koth, graues Gras vom vorigen Jahre; hie und da ein wenig frisches Grün. Wie wird die Gegend im Sommer aussehen? Ihm folgt alsbald der strenge Winter. Und diese Herren, Männer von Bildung, von den feinsten Sitten, gewohnt an den Ueberfluß und den Luxus der atlantischen Städte, verbringen die schönsten Jahre ihres Lebens in dieser grausenhaften Einöde, im Umgange mit Wilden und Rowdies. Sie sind, das ist wahr, gut besoldet, aber die reichliche Löhnung fesselt sie gewiß nicht an den Dienst. Wer in Amerika Geld machen will wird nicht Soldat. Nein, Pflichtgefühl und die Lust an ihrem Stande hält sie unter den Fahnen. Wie schön! Wie schön auch daß sie Frauen finden, muthig und hingebend genug um ihre Verbannung zu theilen.

Von Cheyennes ab steigt die Bahn rasch aufwärts. In Sherman, dem höchsten Punkte der Pacifikbahn *), hat sie den Kamm der Rocky-Mountains erreicht. Die Luft trocken und dünne, das Athmen beschwerlich. Die gefährliche Herabfahrt nach dem Hochplateau, dem sogenannten Parke von Laramie, findet ohne Unfall statt. Die Aussicht nach den Gipfeln der Felsketten läßt

*) 8342 Fuß über dem Meere.

sich mit Worten nicht beschreiben. Tiefe Abgründe wechseln mit flachen Thälern. Nach allen Seiten hin unermeßliche Fernsichten. Unerachtet der äußersten Durchsichtigkeit der Luft, scheint der Horizont sich dem Auge zu entziehen. Zwei schneebedeckte Gipfel, Long Peak und Pike Peak gewahren wir in einer Entfernung von siebenzig und hundertsechzig Meilen. Rings um uns ein Meer von schwarzen Granitblöcken. Hie und da einzelne Baumgruppen: Fichten und Baumwollbäume (cotton wood). Der Gesammteindruck großartig, wild und malerisch. Die Fahrt über eine hundertzwanzig Fuß hohe Trestlebrücke entriß mich der Extase. Gottlob, wir sind hinüber.

Um fünf Uhr in Laramie-City. Wieder eine Stadt von Holz und Leinwand. Nicht Ein Baum zu sehen. Am Eingange empfängt uns das Gebrüll zweier an Pflöcke geketteter Bären. In Lumpen gehüllte Indianer, bis an die Zähne bewaffnete Desperados und einige Soldaten aus Fort Sanders stehen an den Zugängen des Bahnhofes. Wir speisen zu Mittag, wie wir gefrühstückt haben und wie wir supiren werden: der Mann mit dem Gong, die Mädchen welche Antilopenfleisch auftragen, der Mann der den Dollar in Empfang nimmt. Dann: all on board!

Die Landschaft ist immer dieselbe. Der Reisende vergißt keinen Augenblick daß er sich auf einer Hochterrasse befindet. Die Durchsichtigkeit der Luft rückt die fernsten Berge in scheinbare Nähe. Die Höhe des Plateaus erniedrigt die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel und verleiht ihnen das Ansehen von Maulwurfshügeln. Allmälig zeigen sich auf dem wellenförmigen Boden weißgraue Flecken von Alkali. Von Zeit zu Zeit brausen wir an tiefen Erdrissen vorüber. Da unten rollen Bäche oder Flüsse oder Ströme ihre bittern Wasser. Niemand weiß zu sagen von wo sie kommen, wohin sie ziehen. Wir sind

in unerforschten Landstrichen. Wahrhaftig, diese Reise erregt meine Neugierde mehr als sie sie befriedigt. Bald fahren wir in finstere Felsenschachte ein, bald eröffnet uns der Weg unermeßliche Fernsichten. Aber sonderbar, in dieser Landschaft gibt es keine Mittel-, keine Hintergründe. Alles scheint nahe, und mit den Händen greifbar. Die Umrisse erinnern an die römische Campagna; nur fehlen die Kuppel der Peterskirche, die Stadtmauern Belisars, die Gräber und Wasserleitungen, die weißen Dörfer und Landhäuser, halb versteckt im Laubholze der lateinischen und sabinischen Berge. Gerade vor Sonnenuntergang scheucht unser Zug ein Rudel Antilopen auf. Verfolgt von ihren langen Schatten, springen sie über die Felsen hinweg. Eine prächtige Vision! Ein Widerspruch mit dem Charakter der Gegend die nichts sagt als: Unbeweglichkeit, Einsamkeit, Tod!

(4. Juni.) Die Nacht empfindlich kalt. Im ersten Morgengrauen gewahren wir Bitter-Creek, und bald darauf, zwischen bewaldeten Hügeln und zerklüftetem Erdreich die rasch dahin eilenden, durchsichtigen Fluthen des Green-river. Seine blau-grüne Farbe erklärt und rechtfertigt den Namen. An seinem linken Ufer erhebt sich eine beträchtliche Stadt. Aber kein menschliches Wesen ist sichtbar, kein Rauch steigt auf aus den vielen Essen. Der Tod scheint über dem Orte zu schweben. Und so ist es auch. Der Bau der Bahn hat sie ins Leben gerufen, die Vollendung hat sie vernichtet. Sie entstand vor drei Jahren, und heute ist sie eine Ruine. Man lebt und stirbt rasch im fernen Westen; oder vielmehr das Leben wechselt ohne Unterlaß den Platz. Hinter diesem düstern Wirrsal von verlassenen Wohnstätten, wo heute wilde Thiere hausen, dringt der Fluß,

sich den Blicken entziehend, in felsige Engpässe. Hohes, zum Theil schneebedecktes Gestein schließt gegen Südost den Horizont. Die edlen und einfachen Formen dieser Massen, ihre Farbe — unter der Wirkung der aufgehenden Sonne abgestuft vom Rosig- zum Purpurroth — erinnern an die edomitischen Berge der großen arabischen Wüste.

Hier stoßen wir auf die ersten Chinesen. In keinem der folgenden Bahnhöfe fehlten sie. Wir sahen sie im Gespräche mit Indianern. In welcher Sprache verkehren sie? Wären die beiden Rassen wirklich verwandt? Offiziere, welche ihr Leben in diesen Gegenden zubringen, behaupten daß die gelben Einwandrer sich leichter als die weißen mit den Rothhäuten verständigen. Die Thatsache scheint festzustehen, aber die wissenschaftliche Erklärung ist noch zu liefern.

In Aspen*) erreicht die Bahn den höchsten Engpaß über die Wahsatch-Mountains. Diese bilden den westlichen Abfall des amerikanischen Hochplateaus. Die Rocky-Mountains sind der östliche. Bei der Herabfahrt, in der Richtung des großen Salzsees, wird kein Dampf gebraucht. Der Zug bewegt sich einzig durch sein Gewicht. Obgleich alle Räder gekuppelt sind, rasen wir pfeilschnell bergab; denn die Schnelligkeit steht im geraden Verhältnisse zur Last, und unser Zug ist sehr groß und daher sehr schwer. Hiezu kommen die häufigen und sehr kleinen Krümmungen und die Abgründe längs der Bahn. Kein Wunder daß man in den Wagons blasse Gesichter sieht. Für Freunde von Naturschönheiten hat man auf der letzten Station einen sogenannten Beobachtungs-Car angehängt. Es ist ein einfacher Kohlentruk, ohne Sitze und ohne Dach. Hier, der Sonne und dem Luftzuge ausgesetzt, kann der Reisende die

*) 7835 Fuß über dem Meere.

malerischen Punkte dieser Strecke betrachten: die Cañones von Echo und Weber, den Tausendmeilenbaum, so genannt weil man von ihm nach Omaha tausend Meilen zählt, das Teufelsthor und andere, wie mir scheint, über die Maßen gerühmte Stellen. Zugleich ist dies auch für die Passagiere eine gute Gelegenheit mit eigenen Augen die Gefahren zu ermessen denen sie ausgesetzt sind, nicht durch die Schuld der Zugführer sondern durch den fehlerhaften Bau der Bahn. Anfangs drängte man sich in dem Observations-Car, aber alsbald leerte er sich. Wenige fühlten ihre Nerven stark genug um den Anblick zu ertragen.

Endlich vermindert sich die Schnelligkeit der Fahrt. Der letzte Engpaß ist passirt. Vor uns erschließt sich das gelobte Land der Mormonen, die ungeheure Wasserfläche des Salzsees, das mit einem grünen Teppich überspannte Thal der Heiligen, bewaldete Hügel und ringsum Bergriesen, jetzt übergossen mit rosigen, mit tief-, mit lichtblauen Tinten. Der Reisende ist geblendet durch die Fülle von Licht, entzückt durch die Schönheit der Landschaft, überrascht durch den Gegensatz mit der Wildniß die er soeben verlassen hat.

Um fünf Uhr laufen wir im Bahnhofe von Ogden ein. Er liegt am nördlichen Seeende und bildet den Terminus der Union-Pacifik-Bahn.*) Eine von Brigham Young erbaute Zweigbahn führt nach Salt-Lake-City.

Ogden prangt in vollem Festschmucke. Am Perron, in den Hallen des Bahnhofes und in den Zugängen drängt sich die Menge, Alles in Sonntagskleidern. Hier wären wir nun mitten im Mormonenreich. Der große Prophet, Präsident Brigham

*) Von Ogden nach Omaha zählt man 1032, nach San-Francisko 882 Meilen.

Young, hat das Städtchen heute mit seiner Gegenwart beehrt, und im Tabernakel gepredigt. In diesem Augenblicke reist er ab. Der gewöhnliche Zug nach Salt-Lake-City wird zwar in einer Viertelstunde abgehen, aber Brigham Young, einige seiner Frauen, die ihn begleiteten, und sein Gefolge reisen mit Extratrain. Natürlich! Ist er ja doch der Gebieter von Deseret, der König von Neu-Jerusalem. Da steht er auf der Platform seines Staatswagons, mit der Hand majestätisch grüßend, indeß sich der Zug in Bewegung setzt. Alles erstirbt in Ehrfurcht. Die Männer ziehen den Hut, die Weiber verneigen sich zur Erde. Eine Scene wie man sie an Höfen sehen kann; wie man sie zuweilen auf unsern Bahnhöfen sieht, wenn gekrönte Häupter reisen. Aber ganz so war es hier doch nicht. Nichts schien mir in den Unterthänigkeitsbezeugungen der Mormonen erkünstelt oder blos Sache des Herkommens. Und doch auch keine Spur von Enthusiasmus auf diesen gespannten Gesichtern, in diesen gebeugten Gestalten. Der Zug war bereits außer Sicht, und noch standen sie da unbeweglich, wie in Verehrung versunken: das Bild des Aberglaubens welchen keine Zweifel stören, aber geheimnißvolle Schrecken zu quälen scheinen. Das Bild der Anbetung eines übernatürlichen Wesens, an das man sich für immer gebunden weiß, und das man mehr fürchtet als liebt.

Der Stationschef überhäuft mich mit Artigkeit. Natürlich habe ich ihm einen Empfehlungsbrief gebracht. Er hat drei Züge fast zu gleicher Zeit abzufertigen. Aber das verhindert ihn nicht mir tausend kleine Dienste zu leisten. Er wechselt meine Greenbacks welche, jenseits Ogden, nicht angenommen werden. Er besorgt mein Gepäck. Er bricht mir Bahn durch die Menge, welche zwar ruhig und schweigsam ist aber im Gedränge von den wuchtigen Ellbogen Gebrauch macht. Er gibt

interessante Aufschlüsse über die Heiligen, erzählt mir die Erlebnisse des heutigen Tages und sogar seine eigene Geschichte. Man ist nicht liebenswürdiger und nicht flinker. Vor Kurzem noch Associé eines großen Pelzhändlers in New-York, hat er rasch ein Vermögen gewonnen, und es rascher verloren. Um das Leben zu fristen nahm er die bescheidene Stellung in Ogden an. Seine Frau theilt sie mit ihm. Sie ist von einer guten Familie im Osten jung, hübsch, elegant und entschlossen die Entbehrungen ihrer gegenwärtigen Lage muthig zu ertragen. Die Wohnung des jungen Paares besteht aus einem einzigen Zimmer, aus dem man unmittelbar auf die Bahn tritt. Aber wie niedlich ist das Stübchen eingerichtet! Alles trägt den Stempel des Geschmacks, der Eleganz, des Schönheitssinnes einer Frau der höhern Stände. Da gibt es Blumen, zwei Fauteuils, ein Oelbild, einige Chinoiserien von irgend einem wandernden Sohne des Reiches der Mitte erstanden. Aber wie winzig ist das Nest! Fast die Hälfte des Raumes nimmt das blendendweiß verhängte Bett ein. Und der Lärm der Züge! — Oh, man gewöhnt sich daran. — Und die Fliegen und Moskitos, diese Landplage von Deseret! — Gibt es keine Fliegennetze? — Gewiß, aber der Staub, und welcher Staub, reines Alkali! — Ei, man schließt die Fenster. — Dann seid Ihr beide die einzigen „Heiden" im Ort. — Gewiß, aber wir genügen uns. Auch weist man uns im Hotel einen eigenen Tisch an. — Und so wird Allem die Lichtseite abgewonnen. Man lebt in der Erinnerung und in der Hoffnung. Man genießt im Voraus das künftige Glück, und erträgt muthig die schlimmen Tage in Erwartung besserer.

Die Menschenmenge am Bahnhof fiel mir auf durch ihren entschieden europäischen Anstrich. Mein neuer Freund löst das Räthsel. Alle diese Männer die aussehen wie Arbeiter im

Sonntagsrock, alle diese einfach aber reinlich gekleideten Weiber sind Engländer, Norweger, Dänen, aber das brittische Element waltet vor. Das größte Kontingent liefert Wales. Nachdem der große Mann abgezogen war, steigt Alles in die Wagons. Frauen und Kinder sieht man in Menge. Erstere sehen traurig und unterwürfig aus, die Männer gemein und unbedeutend. Die einzige, verhältnißmäßig vornehme Erscheinung ist ein Indianer. Er trägt Federn im Haare, und sein Gesicht ist mit einer dicken Schicht gelben Okers überkleistert. Mit verächtlichen Blicken betrachtet er die an ihm vorüber schreitenden Mormonen.

In meinem Wagon habe ich Gelegenheit mich mit der Polygamie vertraut zu machen. Die meisten Männer reisen mit zwei, einige mit drei Frauen; die jüngste ist immer die Begünstigte. Der Gemahl beschäftigt sich und spricht nur mit ihr, kauft ihr an den Stationen Zuckerwerk, und vergißt die Anwesenheit seiner übrigen Lebensgefährtinnen, der traurigen oder mürrischen Zeugen seiner Galanterie. Widerwärtig aber natürlich.

Wir brauchen zwei Stunden um die siebenunddreißig Meilen zwischen Ogden und der Hauptstadt der Mormonen zurück zu legen. Der Zug hält sehr häufig in der Nähe kleiner Dörfer oder einzelner Meierhöfe. Die Bahn folgt in einiger Entfernung den Ufern des Salzsees, aus dessen metallischer Wasserfläche steile Felseilande emporsteigen. Die untergehende Sonne röthet sie: ein Korallenzweig auf einem silbernen Teller. Die Gegend ist schön und die Beleuchtung magisch. Wären nicht die goldigen und blaßgelben Töne welche vorherrschen, die merkwürdige Durchsichtigkeit der Atmosphäre, und der Abgang duftiger Schattirungen, wie sie unserem Süden eigen sind, so könnte man sich in Sicilien oder Andalusien glauben. Bei

dunkler Nacht erreichen wir Salt-Lake-City. Ich steige bei dem Elder Townsend ab, in einem der scheußlichsten Gasthäuser in welche mich je mein Unstern geführt hat.

VII.

Salt-Lake-City.

Von 4. zum 7. Juni.

Physionomie der Stadt. — Die modernen Kreuzfahrer. — Townsend Hotel. — Die Indianer und die Indian-Agents. — Camp Douglas. — Die Cañones. — Brigham Young. — Das Mormonenthum.

Eine sonderbare Stadt! Die Häuser verstecken sich hinter Obstgärten. Ueberdies bilden Akazien und Baumwollbäume längs den breiten, unabsehbaren Straßen einen dichten Vorhang. Wie in allen amerikanischen Städten, laufen die Gassen von Nord nach Süd, von Ost nach West und durchkreuzen sich im rechten Winkel. In den Gossen fließt Gebirgswasser, der große Schatz, die belebende Kraft des Landes. Die wenigen Abentheurer welche diese Terra incognita besuchten als sie noch zu Mexiko gehörte hatten erzählt, trinkbares Wasser fehle gänzlich. Aber Brigham Young hat das geändert. Der Auserwählte Gottes, der Moses der Mormonen schlug Wasser aus dem Felsen.

Ich ergehe mich allein in den stillen Baumgängen. Neben mir rauschen die Bäche. Die Akazien werfen ihre Schatten über den Wegfahrer, die Baumwollbäume, von der Morgenluft leicht bewegt, beschneien ihn mit ihren weißen Flocken. Hie und da dringt der Blick durch das Laub zu den Zwillingsbrüdern empor. Es sind die beiden höchsten Gipfel der Wahsatch-

Mountains: zwei Diamanten, funkelnd im Sonnenschein, und fünfzehntausend Fuß über dem Meere am blauen Himmel aufgehangen.

Auf diesem Hochplateau folgen sich die Jahreszeiten mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes. Nach den Herbsttagen die Stürme und Schneegestöber des Winters; dann nach einer kurzen Epoche von Wind und Regen die Frühling heißt, durch sechs Monate, Sommer, das ist Sonne, Hitze, Dürre. Mangel an Regen, Staub und, im Spätsommer, Fliegen, bilden die großen Landplagen in dem Thale der Heiligen. Aber jetzt verschenkt die Natur mit vollen Händen die Schätze ihrer jugendlichen, berauschenden Schönheit. Mit Wollust athme ich die elastische Gebirgsluft ein, mit Entzücken labe ich mich an den Wohlgerüchen der Wiesen. Ja, der Wiesen, denn ohne es zu bemerken bin ich am Rande der Stadt angelangt. Längst schon ließ ich die letzten Häuser hinter mir. Die Alleen führen noch immer weiter, aber sie verhüllen keine Gebäude mehr. Die Bauplätze sind ausgesteckt, aber sie harren noch der Mormonen welche einst dort hausen sollen. Die Stadt ist allmälig in Felder und Ackergründe aufgegangen. Ein paar Schritte und ich stehe am Ufer des Jordan. Zwischen Erdspalten rieselt er dahin. Unwillkürlich gedenkt man des biblischen Flusses.

Auf der ganzen Wanderung begegnete ich nur einigen Frauen und einem kleinen Trupp Kinder, die das Ränzchen am Rücken zur Schule gingen. Auf ihren Gesichtern liest man bereits die Sorgen des reifen Mannes. Der Anblick eines Fremden reizt ihre Neugierde. Mit forschenden Blicken betrachten sie mich. Aber keines grüßt, keines lächelt. Schweigend gehen sie ihres Weges. Ueberall Einsamkeit und lautlose Stille. Ein Krieger aus dem Stamme der Utah sprengt an mir vorüber. Wie stolz er herabblickt von seiner magern Mähre!

Ueber dem langen, straffen, rabenschwarzen Haare trägt er einen Federschmuck. Sein Gesicht ist gelb und roth lackirt; die Züge wild, dazu ist er bis an die Zähne bewaffnet. Ein schauerlicher Anblick! Hinter ihm laufen zu Fuß seine beiden Squaws, der Inbegriff des Elends, des Schmutzes und der weiblichen Verkommenheit.

Main-street gleicht den Hauptstraßen jeder andern Stadt im fernen Westen. Nur die vielen Weiber und Kinder und die Utah erinnern an das Mormonenthum. Main-street hat wenige Bäume und daher sichtbare Häuser. Die meisten sind mit Adobes, d. i. mit an der Sonne getrockneten Ziegeln, gebaut. Andere sind Bretter- oder Balkenhütten und stammen noch aus den ersten Tagen der Ansiedelung. Einige wenige Gebäude der neuesten Zeit machen Anspruch auf architektonische Verzierung. Die Erdgeschosse sind sämmtlich Kaufläden, und gegen die Straße in ihrer ganzen Breite offen. Ankündigungen bedecken die Mauern bis unter das Dach. Längs den Häusern laufen hohe, holperige Brettergehwege hin. In der Gasse ein Gedränge von Wagen, Ochsenkarren, Fuhrwerken aller Art. Eine mit zehn Pferden bespannte Diligence von der in den Pacifikstaaten wohl bekannten Firma Wells, Fargo und Co. erregt die Aufmerksamkeit und vermehrt die Unordnung. Ehemals war der Reisende, welcher Eile hatte, auf diese Wagen angewiesen. Seit der Eröffnung der Eisenbahn sieht man sie nur mehr selten. Welch' bunter Knäuel von Menschen: Krämer und Goldgräber, Roßknechte und Ochsentreiber, Alles Leute mit schlauen, verwegenen Augen, sonnegebräunten Gesichtern, und kräftigen Armen. Man sieht es ihnen an, ihr Leben ist ein ununterbrochener Kampf. Dies sind die sogenannten Pioniere der Civilisation. Auch die Indianer, die ehemaligen Grundherren vom Stamme der Utah, sind heute durch mehrere Krieger

vertreten. Sie haben vor einigen Tagen ihr Lager in der Umgegend aufgeschlagen, und kommen in kleinen Gruppen zur Stadt. Hinter einem jeden schreiten seine Ehehälften einher. Die Nase hoch tragend, und ohne die geringste Neugierde zu verrathen, betrachten sie schweigend die Wunder der Civilisation. Ich begegnete deren mehreren in den elegantesten Kaufläden. Sie besahen sich die Waaren aufmerksam aber mit erkünstelter Gleichgültigkeit. Nur die Spiegel brachten sie außer Fassung. Welche Ueberraschung! Dann folgte ein wieherndes Gelächter! Die häßlichen Bursche konnten sich nicht losreißen von der Bewunderung des eigenen Ich.

Unter einem Zelt sitzt eine Gruppe weißer Männer. Ich geselle mich zu ihnen, und sie erzählen mir ihre Erlebnisse. Es sind Leute die zwischen hier und Montana reisen. Neben ihnen rasten ihre Pferde; sie sind an eiserne Ringe gebunden, fressen und recken die müden Glieder. Diese Reiter kommen von Virginia-City (Idaho). Sie haben Tausende von Meilen zurückgelegt, die Quellen des Missouri gesehen, mehr als einmal die Bitteren Berge überschritten; sie haben die Indianer vermieden wo sie konnten, mit ihnen gekämpft wenn sie mußten, und den Diligencen in gefährlichen Gegenden das Schutzgeleite gegeben. Diese Wagen verlassen Corinna immer mit einer vollen Ladung von Reisenden, Männern, Weibern, Kindern, aber nicht immer erreichen alle ihre Bestimmung. Kälte, Hitze, Entbehrungen, zuweilen Angriffe von Wilden lichten die Reihen der Passagiere. Man begräbt die Todten am Saume der Straße und fährt weiter.

Verschiedenartig ist der Beruf meiner neuen Freunde. Ihr Leben ist ein Heldengedicht; jede Stunde hat ihre Gefahr; Gewaltthaten werden zur Pflicht, Abentheuer ein alltägliches und unentbehrliches Element ihres Wanderlebens. Man setze sich

an die Stelle dieser neuen Kreuzfahrer; man vergleiche ihren Geschmack, ihre Sitten, ihre Begriffe mit den unsrigen, und man wird den Abgrund gewahren der uns von ihnen trennt. Daher die Schwierigkeit sie zu verstehen und billig zu beurtheilen. Einige dieser Leute sind Trapper, andere Pferdehändler oder Moustanger. Ihre kleinen indischen Pferde, Moustang, sind nach mexikanischer Art, eigentlich in andalusischem, noch eigentlicher in arabischem Style gezäumt und gesattelt. Dieselben Steigbügel in Pantoffelform, welche den Fuß gegen Regen und Sonne schützen; dieselben hohen Sättel fand ich in Maroko und bei einigen arabischen Stämmen in der syrischen Wüste. Bis auf den heutigen Tag haben sie sich in den Provinzen Spaniens erhalten welche die maurische Herrschaft am spätesten abschüttelten. Die Reiter tragen den Sombrero und, über einer in New-York oder San-Francisko verfertigten Jacke, die spanische Cinta. Aber das Blut, welches in ihren Adern fließt, ist anglosächsisch oder celtisch. Indianerinnen sind oder werden die Mütter ihrer Kinder sein. Es war eine schöne Gruppe, wie sie nur die Meister des siebenzehnten Jahrhunderts zu malen verstanden. Nicht Ein nichtssagendes oder alltägliches Gesicht! Auf einigen sah ich die Spuren der Leidenschaft, vielleicht des Lasters, auf allen den Ausdruck der Tollkühnheit. Der Eine verbirgt seine angeborene Gutmüthigkeit hinter einem cynischen Lächeln; jener verräth Entschlossenheit, Thatkraft, Grausamkeit unter dem Anstrich unstörbarer Seelenruhe.

Der Elder Townsend geleitet mich zum Tabernakel: ein niederer, nackter, aller religiösen Embleme lediger Saal. Auf einer Estrade stehen der Lehnstuhl des Propheten und die Sessel der Bischöfe. Das Dach ist eine kürbisartige schwerfällige Kuppel. Engländer haben sie treffend mit ihren Speiseglocken verglichen. Nebenan hat man den großartigen Neubau im

romanischen Style begonnen, ist aber bisher nicht über die Grundfesten hinausgekommen. Niemand hofft, und Niemand verlangt den neuen Tabernakel vollendet zu sehen. Gearbeitet wird beinahe gar nicht, denn es fehlt an Geld und am Eifer der Gläubigen.

Populärer ist das Theater, eine der zahlreichen Unternehmungen Youngs und der einzige Belustigungsort in Salt-Lake-City. Fast jeden Abend wird gespielt. Der Saal ist einfach ausgeschmückt und nothdürftig beleuchtet. Im Parterre sah ich viele Kinder, die wie mir schien ohne Begleitung gekommen waren. Auf den übrigen Bänken und in den Gallerien saßen Männer in der Blouse oder Arbeiterjacke, neben einem jeden die Gemahlinnen in gewählterer Toilette. Die Hofloge des Präsidenten befindet sich neben der Bühne. Gegen seine Gewohnheit ist er jedoch heute Abend nicht gekommen; aber zwischen den Vorhängen sehe ich seine letzt angetraute Gemahlin, jung, hübsch, fast kokett und nicht ohne Anspruch auf Eleganz. Eine der Töchter Brighams, Mrs. Alice Clawson, eine ganz tüchtige Schauspielerin, trat in der Hauptrolle auf. Ihr Mann besitzt einiges Vermögen. Demungeachtet spielt sie für Geld. Das Stück, ein seiner Zeit in England beliebtes Melodram, paßte wenig für die Zuhörerschaft in Neu-Jerusalem. Das Zeitalter Shakespeare's steht uns näher, als das englische High-life unserer Tage den socialen Zuständen der Mormonen. Dennoch folgte man der Aufführung mit gespannter Aufmerksamkeit, aber ohne zu lachen und ohne Beifallsbezeigung. Ein langweiliges, trockenes, trübseliges Publikum. Brigham beschäftigt sich viel mit dem Theater, muntert zum Besuche auf, übt selbst die Censur und sorgt für Wahrung des Anstandes. Unter seiner Leitung ist es gewissermaßen eine literarische Bildungsanstalt geworden, ein Werkzeug mit welchem er den Geschmack

zu läutern und die Sitten zu verfeinern sucht. Ein löbliches Bestreben im Schooße einer durch die Umstände zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilten Gesellschaft.

Es ist zwei Uhr; die Hitze unerträglich; die Sonne wie weißglühendes Metall. Dies ist die Stunde des Hauptmahles und die Gäste des hochwürdigen Townsend harren ihrer in Ungeduld. Eine zahlreiche Gesellschaft hat sich auf der Veranda versammelt. Die Damen, darunter mehrere in gesuchter Toilette, bilden Gruppen für sich. Es sind meist die Gattinnen von Gold- und Silbergräbern. Ihr sorgfältiger Anzug und die Mühe welche sie sich offenbar geben ladylike zu scheinen, passen wenig zu der Kleidung ihrer Männer die, geraden Weges aus dem Placer kommend, sich staub-, koth- und schweißbedeckt zu Tische setzen. In den eine lange Reihe bildenden Lehnstühlen liegen die Herren in unbeschreiblichen Stellungen. Man muß sie gesehen haben, und man sieht sie nur im far-West. Einige Gentlemen lauern in der Nähe der noch verschlossenen Thüre die nach dem Speisesaal führt, um beim ersten Glockenschall hineinzustürzen. Man raucht und man kaut, aber man spricht nicht. Nur die Frauen lispeln unter einander; aber auch ihnen wird dies offenbar schwer.

Diese Gesellschaft besteht aus Heiden: Goldgräbern mit ihren Familien, Handlungsreisenden, einigen Schreibern und höheren Beamten der Centralregierung. Das erklärt die unfreundliche fast grobe Haltung des Wirthes, des Gentleman at the Office und der Aufwärter. Der Dienst entspricht dieser Stimmung. Das Zuströmen der Ungläubigen verdrießt und ängstigt. In der That scheinen die schönen Tage des Mor-

monenthums zu Ende zu gehen.*) Die große Masse der Heiligen ahnet dies noch nicht, aber bei den Führern scheint mir Selbsttäuschung bereits unmöglich. Wie dem auch sei, H. Townsend, obgleich ein hoher Würdenträger im Tabernakel, läßt als Wirth zu wünschen übrig; er beschäftigt sich wenig mit dem Haushalt und gar nicht mit den Gästen; diese Pflicht überläßt er seinen beiden Ehehälften und letztere, obgleich so ungefällig als möglich, thun ihre Schuldigkeit und tragen allein die Last des Tages. Außer ihnen arbeitet nur der Gentleman at the Office, der nicht durch Artigkeit glänzt, und wenn man nach dem Zimmerschlüssel fragt, antwortet: Sucht ihn Euch! Der Herr des Hauses führt ein beschauliches Leben. Sein Schaukelstuhl steht am Ende der Veranda. Elder Townsend sitzt auf dem Rücken, mit zurückgeworfenem Kopfe, und wie versunken in die Betrachtung seiner Füße welche er, gerade über seinem Antlitz, gegen den Ast einer schönen Akazie stemmt. Die Stellung ist nicht schön, aber wahrscheinlich bequem, da er sie Stunden lang einnimmt. Endlich erschallt die Speiseglocke. Die Damen ziehen mit einer gewissen Feierlichkeit ein. Hinter ihnen läuft, stößt, drängt und tritt man sich auf die Zehen. Doktor C. hat mich glücklicher Weise unter seine Obhut genommen. Er ist Stammgast und Notabel, und verschafft mir als solcher einen Platz an seiner Seite. Diese Mahlzeiten haben nur das Verdienst nicht über zehn Minuten zu währen; sie bestehen in einem Braten und zwei Sorten von Kuchen. Zum Dessert köstliche Walderdbeeren; als Getränk Wasser. Wein und Alkohol sind offiziell verpönt, der Bar-room desgleichen; aber zu Hause, intra muros, sagt man, wissen sich die Mormonen zu entschä-

*) Die spätern bekannten Ereignisse rechtfertigten seither diese Ansicht des Verfassers.

digen. Der schönste Augenblick des Diners ist der wo man die Tafel verläßt mit dem erhebenden Gefühle eine peinliche Pflicht gewissenhaft erfüllt zu haben.

Während meiner drei Tage in Salt-Lake-City schenkt mir Doktor C. seine müßigen Stunden. Er hat durch mehrere Jahre am Lake-Superior und am obern Mississipi bei den Indianern seine Kunst geübt, und seine lebendigen Schilderungen bestätigen was ich bereits in New-York und Washington über dies traurige Kapitel, the indian question, gehört habe.

„Ich erlaube mir kein Urtheil", sagte er „über das gegenwärtig obwaltende, vom Kongreß gebilligte System. Ich nehme es als eine Thatsache an, und glaube gerne daß der Präsident, der big-father dieser unglücklichen Menschenrasse, den Willen hat die mit den einzelnen Stämmen eingegangenen Verpflichtungen zu halten. Aber unter seinen Organen, den indian Agents gibt es traurige Subjekte. Sie unterschlagen oder vertauschen mit schlechterer Waare die Geschenke an Tuch und Lebensmitteln welche die Centralregierung ihnen zur Vertheilung an die Indianer zuschickt. Dies erklärt die rasche Bereicherung der ersteren und die Unzufriedenheit, die periodischen Schilderhebungen der Rothhäute so wie die ebenfalls periodische Niedermetzelung der weißen Ansiedler. Es ist immer dieselbe Geschichte: die Indianer führen in Washington Klage gegen die Agenten; die Regierung ernennt eine Untersuchungskommission; die Kommissäre begeben sich an Ort und Stelle; die Agenten suchen sie zu bestechen, und nehmen, wenn dies nicht gelingt, zu einem äußersten Auskunftsmittel Zuflucht. Sie verbreiten unter den Indianern den Glauben, die Kommissäre seien in feindseliger Absicht gekommen. Erstere treten nun zu einem Pow-Wow zusammen, und berathen die Kriegsfrage. Da ereignet sich daß die Alten, deren einige Washington

besucht und von der Macht des großen Vaters eine hohe Meinung nach Hause gebracht, fast immer zum Frieden rathen, aber von den jüngern Hitzköpfen, welche ihre Wälder nie verließen, überstimmt werden. Sofort wird der Kriegspfad betreten. Sendboten gehen und kommen, Pow-Wows werden gehalten; Besprechungen der Kommissäre mit den Häuptlingen sind natürlich unmöglich geworden. So verfließen einige Wochen mit Vorbereitungen. Den Ansiedlern bleibt nur die Wahl zwischen Flucht, wenn sie noch möglich ist, oder einem martervollen Tod. Sie flehen um Militärschutz, aber die Truppen befinden sich in den Forts, deren nächstes vielleicht hundert, zwei-, dreihundert Meilen entfernt ist. Dazu tritt noch die Frage ob die Mannschaft stark genug sei, um sich in Feindseligkeiten einzulassen. In den meisten Fällen kennen die Befehlshaber die Anzahl und die Bewegungen der Indianer wenig oder gar nicht. So bricht denn der Krieg aus, allerdings ein kleiner Krieg von dem man so wenig als möglich spricht. Das Ergebniß sind mehr oder weniger skalpirte Weiße und niedergebrannte Ansiedlungen; auf der andern Seite die theilweise oder gänzliche Vertilgung dieses oder jenes Stammes. Dies ereignet sich gegenwärtig in Arizona wo weißes Blut in Strömen fließt. Aber die Zeitungen hüten sich davon zu sprechen. Traurig, besonders für die Skalpirten, für ihre in die Gefangenschaft geschleppten Weiber und Töchter, für die Eigenthümer der zerstörten Meierhöfe und der weggetriebenen Heerden. Aber die Agenten gewinnen dabei: die Untersuchung hat nicht statt gefunden."

Hier zu Lande ist die Indianerfrage fortwährender Gegenstand der Besprechung. Auch in Washington drängt sie sich den leitenden Staatsmännern immer wieder auf. Sie suchen die Lösung, aber sie finden sie nicht. Leider ist sie durch die

Umstände gegeben. Die Berührung mit europäischer Gesittung, die Kreuzung mit weißem Blute und die Einführung des Genusses geistiger Getränke haben in die rothe Bevölkerung den Keim der Zerstörung gelegt. In vielen Stämmen des Nord-Westens, nämlich in den von den Voyageurs und Trappern besuchten Gegenden, findet man kaum Eine Familie von rein indischem Blut. Die erste Generation, welche aus den Verbindungen zwischen französischen und englischen Abentheurern mit Indianerinnen hervorgegangen war, machte sich bemerkbar durch eine glückliche Vereinigung der guten Eigenschaften beider Rassen. Aber schon die folgende war minder kräftig und wenig fruchtbar. Heut zu Tage sind die Mestizen Schwächlinge und moralisch verkommene Leute. Es wurde beobachtet, daß die Entartung im geraden Verhältnisse steht mit der Zunahme des weißen Elementes. Die Kreuzung mit dem Europäer ist ein langsam, der Branntwein ein rasch wirkendes Gift. So geschieht es daß die Indianer verschwinden, langsam, allmälig, aber wie es scheint, unwiederbringlich.

Gleich am ersten Tage hatte ich das Vergnügen mit dem Befehlshaber von Camp Douglas, General Morrow, Bekanntschaft zu machen. Dies Lager krönt einen Höhenpunkt im Osten der Stadt, auf drei Meilen Entfernung, am westlichen Abhange des Wahsatch-Gebirges. Der Punkt ist gut gewählt, denn wer ihn einnimmt beherrscht die Stadt. Das Lager wurde vor neun Jahren errichtet. Damals war die Aufgabe des Kommandanten keine leichte. Mit seiner kleinen Mannschaft mußte er die Miliz des Propheten und die Indianer überwachen und im Zaume halten. Wie verloren in diesen unermeßlichen Räumen, ohne gesicherte Verbindung mit seiner Opera-

tionsbasis, ohne rechtzeitige Unterstützung erwarten zu können, war er auf seine eigenen, offenbar unzureichenden, Mittel angewiesen. Das Alles ist nun anders geworden. Die Pacifikbahn setzt ihn in raschen Verkehr mit den längs dem Schienenwege befindlichen Forts und mit Chicago, dem Sitze des Oberbefehlshabers der Militärdivision. Daher weit mehr als vordem die Möglichkeit einer dringenden Gefahr die Stirne zu bieten.

Ich fahre nach Camp Douglas in einem von zwei muntern Pferden gezogenen Wägelchen. Der Kutscher, ein junger Mormone aus Manchester, seines Standes ein Mechaniker, hatte bei einem Eisenbahnunfall einen Arm verloren, war in das tiefste Elend gerathen, und sodann von Missionären der Sekte zur Auswanderung nach dem Thale der Heiligen beredet worden. Unerachtet seiner Verstümmelung wurde er Kutscher und gewinnt, als solcher, nothdürftig sein Brot. Wagen und Pferde sind sein Eigenthum. Freilich hat er sie noch nicht bezahlt: Der Präsident streckte das Geld vor. Auch drückt ihn seine Schuld; aber ist in Salt-Lake-City nicht beinahe Jedermann in ähnlicher Lage? Seine beiden Weiber sorgen für sich selbst. Da die Miethpreise hoch stehen, hat er sie in entlegenen Gassen bewohnt, die eine im östlichen, die andere im westlichen Theile der Stadt. „Ein Ersparniß", sagte er mir, „und auch gut gegen Eifersucht." Dieser kluge und umsichtige Ehegatte diente mir während meines Aufenthaltes als Kutscher, und seine Gespräche waren nicht ohne Interesse. Er sah sanft, ergeben und etwas melancholisch aus. In religiösen Fragen schien er mir äußerst unwissend. Offenbar hatte er in der Kindheit nie den geringsten Religionsunterricht genossen. Jetzt ist er gläubig. Er glaubt an Brigham Young. In seinem Kopfe begegnen sich der nüchternste Realismus und eine entschiedene Vorliebe für das Wunderbare.

Die Straße steigt allmälig zum Lager hinan. Vor uns in einiger Entfernung fuhr ein gut bespannter Phaeton. „Es ist der General", sagte mein Mormone. „Suchen wir ihn einzuholen." Fast gleichzeitig mit dem Wagen des Kommandanten hielten unsere Pferde vor seiner Wohnung. Der General ist eine sympathische Erscheinung: hohe Gestalt, militärische Haltung, ein offenes Gesicht, Züge in denen sich Sanftmuth mit Thatkraft paart; dazu das Benehmen des vollendeten Gentleman und die offenbare Gewohnheit des Befehles. Er war mit Spielzeug beladen, als er aus dem Wagen sprang und mich freundlich begrüßte. „Sie wurden uns angekündigt", sagte er, „also willkommen in den Bergen! Verzeihen Sie daß ich Ihnen nicht die Hand reiche; Sie sehen warum. Ich habe ein krankes Kind; auch Mrs. Morrow ist unwohl." Darauf führte er mich in einen kleinen einfach eingerichteten Salon, und eilte zu seinen Patienten. Wenige Minuten später kam er zurück. Der Ausdruck von Besorgniß war von seiner Miene verschwunden. „Der Kleine", rief er fröhlich, „ist ganz munter, und die Spielsachen haben gewirkt. Nun gehören Sie mir!" Er zeigte mir seine Behausung, ein niedliges Cottage um welches eine Veranda läuft; seine kleinen Schätze, die er im Laufe vieler Dienstjahre gesammelt hatte: prachtvolle Bärenfelle mit seltsamen Verbrämungen, indianische Kleidungsstücke, Federmützen, Bogen, Pfeile und andere Waffen. Einige dieser Seltsamkeiten sind wahre Kriegstrophäen, erbeutet von dem jetzigen Eigenthümer auf kleinen und namenlosen aber blutigen Schlachtfeldern, andere wurden ihm als Andenken von Häuptlingen verehrt welche ihn, unerachtet seiner weißen Haut, mit Leidwesen scheiden sahen. Den großen Losreißungskrieg abgerechnet, hat General Morrow fast seine ganze Dienstzeit unter den Indianern zugebracht. Er erzählte mir, einfach und bescheiden —

muthige Männer sind immer bescheiden — einige Episoden aus seinem Leben. Es klang wie ein Cooper'scher Roman, oder wie das Bruchstück einer Epopöe. Während er sprach, gleichsam als Illustration, nahm er einen der Mäntel um, setzte eine Federkrone auf, warf sich in die Stellung der kämpfenden Wilden und stieß den Kriegsruf aus. „Dies Geschrei", sagte er mir, „ist von großer Wirkung. Es spornt die Rothhäute an, und verwirrt die Weißen. Aber nichts entmuthigt unsere Soldaten mehr als der gellende Ton der Pfeife welche jeder Krieger am Gürtel trägt, und in die er während des Kampfes ohne Unterlaß bläst. Kein Revolver kann die Schnelligkeit erreichen mit welcher sie ihre Pfeile abschießen." Es versteht sich daß ich einige schöne Andenken aus dem Hause des liebenswürdigen Generals mit mir fort nahm.

Wir besteigen zusammen meinen Wagen und Daniel der, obgleich Mormone, mit dem Befehlshaber des Lagers auf freundlichem Fuße zu leben scheint, erhält die Weisung nach dem Cañon der Auswanderung zu fahren. Es ist dies der letzte Engpaß der Wahsatchberge durch welchen die Mormonen kamen als sie zuerst das gelobte Land erblickten. Kein Glied der Sekte betritt diese heilige Stätte ohne eine gewisse Hymne zu singen. „Bei diesem Felsblock", sagte mein Gefährte, „wird Daniel den Gesang anheben. Bei jenem anderen wird er ihn abbrechen." Und so geschah es auch. Bekanntlich nennen die Mexikaner Cañones die engen und tiefen Felsspalten welche in den Cordilleras so häufig vorkommen. Dieser Name hat die spanische Herrschaft überlebt. Dem Auge erscheint ein solcher Cañon wie ein Chaos von fast senkrechten Abgründen, von Felsgerölle und geborstenem Gesteine, von ragenden Firnen und Kuppen. Hie und da ein grüner Fleck! Wer, mit kräftigen Nerven ausgerüstet, auf dem schmalen Wege, zwischen der Felswand und

dem Abgrunde, wandelnd sich über den Rand beugt so weit die Schwergesetze dies gestatten, der gewahrt in der Tiefe auf schwarzem Grunde einen weißen Faden der bald die Bläue des Himmels spiegelt, bald das blendende Sonnenlicht zurückwirft. Weiter hin umhüllt ihn durchsichtiges Dunkel oder er verschwindet in unterirdischen Grotten, dröhnend wie der Bahnzug der durch einen Tunnel rauscht. Es sind die schäumenden Wasser eines Gießbaches. Von Sturz zu Sturz, von Schlucht zu Schlucht, durch geheime Engpässe brausend, die, wohlbekannt den Rothhäuten, von keinem Weißen je betreten wurden, ergießen sie sich in die großen Stromadern des amerikanischen Kontinents oder finden in den Salzlachen der großen Wüste ein unrühmliches Ende.*) Wir sind am Eingange einer dieser Schluchten, im Cañon der Auswanderer, angelangt. Muthig treibt Daniel seine Pferde vorwärts. Zwar ist dies die mindest gefährliche Strecke; aber doch haarsträubend enge, steil, felsig und überreich an Krümmungen. Indeß der General beruhigt mich. „Obgleich dieser Engländer", sagt er, „nur Einen Arm besitzt, so ist er doch ein guter Kutscher und Herr seiner Pferde. Ueberdies ist dieser Theil des Cañon eine Kunststraße im Vergleiche mit den höheren Strecken und andern Cañones welche die Mormonen durchschreiten mußten. Viele Wagen und Thiere rollten in den Abgrund."

Am Rückwege kehren wir bei einem bayerschen Bierbrauer ein. Ein Heide, der über die Mormonen lacht. Seine Schenke zeigt die Lokalfarbe einer kleinen Münchner Brauerei, und ist das gewöhnliche Stelldichein der Offiziere und Soldaten des Lagers.

Wir sind nach Douglas zurückgekehrt, und sitzen auf der

*) Die Amerikaner nennen dies sink, Versenkung.

Veranda des Generals. Die Sonne steht tief. Kein Hauch bewegt die Luft. Ueber Land und Wasser herrscht feierliche Stille.

Zu unsern Füßen liegt die Stadt wie ein großer von Alleen durchschnittener Park. Die weißen Punkte zwischen den graugrünen Baumwipfeln sind Dächer. Die Häuser selbst bleiben unsichtbar. Der einzige hervorragende Gegenstand ist die schwerfällige längliche Kuppel des Tabernakels.

Zu unsrer Linken, im Osten der Stadt, erhebt sich, von Nord nach Süd laufend, die gigantische Kette der Wahsatch, der westliche Unterbau der amerikanischen Hochterrasse, wie eine gezinnte, hie und da von Felsgipfeln überthürmte Festungsmauer. Die Strebepfeiler, Theaterkoulissen ähnlich, springen in das Thal vor. In der Luftlinie kann die Entfernung des höchsten Kammes kaum fünf Meilen betragen. Daher zeigen sich uns alle diese Felsen in verkürzter Form: ein Chaos von senkrechten Wänden, dunkelnden Abgründen, weithin gestreckten Kuppen. Am Fuße das lichte Grün der Gebüsche, dann nacktes Gestein. An den scharfen Kanten sanfte Lichter wie Kerzenschein auf florentiner Bronze. Höher hinauf beginnen weiße Flecken, bis endlich das Auge die äußersten Gipfel erreicht hat, die in rosigen Tinten gebadete Doppelspitze der Zwillingsbrüder.

Im Süden jenseits der Stadt erhebt sich das Thal stufenweise. Der Jordan zeigt und verbirgt seinen Silberfaden zwischen Wiesengründen und niederen Felsterrassen, langsam und melancholisch dem See nahend, wo er alsbald seinen kurzen Lauf beschließen soll. In der Umgegend der Stadt gewahrt man viele Meierhöfe, kleine Baumgruppen, Aecker und Weidegrund. Weiterhin tritt die noch ungezähmte Natur in ihre Rechte. Ein Amphitheater von niederen Felsen schließt in dieser

Richtung den Horizont ab. Jenseits liegt der dem Auge unzugängliche See von Utah.

Gegen Westen streift der Blick über ein Wirrsal von sanften Hügeln und niederem Gerölle nach den zackigen Bergriesen der Oquerrah. Azurblaue und perlgraue Töne übergießen ihre Abfälle. Durchsichtige Schatten umhüllen sie. Nur die beschneiten Scheitel glänzen noch in der eben hinter der Bergkette verschwindenden Sonne. Von Salt-Lake-City nach den Oquerrah rechnet man in gerader Linie vierzig Meilen.

Im Norden, zu unserer Rechten, rollt sich der See auf, der große Salzsee mit seinen metallischen Wassern und dem unheimlichen Widerschein. Kein Dorf, kein Haus, keine Spur menschlicher Thätigkeit belebt seinen weißen Sandgürtel. Der Himmel aber gleicht jetzt einem Flammenmeer; elektrische Lichter kreuzen sich, Luft und Erde haben ihr Feierkleid angelegt, nur der See nimmt keinen Theil an dem Festabende der Natur. Allmälig fallen Bergschatten über die weite Wasserfläche; die Dämmerung bricht herein, und verlöscht die letzten Schimmer des Tages über den phantastischen Eilanden und auf dem Pick des Zeichens, dem heiligen Berg der Mormonen.

Man hat häufig das Thal der Heiligen mit Palestina verglichen. Der Salzsee ist das todte Meer; Lake Utah der See Tiberias; der falsche Jordan schlängelt sich wie der biblische durch sein Ghor; nur die gezackten Oquerrah haben entschieden keine Aehnlichkeit mit den viel näheren und wellenförmigen Bergen von Moab. Dennoch kann eine gewisse Analogie nicht geleugnet werden.

Seit der Eröffnung der Pacifikbahn sind die Reisenden häufiger und Brigham Young unzugänglicher geworden als vordem. Es behagt ihm nicht sich wie eine Merkwürdigkeit be-

trachten und ausfragen zu lassen. Um ihn zu sehen bedarf es eines Empfehlungsschreibens. Mein Wirth, der hochwürdige Townsend, erbot sich das Schreiben welches ich von New-York mitbrachte dem Präsidenten zu übergeben und eine Zusammenkunft zu verabreden. Eines Morgens begaben wir uns beide nach der Wohnung Youngs. Einige Bischöfe und Elders welchen wir unterweges begegneten schlossen sich uns an. Ich hatte das landesübliche Verhör zu bestehen, stellte auch meinerseits Fragen, und erhielt auf alle bereitwillige Antwort. Wie in der Regel alle kirchlichen Würdenträger sind diese Herren Amerikaner. Sie besitzen offenbar mehr Bildung und bessere Erziehung als die Masse der Mormonen, deren drei Viertheile Europäer sind. Meine neuen Bekannten waren einfach und anständig gekleidet, und trugen keine Abzeichen ihrer hierarchischen Stellung. Die Gesichter entschieden nichtssagend. Keine Spur weder von Fanatismus noch von Heuchelei. Nicht der geringste geistliche Anstrich. Nichts was die Gewohnheit der Betrachtungen oder des Gebetes verriethe, aber auch eben so wenig das Bestreben sich hievon den Anschein zu geben. Sie scheinen was sie sind: Spekulanten, Pächter, Handelsleute. Nur Einer machte eine Ausnahme, der Bischof N. Sein Anzug war vernachlässigt, seine Wäsche nichts weniger als frisch, und sein schwarzer Frack hatte offenbar das Aeußerste geleistet. Aber er war der Einzige in der Gesellschaft der mir in die Augen sah; dann gefiel mir auch sein gutmüthiges Lachen und sein treuherziges Wesen. „Ich habe drei Frauen", sagte er, „und befinde mich wohl dabei." — „Und Ihre Frauen?" — (Laut lachend) „Ei, das ist ihre Sache." — „Finden Sie nicht daß die Vielweiberei die Frau herabwürdigt?" — „Nicht im Geringsten." — „Fühlen Sie mit Ihren drei Gattinnen niemals Gewissensbisse?" — „Ich würde deren empfinden, wenn ich nicht Polygam wäre.

Ich erfülle ein ausdrückliches Gebot Gottes. Ich nähre meine Kinder und schicke sie in die Schule. Punktum, satis. Sie können das nicht verstehen, denn Sie sind kein Auserwählter. Wir Andern sind nicht nur Auserwählte, sondern sogar Privilegirte. Gott gewährt uns, als solchen, die Offenbarung, die Inspiration. Was wir also thun, ist wohlgethan. Man hat die Inspiration oder man hat sie nicht. Gott gewährt oder verweigert sie nach seinem Belieben." Hierauf ging er in weitere Erörterungen ein welche mir, aufrichtig gesagt, barer Unsinn schienen. Dabei sprach der Mann mit der Geläufigkeit eines Schulknaben der seine Lektion mechanisch hersagt und dabei an andere Dinge denkt.

Der Bedeutendste schien mir H. Georg Smith, genannt der Historiker; nicht zu verwechseln mit Joë Smith, dem Stifter der Sekte, der ermordet wurde. George besitzt die meiste Bildung und nimmt nach dem Präsidenten Young den ersten Platz ein. Er war einer der Führer während des großen Exodus und nahm einen wesentlichen Antheil an den Mühen und Sorgen der ersten Ansiedelung am Salzsee. Er gab mir interessante Aufschlüsse und einen jüngst von ihm geschriebenen Traktat.*)

Den Schatten der Akazien und Cotton-Trees suchend, denn die Hitze ist unerträglich, erreichen wir endlich den Sitz des Präsidenten: eine Gruppe von Häusern welche seine Ehegattinnen mit ihren Kindern, von einander abgesondert, bewohnen. Das große Eckgebäude ist die ausschließlich für seine Sprößlinge bestimmte Schule. Eine hohe Mauer umschließt

---

*) The rise, progress and travels of the Church of Jesus-Christ of Latter-Day-Saints, being a series of answers to questions including the revelation on celestial marriage etc. by President George A. Smith, Church Historian etc. Printed at the Deseret News Office. Salt-Lake-City 1869.

das Ganze. Wir überschreiten die Schwelle und treten in ein kleines Sprechzimmer. Die Einrichtung ist höchst einfach. An den Wänden hängen zwölf Oelbilder, die Apostel darstellend. Den ersten Platz unter ihnen nimmt natürlich das Portrait Joë Smith's ein. Der Sekretär und Schwiegersohn des Präsidenten, ein kleiner junger Mann mit einem Höcker, bietet uns Stühle an und beginnt sodann mit lauter Stimme das gewöhnliche Verhör. Während ich seine Fragen beantworte, glaube ich hinter einer halb geöffneten Thüre einen Schatten zu gewahren. An zwanzig Minuten verstreichen in dieser Weise. Die Unterhaltung, an der alle Anwesenden Theil nehmen, geräth keinen Augenblick in Stocken, aber der Präsident zeigt sich noch immer nicht. „H. Young", sage ich endlich, „hat seine Geschäfte, ich die meinen. Ich habe ihm nichts zu sagen, und wünsche nicht mehr ihn zu sehen. Ich werde übrigens in Camp Douglas erwartet." Da öffnete sich plötzlich die Thüre welche meine Aufmerksamkeit erregt hatte, und Brigham Young erschien auf der Schwelle. Er war mit Sorgfalt gekleidet. Einige Augenblicke betrachtete er mich schweigend, dann die Seinigen mit einer leichten Handbewegung grüßend, näherte er sich langsam und gravitätisch. Er trug den Hut am Kopfe, nahm ihn aber eilends ab als er sah daß ich mich bedeckte, und bot mir einen Lehnstuhl neben dem seinigen. Die Bischöfe und Elders nahmen in ehrerbietiger Entfernung Platz. Auf ein dem Sekretär gegebenes Zeichen, verlas dieser, neben seinem Gebieter stehend, mein Empfehlungsschreiben mit lauter Stimme.

Hierauf begann ein Gespräch welches fast eine Stunde währte.*)

---

*) H. Young sagte mir nichts was er nicht gegen Jedermann, besonders in seinen sehr kurzen Predigten zu äußern pflegt. Ich halte mich daher für berechtigt, die wesentlichen Stellen dieser Unterredung hier wiederzugeben.

Folgendes ist der wesentliche Inhalt. Ich muß übrigens gestehen, daß ich mich umsonst bemühte auch nur Einen klaren Gedanken in dem dunkeln, phrasenreichen Wortschwall zu finden.

„Die Welt", sagte er, „ist mit zahllosen Vorurtheilen behaftet. Nur der Privilegirte erhebt sich über dieselben. Gott gewährt das Privileg einigen Auserwählten. Was sie lehren ist Wahrheit, denn sie sprechen und handeln in Folge höherer Eingebung. Glaube und Arbeit sind Zweck unseres Daseins. Die Religion hat zur Aufgabe die Bösen gut zu machen, und die Guten besser. Lesen Sie das Buch der Mormonen. In Mainstreet können Sie es kaufen. Es enthält unsere Geschichte. Die ersten Mormonen sind zur Zeit Salomons eingewandert. (!!) Die letzte Einwanderung ereignete sich sechshundert Jahre vor Christi Geburt. (!!) Heute strömen die Mormonen von allen Seiten herbei. Eines Tages werden sie sich ausdehnen über das Erdrund."

Als ich bemerkte, er scheine, in Utah, die geistliche mit der weltlichen Macht zu vereinen, schrie er laut auf: „Sie irren, der Mormone ist frei. Jeder Streitfall wird gütlich geschlichtet durch freiwilligen Vergleich oder schiedsrichterlichen Ausspruch. ... Ich fürchte die Eisenbahnen nicht, wie man fälschlich behauptet. Wir haben Nauvoo nicht verlassen um die Heiden zu meiden, sondern gezwungen, und weil man uns verjagte."

Ich kam auf das Kapitel der Vielweiberei. „In Europa, begann ich, ist Ihr Name wohl bekannt. Man schätzt in Ihnen den Mann der Thatkraft, der seine Jünger zu beherrschen weiß, der die Wüste in einen Garten verwandelt hat. Aber die Einführung der Vielweiberei wird allgemein verdammt. Man betrachtet sie als eine Entwürdigung der Frau, als eine Schmach unseres Jahrhunderts (a shame and a disgrace)." — Hier brach die Versammlung in dumpfes Murren aus. Der

Präsident fuhr auf, aber bemeisterte sich sogleich, schwieg einige Augenblicke und hub sodann an mit sehr leiser Stimme und nicht ohne ein verächtliches Lächeln: „Vorurtheil, Vorurtheil, Vorurtheil! Haben wir nicht das große, das sehr große Beispiel der Patriarchen? Kann Gott heute mißfällig sein, was er damals billigte?“ Hierauf entwickelte er eine mir neue Theorie: der Mensch solle in geschlechtlichen Beziehungen dem Beispiele der Thiere folgen. Es war eine lange Auseinandersetzung die ich nicht immer zu fassen im Stande war. Als praktische Folgerung stellte er die Behauptung auf: die Polygamie sei das einzige wirksame Heilmittel gegen die Prostitution. Als ich mich, mehr gelangweilt als erbaut, von meinem Sitze erhob, ergriff er meine Hände, zog mich an sich und murmelte mit geschlossenen Augen: Benediction, benediction, benediction! luck, luck, luck! (Segen und Glück).

Brigham Young ist aus dem Staate Vermont gebürtig, und hat so eben sein siebenzigstes Jahr zurückgelegt, sieht aber bedeutend jünger aus. Er ist über mittler Größe, hält sich sehr gerade und scheint eine treffliche Gesundheit zu besitzen. Sein Haar ist blond mit einem kastanienbraunen Schimmer, sein sorgfältig gekräuselter Bart, ein collier grec, vollkommen weiß. Der große Kopf sitzt ziemlich tief zwischen den breiten Schultern. Die Augen, welche den Blick Anderer nicht ertragen, verrathen mehr Schlauheit als Geist; der Mund grobe Sinnlichkeit; das übergroße eckige Kinn Thatkraft wenn nicht Grausamkeit. Alles in Allem eine auffallende Erscheinung. Zugleich anziehend und abstoßend. Man begreift daß der Mann seine Opfer fascinirt wie die Schlange; daß, hat er sie einmal in seiner Gewalt, er sie beugt unter das Joch seiner Schreckensherrschaft; daß er sie ohne Zögern und ohne Barmherzigkeit zermalmt, wenn sie Miene machen sich seiner Umarmung zu

entreißen. Ich sage nicht daß Brigham so sei. Ich sage nur daß er diesen Eindruck auf mich machte, so wie auf die meisten seiner Besucher. Gewiß, es wäre Vermessenheit, einen Menschen nach seinem Aeußern und in Folge einer flüchtigen Bekanntschaft zu beurtheilen. Was ich hier sagen will ist nur daß mir Brigham Young im höchsten Grade mißfiel. Auch sein geziertes Wesen hat nichts Gewinnendes. Abwechselnd pomphaft und zuthulich, salbungsvoll und schäckernd, strenge und süßlich, vergißt Young keinen Augenblick die Rolle des Propheten. Ehe er einen orakelhaften Ausspruch thut, neigt er das Haupt, legt sein Gesicht in majestätische Falten und heftet den stieren Blick auf den Boden. Wenn er spricht, so geschieht dies mit gebieterischem Tone und lauter Stimme. Zwischen jedem Worte wird innegehalten. Dann richtet er sich plötzlich auf, wirft den Kopf zurück, zeigt seine großen, weißen, spitzen Zähne, und verzieht die wulstigen Lippen zu einem unheimlichen Lächeln. Zugleich schließt er die Augen, und flüstert. Dies ist der Augenblick wo er scherzt. Aber nichts stimmt weniger zur Heiterkeit. Mir machten diese theatralischen Uebergänge vom Erhabenen zum Niedrigen einen widerwärtigen Eindruck. Aber man begreift die Wirkung solcher Kunstgriffe auf ein unwissendes Publikum. Auch die Bischöfe und Elders waren oder schienen in diesen Augenblicken wie verzückt.

Nach seinem Aeußern, nach seinem Benehmen, nach dem Unsinn beurtheilt welchen er die Stirne hat vorzubringen, ist Brigham Young ein frecher Betrüger. Aber werft den Blick um Euch! Laßt Euch — nicht von seinen Akolythen welche in ihm eine Gottheit verehren, sondern von unparteiischen Zeugen oder vielmehr von Männern die ihn nicht lieben aber kennen, ihn und seine Werke — laßt Euch von ihnen die Hindernisse nennen die er besiegt, die Gefahren die er bestanden, die

wundervollen Werke die er geschaffen hat — und das größte aller dieser Wunder ist daß er den Willen von zweimalhunderttausend menschlichen Wesen dem seinigen unterwarf — laßt Euch alles dies an Ort und Stelle erzählen von unbefangenen Männern, wie der Kommandant von Camp Douglas, der Oberrichter, der Attorney=General, die Aerzte welche hier seit Jahren leben, von den Minenarbeitern die kommen und gehen, und Eure Abneigung wird dem Erstaunen weichen, und Euer Erstaunen der Bewunderung. Bewundern werdet Ihr, nicht Brigham Young's Glaubenslehren und sein Sittengesetz, nicht einmal seine Schöpfungen als Kolonisator, denn Andere haben anderwärts eben so viel geleistet, noch die Beweggründe die ihn leiten und welche wir nicht zu beurtheilen vermögen weil wir sie nicht kennen; sondern die verschwenderischen Gaben mit welchen die Vorsehung diesen merkwürdigen Mann überschüttete, seine Menschenkenntniß, seinen hellen, obgleich ungebildeten Verstand, seine Ausdauer, seine unbezähmbare Thatkraft, und, als Wirkung und endlichen Erfolg, die unumschränkte, geheimnißvolle Herrschaft über seine Anhänger.

Mehrere Bücher, viele Brochüren und zahllose Zeitungsartikel wurden geschrieben über Brigham Young, über Deseret, über die Mormonen, ihre Glaubenslehren und ihre Sitten. Einige dieser Druckschriften geben eine wahrheitsgetreue Darstellung der Oertlichkeiten und einzelner Verhältnisse. Aber keine von ihnen hat Licht verbreitet über den Ursprung und das Wesen der dunklen, der furchtbaren Macht mit deren Hilfe jener Mensch Zustände schuf welche, in politischer, religiöser und socialer Hinsicht, im entschiedenen Widerspruche stehen mit den Ueberzeugungen, den Ideen und den Sitten unserer Zeit.

Joë Smith ist der Stifter oder Erneuerer des Mormonenthums. Er stand unter dem Einflusse der unmittelbaren gött=

lichen Eingebung, und war zugleich ein liederliches Subjekt. Er lehrte nicht die Vielweiberei, aber er übte sie, nur ohne Trauung. Als, lange nach seinem Tode, Brigham Young, bei Einführung der Polygamie, sich auf den Stifter der Sekte berief und zu diesem Ende eine, wie behauptet wird, unechte Schrift Joë's vorwies, betheuerten und beschworen die Wittwe, Söhne und Anhänger des letzteren, daß er nie der Vielweiberei das Wort geredet habe. Die Folge war ein noch heute bestehendes Schisma.

Die Vertreibung der Mormonen aus ihren Ansiedlungen am Mississipi (Illinois) bildet eine nach vielen Seiten hin interessante und lehrreiche Episode der amerikanischen Zeitgeschichte. Der arme Joë, der vom Propheten nichts hatte als die Inspiration, wurde mehr als fünfzigmal vor Gericht gezogen, kam aber immer mit mehr oder minder heiler Haut davon, bis ihn eines Tages der Tod des Märtyrers ereilte. Er saß in Carthago (Grafschaft Hancock, Illinois) im Gefängniß, als eine Rotte Bewaffneter mit geschwärzten Gesichtern eindrangen, und ihn und seinen Bruder Hyram niederschossen.*) Die Mörder wurden gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt, und, nach kurzem Proceß, wie natürlich, freigesprochen. Zur Zeit der Mordthat war Brigham Young, seines Zeichens Zimmermann, Präsident der zwölf Apostel. Sofort trat er an die Spitze des Gemeinwesens. Die Zeiten waren schlimm. Demungeachtet gelang es ihm, die Dissidenten zu versöhnen, alle Gläubigen in derselben Schafhürde — der seinigen — zu vereinigen, kurz der so grausam verfolgten und der Auflösung nahen Sekte neues Leben einzuhauchen. Mittlerweile dauerten die Gewaltthaten fort. Häuser wurden niedergebrannt, das

*) Juni 1844.

Vieh fortgetrieben, die Ernten vernichtet. Die Behörden schritten zum Schutze ein, aber nur schüchtern, vielleicht nicht einmal aufrichtig. Ein öffentlicher Aufruf des Sheriffs von Hancock entwirft ein düsteres Bild der Lage. „Während ich schreibe", sagt er, „steigt der Rauch gegen Himmel. Wittwen und Waisen werden nicht verschont." Der Gouverneur von Illinois schickte Milizen, aber ihr Anführer erklärte den Mormonen er vermöge sie nicht zu schützen; die öffentliche Meinung sei ihnen abhold, der Pöbel entschlossen sie zu verjagen; nichts bleibe ihnen übrig als fort zu ziehen. Unter diesen Umständen beschlossen die Elders die Auswanderung nach dem Salzsee. Brigham Young unternahm es mit einigen Pionnieren die Gegend zu erforschen. In den ersten Tagen des Jahres*) brachen sie auf. Im Februar folgten tausend Familien. Dies war der Beginn des großen Exodus. Während der Präsident mit seinen fünfhundert Gefährten unter großen Schwierigkeiten langsam vordrang, hatte das in aller Eile befestigte Nauvoo, der Hauptplatz der Sekte in Illinois, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten. Die Gegner der Mormonen waren militärisch organisirt, besaßen schweres Geschütz und lieferten häufige Gefechte. Endlich, am 17. September, nach einem mehrtägigen Bombardement, räumten die Belagerten die Stadt und flohen nach dem rechten Mississipiufer. Die Sieger drangen in die verlassene Stadt, plünderten nach Herzenslust und äscherten viele Gebäude ein, darunter auch den Tabernakel dessen Bau eine halbe Million Dollars gekostet hatte. Dies Alles geschah, so zu sagen, unter den Augen des Gouverneurs und des Befehlshabers der Milizen von Illinois. Mittlerweile hatte Brigham Young seine besten Leute an die Vereinsarmee abtreten müssen — es war

*) 1846.

zur Zeit des mexikanischen Krieges — und kehrte, nachdem er die tausend Familien die ihm gefolgt waren vorläufig in Florenz (Nebraska) untergebracht, nach den Ufern des Missisipi zurück. Der fernste Punkt den er erreicht hatte war Council-Bluffs am Missouri. Nun hieß es die Abreise der Hauptmasse vorbereiten. Eine himmlische Vision kam ihm hiebei zu statten. Im Traume hatte er einen kegelförmigen Fels gesehen, hart am Rande eines großen Sees. Er nannte ihn Ensign-Peak. Noch einmal machte er sich auf den Weg, diesmal nur mit einem Gefolge von vierzig Männern. Im Frühling*) reiste er ab, im Juli kam er am Salzsee an. Dort steckte er den Platz für Neu-Jerusalem aus. Im December kehrte er zurück. Auf dieser zweiten Reise hatten Indianer vom Stamme der Sioux ihm und seinen Gefährten die Pferde abgenommen. Man reiste also zu Fuß. Endlich schlug für das Mormonenvolk die Stunde des Abzuges.**) Der Weg führte über die Prärien von Nebraska, durch die Engpässe der Rocky-Mountains, durch die große Wüste, das heißt das öde Hochplateau zwischen diesem Gebirge und der Wahsatchkette, endlich hinab nach dem Becken des Salzsees, welches vor Brighams Erforschungsreise, außer einigen Voyageurs und Trappern, kein Weißer betreten hatte. Nach der Aussage dieser Abentheurer war es eine Wüste welche ein todtes Meer umfängt, und selbst nach allen Seiten von nackten, steilen, hohen Felsgebirgen eingeschlossen ist. Das Wasser, sagten sie, sei bitter; Vegetation fehle gänzlich, ausgenommen einige elende Büsche, sage-brush, und im Frühlinge einige wilde Blumen, die alsbald verzehrt werden von den gierigen Lokusten — neben

---

*) 1847.

**) 1848.

den Bären der Berge, den Schlangen der Prärien, den grausamen Wilden aus dem kriegerischen Stamme der Utah — den einzigen Bewohnern dieser unwirthlichen Einöde. Da man dennoch die Uebersiedlung dahin beschloß, so waren wohl die von Brigham Young an Ort und Stelle gemachten Wahrnehmungen minder entmuthigend als die Erzählungen der Trapper. Mitten im Winter ward aufgebrochen. In mehrere Karavanen getheilt, Männer, Weiber, Kinder, in Wagons, zu Eseln, in Schubkarren, zu Fuße, zog man nach den Ufern des Missouri, und von dort in gerader Linie nach den Rocky-Mountains. Die Entfernung betrug fünfzehnhundert Meilen, und der Weg führte fortwährend durch ein von allen Hilfsmitteln entblößtes Land. Elend, Entbehrungen, eine furchtbare Sterblichkeit erprobten aber lähmten nicht den Muth, die Ausdauer, den erfinderischen Geist des Propheten, noch die Ergebung, die Geduld, das blinde Vertrauen der Gläubigen. Seit dem Auszuge der Israeliten hat die Geschichte kein ähnliches Unternehmen in ihre Blätter verzeichnet. Eines Abends endlich erblickten jene deren Gebeine nicht am Wege bleichten, als sie aus einem Engpasse traten der den Namen Emigration-Cañon bewahrt hat, zu ihren Füßen einen See, ein Thal, einen Fluß, den sie Jordan nannten. Es war das Land der Verheißung, erkenntlich an dem konischen Vorgebirge, welches Gott seinem Auserwählten im Traume gezeigt hatte, und das deshalb Ensign-Peak heißt.*)

Den Entschluß gefaßt, ihn ausgeführt zu haben, mit ungeheurem Verlust an Menschen, aber ohne das Vertrauen eines Einzigen der Ueberlebenden zu verlieren, diese Thatsache gehört der Geschichte an; sie genügte um den Namen eines Monarchen,

*) Utah gehörte damals zu Mexiko. Später an die Vereinigten Staaten abgetreten, bildet es laut Kongreßakte von 1850 ein Territorium. Brigham Young wurde zum Gouverneur ernannt, und übte dies Amt bis 1857.

eines Feldherrn, eines Propheten zu verewigen. Brigham Young vereinigt in sich diese drei Eigenschaften. Als Prophet, der sich übrigens hütet zu prophezeien, beherrscht er die Gewissen; als Monarch übt er die unbeschränkteste Gewalt; als Feldherr verfügt er über eine von ihm geschaffene kriegstüchtige Miliz. Der Bestand der letztern erklärt, neben anderen Rücksichten, warum man in Washington noch immer zögert diesen Potentaten mit Waffengewalt zur Achtung der Gesetze zu verhalten.

Die ersten drei Jahre waren eine Zeit der äußersten Entbehrung. Georges Smith, der Historiker, erzählte mir daß er und seine Frau, wie übrigens Jedermann, sich zuweilen mit dem dritten Theile der Nahrung begnügen mußten, welche zur Fristung des Lebens für unentbehrlich betrachtet wird. Oft nährten sie sich, wochenlang, mit Wurzeln.

Die ersten Mormonenmissionen reichen in das Jahr 1837 zurück. Jetzt wurden sie mit frischem Eifer aufgenommen. Die meisten Proselyten machte man in England, besonders in Wales, im skandinavischen Norden und in Australien. Deutschland, die Schweiz und andere von den Missionären Youngs besuchte Länder lieferten sehr wenige; China und Ostindien gar keinen Bekehrten. Brigham wählt seine Sendboten mittelst Inspiration. Er wandelt in den Gassen, begegnet einem Menschen den er nie gesehen. Da erfolgt plötzlich die göttliche Eingebung. Er spricht ihn an, befiehlt ihm als Missionär nach Europa zu gehen, nach Australien, nach den Inseln der Südsee. Der Mann verläßt seine Frau, seine Kinder, seinen Kaufladen oder Meierhof, und ergreift den Wanderstab. Diese Emissäre wenden sich ausschließlich an den ärmsten und unwissendsten Theil der Bevölkerung, sei es in den großen Städten Englands, Herden von Laster und Elend, wie allenthalben wo viele Menschen bei-

sammen wohnen, sei es am Lande, namentlich in Wales dessen Söhne, wie ihre celtischen Brüder die Irländer, sich leicht vom Wandertrieb bestimmen lassen. Nach dem einstimmigen Zeugnisse derer welche mir hier in Salt-Lake-City über diese Verhältnisse Aufschlüsse gaben, stehen die europäischen Mormonen, in jeder Beziehung, tief unter ihren amerikanischen Glaubensbrüdern.

Die Missionäre bewirken also die meisten Bekehrungen unter Menschen welche im Elende geboren sind, oder in Elend geriethen durch eigene Schuld, oder durch die Schuld der Umstände; die nichts zu verlieren haben, die nur gewinnen können indem sie sich der moralisch und physisch verpesteten Luft entziehen die sie athmen. Die Thatsache ist wichtig, denn sie gibt, mit anderen, den Schlüssel zu der raschen und großen Verbreitung der Sekte.

Diesen Leuten predigen sie, und zwar Folgendes: Gott ist ein Wesen von Fleisch und Blut wie der Mensch. Er hat die Leidenschaften des Menschen, aber in Allem ist er vollkommen. Jesus-Christus hat er auf natürlichem Wege gezeugt. Vater und Sohn gleichen sich; nur ist der Vater älter. Der Mensch ist nicht von Gott geschaffen; denn er besteht von allem Anfange. Er ist nicht in Sünde geboren, und nur verantwortlich für seine eigenen Handlungen. Er heiligt sich durch die Ehe. Es gibt Götter, Engel, Menschen und Geister. Es gibt eine Auferstehung in der andern Welt. Diese ist aber nur die Fortsetzung der gegenwärtigen. Gott steht mit dem Propheten in unmittelbarem Verkehr. Worte und Handlungen des Propheten sind Werk der göttlichen Eingebung. Die Bischöfe besitzen gleichfalls, jedoch in geringerem Maße, das Privilegium der Eingebung. Von allen Religionen ist die der Mormonen die vollendetste, aber Heiden (Andersgläubige) werden nicht nothwendig verdammt.

Ich frage, können solche Lehren die Geister erregen, die Herzen rühren und entzünden, mit andern Worten aus den verrufensten Stadtvierteln Londons, aus den Werkstätten Liverpools, von den welschen Weidegründen drei bis vier tausend Menschen jährlich nach dem Salzsee locken? Wer wollte dies im Ernste behaupten? Erstlich ist es unwahr, wie von einigen Schriftstellern aufgestellt wurde, daß die Neuheit dieser Satzungen lebhaft auf die Einbildungskraft wirke. Dies könnte vielleicht zugegeben werden, wenn die Proselyten Schwärmer wären. Aber Theologie ist ihre geringste Sorge. Es sind Leute die im Elende schmachten, und sich aus ihrer elenden Lage befreien wollen. Hätten Youngs Missionäre ihnen nichts Anderes anzubieten als die Fortdauer ihres Daseins, möglicher Weise ihres gegenwärtigen Elendes in einer andern Welt, so würden sie wohl schwerlich viele Bekehrungen machen.

Aber sie haben ihnen noch Anderes zu sagen. Nachdem sie ihnen die Glückseligkeit in einem künftigen Leben als möglich versprochen, wie dies alle Religionen thun, eröffnen sie ihnen, was keine andere thut, schon in dieser Welt die glänzendsten Aussichten. Unter der einzigen Bedingung der Arbeit, und zwar einer sehr mäßigen Arbeit, verbürgen sie ihnen, für die nächste Zukunft, alle Genüsse welche des Menschen Herz verlangt, welche der Zufall nur seinen Günstlingen gewährt, welche er ihnen bisher so unerbittlich verweigert hat.

Seht jenen Fremdling! Er dringt in eine dürftige Wohnung. Gesegnet sei der Tag an dem er diese Schwelle überschritt! Hört ihn! Zuerst, aber sehr kurz, sehr bündig, legt er die Glaubenssätze dar. Dann geht er über zu einer langen Erörterung der materiellen Zustände im Reiche der Mormonen. Er spricht von Industrie und insbesondere von Ackerbau, von den Vorzügen des Klimas und des Bodens, von dem raschen

und wundervollen Erträgniß der Arbeit. Er lüftet die dunklen Schleier welche bisher das Dasein seiner unglücklichen Zuhörer verdunkelten, erfreut sie mit ungeahnten Bildern der Zukunft, erweckt alle ihre Begierden, verspricht sie alle zu befriedigen, zeigt ihnen in der Ferne, jenseits des Meeres, jenseits unermeßlicher Ebenen und schrecklicher Felswände, das Ghor des neuen Jordan, die beiden silbernen Seen der Bibel, die Berge von Neu-Judäa, das gelobte Land! Dort harrt ihrer endlich, was sie bisher so unerbittlich floh, — das Glück. Hier, sagt er ihnen, seid Ihr Sklaven, Sklaven des Elendes oder Eures Brotherren. Im Thale der Heiligen findet Ihr die Unabhängigkeit, und mit der Unabhängigkeit, den Wohlstand gewiß, vielleicht den Reichthum. Keine Unterwürfigkeit mehr, keine Entbehrung; keine Sorgen! In dieser Welt, wie in der anderen, seid Ihr versorgte Leute. Dann wendet er sich an die Jugend mit dem unheimlichen Lächeln des Propheten, und spricht ihnen von den berauschenden Freuden des Harems, von der Schönheit der Töchter von Deseret, verheißt ihnen Frauen nach Herzenslust, entwickelt die Lehre von der Pluralität. Vergleicht, so schließt er, was Ihr seid mit dem was Ihr sein werdet, und wählt!

Wie sollten diese armen Menschen die durch keine christlichen Ueberzeugungen, die ihnen ja eben fehlen, zurückgehalten werden, wie sollten sie der glänzenden Versuchung widerstehen? Hiezu kommt daß, sobald sie ihren Beitritt erklärt, die Geschäftsfreunde Youngs sie mit dem nöthigen Reisegeld versehen. In New-York, auf der ganzen Reise finden sie Unterstützung und Vorschub.

Halten wir uns die wichtige Thatsache vor Augen, welche soeben, wie ich hoffe, nachgewiesen wurde, und alle unparteiischen Zeugen bestätigen: daß nämlich, äußerst seltene Ausnahmen abgerechnet, die Proselyten keine Schwärmer sind; daß nicht der

Durst nach Wahrheit, keiner jener Anfälle von religiöser Ueberspannung oder von Skrupeln welche sich zuweilen der Gemüther bemächtigen, sie nach dem Salzsee führt, sondern einzig und allein der Wunsch ihre Lage zu verbessern. Rein weltliche Triebfedern wirken auf sie. In dieser Beziehung unterscheiden sie sich nicht von den andern Auswanderern. Ihrer Bekehrung fehlt das religiöse Element.

Geleiten wir die Neophyten nach ihrem neuen Vaterland. Die Bischöfe und Elders verschaffen den Gesunden Arbeit, den Kranken Arznei, Allen Lebensmittel; sorgen für ihre ersten Bedürfnisse, bis es möglich ist ihnen den Boden anzuweisen den sie urbar machen sollen. Young streckt das Baumaterial vor, Adoben, Bretter, Geräthschaft und Werkzeug. Der Werth des ihnen abgetretenen Grundes und aller gelieferten Gegenstände wird, in Dollars berechnet, im Schuldbuch eingeschrieben. Die Abzahlung geschieht in gewissen Terminen. Der Zehent für die Kirche wird im vorhinein erhoben. Er beträgt den zehnten Theil des Bruttoerträgnisses der Wirthschaft.

Ich übergehe die Einzelheiten der finanziellen Beziehungen zwischen dem Gläubiger, nämlich Young, und dem Schuldner, nämlich Jedermann. Bemerkenswerth ist nur, daß die große Mehrzahl der Mormonen ihre Schulden nie getilgt hat, und nie tilgen wird. Durch Arbeit gewinnen sie ihr Leben. Sie können auch, doch sind die Beispiele schon selten, es zu einem gewissen Wohlstande bringen; aber Ersparnisse zu machen ist äußerst schwierig. Reiche Leute gibt es sehr wenige. Die Seltenheit des baren Geldes und die Schwierigkeit sich Silbermünze der Vereinsstaaten zu verschaffen sind ein anderer Uebelstand, und vermehren die Verlegenheit. Noch vor zwei Jahren, bis zur Eröffnung der Pacifikbahn, war Utah ein Gefängniß, weil es für den Einzelnen keine Mittel gab sich zu entfernen;

in geringerem Maße könnte man dasselbe noch heute sagen. Um Utah zu verlassen müssen die Heiligen ihre Schulden zahlen; um sie zu bezahlen ihre Gründe verkaufen. Aber wo Käufer finden welche bares Geld und zwar Vereinsgeld besitzen? Ein einziger Mann wäre in dieser Lage, Brigham Young; aber Brigham Young hat das größte Interesse solche Verkäufe nicht zu begünstigen. Das Geheimniß seiner kirchlichen und staatlichen Macht beruht größtentheils, nicht ausschließlich wie sogleich gezeigt werden soll, auf seinem finanziellen Verhältniß zu der Mehrheit der Mormonen die, in verschiedenem Maße, seine Schuldner sind. Wenn also die Missionäre Unabhängigkeit versprechen, so lügen sie. Die Mormonen sind nicht nur von Young abhängig, sie sind thatsächlich seine Gefangenen.

Aber, merkwürdig genug, der Einwanderer fand hier, statt der gehofften Unabhängigkeit, was ihm in Europa, im Augenblicke als er zu den Mormonen ging, fehlte — den Glauben. Ja, der Ungläubige von gestern, ungläubig wenigstens mit Bezug auf seine neue Religion, ist aufrichtig bekehrt: er glaubt fest und blindlings, er glaubt an den Propheten, an Brigham Young. Die Thatsache, so unwahrscheinlich sie klingt, ist unbestreitbar und unbestritten, aber bisher unerklärt. Gelingt es über diese dunkle Seite Licht zu verbreiten, so ist das Räthsel des Mormonismus gelöst. Wagen wir den Versuch!

Der vor zwei Jahren vollendete Schienenweg und die ganz neuerliche Entdeckung von Silberminen im Wahsatchgebirge so wie das große Zuströmen von Metallgräbern und Wäschern, sämmtlich Heiden, müssen natürlich eine bedeutende Wirkung auf die hiesigen Zustände ausüben. Ich lasse aber diese wesentlichen Elemente absichtlich vorerst unberücksichtigt, um sie später zu erörtern. Betrachten wir die Gesellschaft der Mormonen, wie sie sich im Jahre 1869 zeigte.

Damals stand Brigham Young auf dem Höhenpunkte seiner Macht. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, der Prophet, so lange er Young ist, verfügt als unbeschränkter Gebieter über die Seelen und Leiber der Gläubigen. Diese Gesellschaft kennt nur Gläubige. Wer abfällt, wird rechtslos. Seine Güter werden eingezogen, er selbst ist zur Flucht, und da die Flucht unmöglich ist, zur Unterwerfung gezwungen. Er erweckt also Reue und Leid, macht Buße, und beginnt ein neues Leben; nur beginnt er es ohne sein Ackerland, sein Haus, sein Geräthe und sein Vieh, die konfiscirt bleiben. Gefährliche Ketzer verschwinden. Zuweilen fand man ihre Leichen im Walde. Die wenigen hier ansässigen Heiden sind kaum geduldet und führen kein beneidenswerthes Leben. Wehe dem der um ein Mormonenmädchen zu freien wagte. Er wäre den äußersten Mißhandlungen ausgesetzt. Beispiele fehlen nicht. Hiezu die Schwierigkeit zu kommen, die Unmöglichkeit zu gehen ohne die Erlaubniß des Propheten. Es gibt keine größere Abgeschlossenheit.

Ich habe gesagt, Brigham sei Herr der Seelen und der Körper. Dies ist buchstäblich zu nehmen. Hinsichtlich der Seelen verfügt er über den Willen und über das Gewissen der Mormonen, ja sogar über ihre Gedanken, denn er gab letzteren eine gewisse Richtung und erhält sie in derselben. Uebrigens, wer denkt in Utah? Man arbeitet, man glaubt, man genießt, aber man denkt nicht. Sonntags der Tabernakel, die Woche über der Meierhof oder der Kaufladen; das Theater und der Harem jeden Abend. Wo bliebe da zum Denken Zeit? Alles geschieht unter göttlicher Eingebung. Gott inspirirt und der Inspirirte ist Brigham Young. In allen Verlegenheiten, Zweifeln oder Schwierigkeiten des Lebens, bei allen Unternehmungen und Geschäften wird Brigham um Rath gefragt.

Wenn er schweigt, so beweist dies daß ihm die Eingebung fehlt; wenn er aber spricht so glaubt jeder das Wort Gottes vernommen zu haben. Brigham gilt nicht für den eingebornen Gott; aber es läuft auf dasselbe hinaus. Darum sagte ich, er verfügt über die Seelen.

Und wie steht er mit den Leibern? Die Fäden aller Geschäfte laufen durch seine Finger. In seiner Hand hält er die Gesammtheit der materiellen Interessen. Er beutet den Boden aus, und sein Boden ist das Gebiet von Utah, so groß glaube ich wie halb Frankreich. Er beutet aus die physischen Kräfte und die geistigen Fähigkeiten von zweimalhunderttausend Menschen. Ein Monopol, wie es nicht wieder vorkam seit den Tagen der Pharaonen! Er gilt aber auch für einen der reichsten Bürger der Vereinigten Staaten. Man schätzt ihn auf zwölf Millionen Dollars. Er beherrscht den Markt, er regelt die Preise. Er baut Straßen und erhebt ungeheure Zölle.*) Jede Thätigkeit des Lebens geht von ihm aus; in Allem hat er die Hand, aus Allem zieht er Gewinn. Mit Hilfe seiner trefflich gerüsteten und wohlgeübten Miliz, mit Hilfe des Telegraphen der sein Netz über Utah ausspannt, verschafft er sich, Corinna ausgenommen, allenthalben Gehorsam, hält die noch schwache Opposition im Zaum, imponirt sogar der Centralregierung in Wahsington. Hiezu tritt (hiezu trat noch vor zwei Jahren) der unberechenbare Vortheil der geographischen Unzugänglichkeit Eine summarische, theils geheime, durch einen religiösen Anstrich verklärte Gerechtigkeitspflege vervollständigte, bis zur Zeit der Einsetzung ordentlicher Gerichtshöfe, die unerhörte Machtfülle des Mannes. Sage ich zu viel, wenn ich behaupte daß er über

*) Ich sah einen Waldweg der nach einem Cañon führt. Die Bewohner von Salt-Lake-City versehen sich dort mit Brennholz. Die Ladung jeder fünften Fuhre gehört dem Propheten!

die Leiber verfügt? Aber noch in anderer Beziehung läßt sich dies sagen.

Brigham Young galt, im üblichen Sinne des Wortes, nie für einen Heiligen; dennoch hatte keiner seiner Anhänger vermuthet daß er es wagen würde die Vielweiberei einzuführen. Eine Nacht*) wurde er mit einem Gesichte begnadigt. Gott hatte ihm die Rückkehr zu den Uebungen der Patriarchen, zur Pluralität der Frauen eingegeben. Die Ueberraschung war groß und allgemein. Die Gewissen schienen beunruhigt, der Köhlerglaube der Getreuen erschüttert. Um die Opposition zu brechen, versammelte Young Abgeordnete, ungefähr zweitausend Elders, aus allen Ansiedlungen Utah's und legte ihnen eine Schrift vor, die Darstellung einer angeblichen Offenbarung welche Joë Smith ein Jahr vor seinem Tode gehabt hätte. George Smith gibt dies seltsame Aktenstück in seinen oben erwähnten Antworten auf Fragen unter dem Titel: Offenbarung über himmlische Ehen. Man hat gesehen, daß die Wittwe und die Söhne Joë's das Schriftstück für geschmiedet erklären. Verfaßt ist es im Style des alten Testamentes. Jehova scheint nicht mit der Zeit fortgeschritten zu sein. Seine Sprache ist dieselbe geblieben in welcher er zu Abraham redete, aber was er sagt ist neu. Hier folgt ein Auszug. Wenn ein Mann eine Frau ehelicht ohne Mitwirkung des Gesalbten des Herrn, so werden Mann und Frau Engel sein im Paradiese, aber Knechte der Seeligen, und in ehelosem Stande verbleiben in Ewigkeit. Diejenigen welche den Ehebund schließen im Einklange mit dem Gesetze werden unter die Götter versetzt! Joë Smith stammt von Abraham. Gott ertheilte seine Befehle an Abraham, und Sarah gab ihm die Hagar. Warum? Weil das

*) 1852.

Gesetz es so wollte. Aus Hagar ging eine zahlreiche Nachkommenschaft hervor. Hat Abraham gesündigt? Keineswegs. Er hatte Konkubinen und, von ihnen, viele Kinder. David desgleichen, und er hat wohl daran gethan, weil Nathan und andere Propheten ihm die Weiber gaben, und die Propheten besitzen den Schlüssel, sie haben die Gewalt Frauen zu verleihen. David hat nur gesündigt indem er die Gattin Uriah's zum Weibe nahm. Auch Salomon und Moses hatten mehrere Frauen. Eine Frau, deren Gemahl Ehebruch trieb, kann, wenn sie selbst tugendhaft ist, einen andern Mann ehelichen. Ueber diesen Punkt behält sich Gott vor, in jedem einzigen Falle, Joë zu erleuchten, damit er die Ehe bewillige und segne oder untersage. Bleibt Joë treu dem Gesetz, so wird Gott ihm, in dieser Welt, Häuser und Felder, Frauen und Kinder schenken, und, am Ende seiner Tage, die Kronen der Ewigkeit. Der Priester welcher eine Jungfrau geheirathet hat kann, mit ihrer Bewilligung, eine zweite zur Frau nehmen. In Gemäßheit dieses Gesetzes kann er zehen ehelichen ohne in Ehebruch zu verfallen. Wenn eine dieser Frauen sich einem andern Manne ergibt, so begeht sie Ehebruch und muß vertilgt werden, denn sie und ihre Gefährtin wurden dem Priester gegeben zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes.

Mit Hilfe dieses Dokumentes erlangte Brigham Young die Zustimmung der Versammlung. Sie nahm die Vielweiberei grundsätzlich an. Diese wurde für eine Pflicht und ein Vorrecht erklärt; doch konnte das Vorrecht nur erworben werden auf ausdrücklichen Befehl Gottes. Aus der Offenbarung Smith's erhellt daß Gott das Privileg gibt oder verweigert durch Vermittelung seines Propheten, heute Brigham Youngs, der, bevor er seinen Ausspruch thut, den Fall selbst prüft oder durch die Bischöfe prüfen läßt. Ueber die Aufführung der Braut und

des Bräutigams vor der Ehe, über den Lebenswandel der Ehegatten, über alle diese zarten Fragen, entscheidet Brigham Young, im besonderen Auftrage und unter unmittelbarer Eingebung Gottes. Kurz, neben dem Monopole welches der Prophet ausübt über Lebensmittel, Waaren, Erzeugnisse des Bodens, über die Arme und den Schweiß der Männer, verfügt er auch über die Ehre der Frauen, mischt er sich in die innigsten Angelegenheiten des Familienlebens. Der materielle Wohlstand, der Hausfriede, der Ruf eines jeden Einzelnen hängen von dem Willen des Propheten ab. Weit von mir die Absicht, Young des Mißbrauches der Macht zu beschuldigen welche ihm das Gesetz einräumt, das Gesetz welches er selbst gegeben hat. Ich spreche nicht von den Personen. Ich spreche von dem System, und dies System ist scheußlich, fratzenhaft und ohne Beispiel in der Geschichte der Menschheit.

Je höher man in der Hierarchie gestiegen ist, je mehr ist man verpflichtet von dem Privileg der Vielweiberei Gebrauch zu machen. Brigham Young besitzt zur Zeit sechzehn angetraute und sechzehn angesiegelte (sealed) Frauen. Einige der letzteren leben mit ihm; andere, bejahrte Wittwen und ältere Jungfrauen, hoffen durch das Mittel der Ansiegelung, im Jenseits zu erreichen, was ihnen diese Welt versagt hat, das Glück zu dem Range wirklicher Gattinnen des Propheten vorzurücken. Georg Smith besitzt fünf Weiber, die andern Apostel begnügen sich mit vieren, weniger als drei zu haben ist Sünde.

Es wird vorausgesetzt daß Niemand mehr Frauen nimmt als er ernähren kann. Aber in Wirklichkeit kommt es häufig vor daß die Weiber ihren Gatten durch ihrer Hände Arbeit erhalten. In der ärmeren Klasse ist dies sogar die Regel. Hat ein Mann zwei Frauen, so wohnt eine jede für sich in einem Zimmer, selten im selben Hause. Deshalb sieht man am Lande,

in den Meierhöfen gewöhnlich zwei Hütten. Die Frauen treiben irgend ein Handwerk, erhalten sich selbst, und ziehen den Gatten an sich indem sie ihm von Zeit zu Zeit einen Imbiß bereiten, meist um den Preis ihrer mühselig zurückgelegten Ersparnisse. Die wirklichen, nicht die angesiegelten Frauen des Propheten wohnen im Bienenkorb, so heißt die Residenz, jedoch in abgesonderten Gemächern. Sie alle haben angeblich durch Arbeit für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen; sie speisen an einem gemeinschaftlichen Tisch und stehen in jeder Beziehung unter einem strengen, büreaukratisch geregelten Regiment. Einer der Schwiegersöhne Youngs, der kleine Buckelige der mich im Bienenkorb empfing, ist diesem Dikasterium vorgesetzt, und übt sein heikliches Amt mit Ordnung und Unparteilichkeit, die nicht seltenen Fälle abgerechnet wo die wechselnde Laune des Gebieters ihm Ausnahmen von der Regel auferlegt.

Was ist nun der Sinn von sealing, was eine angesiegelte Frau? Ich habe weder Zeit noch Lust mich in Studien der mormonischen Theologie zu vertiefen und die verschiedenen, wohl sehr übertriebenen und entstellten Angaben, die man in Reisebeschreibungen liest, zu prüfen. Eine Frau, so scheint es, wird an ihren Mann gesiegelt für dieses und für das künftige Leben. Eine Frau kann auch mit einem Verstorbenen eine Ehe eingehen; man versichert mir daß eine Frau auch an zwei Lebende gesiegelt werden kann, an den einen für diese Welt, an den andern für das Jenseits: versteht sich immer nur mit Genehmigung des Propheten oder der Bischöfe. Was für Zustände! Die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit, ausgebeutet unter Anrufung Gottes, zum Vortheile der Ueppigkeit!

An Kindern besitzt Salt-Lake-City Ueberfluß. Ueberall begegnet man ihnen. Es ist dies eine der auffallenden Eigenthümlichkeiten dieser wie aller andern Mormonenstädte. Die

Kleinen sind gut gehalten, anständig gekleidet und besuchen fleißig die Schule; aber die meisten derer welche ich sah schienen mir zart, wenn nicht schwächlich. Die väterliche Gewalt geht auf in der Gewalt des Propheten. Kaum daß die Väter die Anzahl und die Namen ihrer Kinder wissen. Ohne die verstorbenen zu zählen besitzt der Präsident deren achtundvierzig. Sein jüngster Baby ist fünf Monate alt! Eines Tages, auf einem Spaziergange, kam er zu einem Raufhandel zwischen Knaben. Er trat zwischen die kleinen Störenfriede und verabreichte mit seinem Rohre dem Ungestümsten unter ihnen eine ausgibige Züchtigung. Nach vollzogener Strafe frug er: wessen Sohn bist du? Der Knabe antwortete: I am president Young's boy. Und in der That, es war einer der achtundvierzig.

Von welcher Seite man, hier an Ort und Stelle, die Polygamie betrachte, man gewahrt allenthalben die Keime der Zerstörung: Zerstörung der Familie, Zerstörung der Gesellschaft. Doch die ersten Opfer sind die Frauen. Die ich zu Gesichte bekam, sahen traurig und eingeschüchtert aus. An ihrem Herde nehmen sie nicht den Platz ein welcher der Hausfrau gebührt. Die Männer vermeiden von ihnen zu sprechen und sie dem Fremden zu zeigen; als ob sie sich ihrer Gefährtinnen schämten; oder vielmehr, sie schämen sich vor sich selbst. Die Weiber des Beduinen oder des Türken kannten nie den hohen Rang welchen das Christenthum für die Frau erobert hat; aber die armen Mormoninnen stiegen herab von dem Platze den sie einst einnahmen; sie fühlen sich entwürdigt, und die Entwürdigung spricht aus ihren blassen abgehärmten Zügen.

Brigham, die halbe Gottheit, genießt mehr als königliche Ehren. Kurze Zeit vor meiner Ankunft hatte er sein siebenzigstes Jahr vollendet. Bei diesem Anlasse brachten ihm die Apostel, Bischöfe und Aelteren ihre Huldigung dar. Einer von ihnen

nannte ihn Souverain. „Sie werden", fügte er hinzu, „den Tag erleben an welchem sämmtliche Könige der Erde vor Ihnen erscheinen und um Ihren Rath bitten werden." Das Hofjournal gab natürlich die Ansprache.

An Sonntagen predigt Brigham Young zuweilen im Tabernakel. Nach allgemeinem Ausspruche der Heiden welche ich befrug, sind diese Vorträge eine Anhäufung unzusammenhängender Bibelstellen, persönlicher Anspielungen und Schimpfworte, die mit salbungsvollen, hohlen Phrasen abwechseln. Die Sprache ist unedel und der Redner verräth häufig seine haarsträubende Unwissenheit. Von Beredsamkeit keine Spur. In den letzten Jahren predigte er fast immer über Polygamie. Es ist dies seine Art auf die Angriffe der amerikanischen Zeitungen zu antworten. Letztere sind ihm entschieden abhold, und darin der getreue Ausdruck der öffentlichen Meinung in den Vereins-Staaten.

Unlängst, um seine Duldsamkeit zu bekunden, hat er Geistlichen anderer Bekenntnisse gestattet im Tabernakel zu predigen. Ein durchreisender anglikanischer Minister machte von der Erlaubniß Gebrauch, und zwar in seinem geistlichen Gewande. Kaum hatte er die Kanzel verlassen, als sie Brigham bestieg. Er war in ein Betttuch gehüllt, und hielt unter dem schallenden Gelächter der Heiligen einen spaßhaften Vortrag in welchem er den englischen Prediger auf das Gröblichste verhöhnte.

Fassen wir das Gesagte zusammen! Der Absolutismus, getrieben zu seinen äußersten Grenzen, und personificirt im Haupte der Kirche. Von Seite der Sektirer unbedingter Glaube an die Person des Propheten. Kein Gottesdienst, denn die kurzen Sonntagspredigten und Gesänge im Tabernakel verdienen diesen Namen nicht. Im Allgemeinen, so weit es sich von den Massen handelt, kein religiöses Gefühl, oder vielmehr

alle religiösen Gefühle vereinigt und verbraucht in der fanatischen Verehrung Brigham Youngs. Arbeit und Glaube, als oberster Grundsatz aufgestellt. Die Arbeit, nothwendiger Weise, Händearbeit und zwar bis an die Grenzen des Möglichen ausgedehnt, weil man nicht nur das tägliche Brot erwerben muß sondern auch die Schulden an den Präsidenten abzuzahlen hat. (Diese übertriebene Arbeit erklärt die raschen und großen Erfolge auf dem Gebiete der Kolonisation.) Ein vom Propheten ausgebeutetes Monopol welches sich auf Alles und Alle erstreckt. Einmischung Youngs in die Familienverhältnisse und Angelegenheiten aller Art. In allen schwierigen Augenblicken Zuflucht zum Propheten und blinde Unterwerfung unter seine Aussprüche. Endlich die Vielweiberei als Pflicht und Vorrecht, ausgeübt seit zwanzig Jahren.

Dies ist die Wesenheit des Mormonismus.

Aber wie entstand der Glaube im Herzen derer die ihn nicht besaßen, als sie die neue Lehre annahmen? Wie ist diese Umwandlung in ihnen vor sich gegangen? Welche geheime Triebfedern haben da gewirkt? Wie kommt es daß Leute welche bei ihrer Abreise aus der Heimath nichts glaubten, kaum angelangt im Thale der Heiligen, Alles glauben, Alles was Young beliebt sie glauben zu machen? Die Erklärung der Mormonen: das sei eben Eingebung, kann man natürlich nicht zulassen. Aber auch die mir von den Heiden gegebene Auslegung schien mir unzureichend. Näher befragt, gaben letztere das selbst zu. Hier liegt wie bereits gesagt der Schlüssel zum Verständniß des Mormonismus. Ich widmete daher diesem Punkte meine ganze Aufmerksamkeit, und gelangte mit Hilfe der eingezogenen Erkundigungen und eigener Beobachtung zu nachstehenden Schlüssen.

Die Anfänge der Sekte gleichen denen aller anderen. Bei

einer gewissen Anzahl von Menschen erwachen plötzlich und unvorhergesehen das Bedürfniß nach geistigem Trost, der Durst nach übernatürlicher Hilfe, das brennende Verlangen Gott zu nahen! Es sind dies Instinkte welche, mehr oder minder, in allen Herzen schlummern. Je seltener dies Erwachen eintritt, je heftiger ist es, nicht unähnlich einer lange verschlossenen und plötzlich geöffneten Schleuße. Die aufgestauten Wasser stürzen hervor, rasen mit Ungestüm dahin; verlaufen sich allmälig, bis das Gleichgewicht hergestellt ist, und, mit dem Gleichgewicht, die Ruhe. Dies ist die Geschichte der berühmten revivals. Es ist auch die Geschichte der Entstehung der Sekten, besonders in Amerika, in dieser vom materiellen Treiben so sehr in Anspruch genommenen Gesellschaft, welcher so wenig Zeit übrig bleibt für das innere Leben. Die lange vernachlässigten moralischen Bedürfnisse, die lange nicht vernommene Stimme des Gewissens treten mit Einem Male in ihre Rechte. Reue und Verzweiflung bemächtigen sich der Gemüther. Man lechzt nach Trost, und man empfängt ihn aus den Händen des Ersten Besten. In diesen Augenblicken fehlt es nie an Menschen welche bereit sind sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, sie zu leiten, zu beherrschen, wo möglich auszubeuten. Wahrscheinlich sind es Sykophanten, möglicher Weise Schwärmer, vielleicht Beides. Aber dem Heuchler gebricht die Leuchte des Glaubens, dem Fanatiker das Licht der Vernunft. Da finden die üblen Leidenschaften, die Geldgier, die Sinnlichkeit ihre Rechnung Was Wunder daß man in kürzester Frist beim Unsinn und der Verruchtheit angelangt ist. Unter ähnlichen Verhältnissen entstand der Mormonismus. Die ersten Adepten Joë Smiths, des Schurken, wie die Einen sagen, des Heiligen, wie ihn Andere nennen, waren ganz gewiß aufrichtige Schwärmer. Sie waren überdies Amerikaner. Sie bildeten die moralische

Atmosphäre welche die Ankömmlinge aus Europa fortan einathmeten.

In der Geschichte der Sekte macht die große Wanderung nach dem Salzsee Epoche. Sie befestigte das Ansehen des neuen Moses. Unüberwindlich scheinende Hindernisse hat man unter seiner Leitung besiegt, das Ziel der Reise gefunden, wie Gott es seinem Auserwählten geoffenbart hatte. Kein Zweifel daß Brigham ein übernatürliches Wesen ist. Wenn er nicht selbst Gott ist, so steht er der Gottheit nahe. Und überdies, was ist Gott? Die Mormonen kümmert das nur wenig, um so weniger als Brigham lehrt der Mensch sei Gott gleich. Gewiß Niemand ist es mehr als er. Das ist augenfällig, sonnenklar! Jedermann denkt es, Jedermann sagt es, Jedermann glaubt es. Wehe dem der zu zweifeln wagte!

Das ist die moralische Luft die sich im Thale der Heiligen gebildet hat, die Jedermann einathmet, die sofort auf den Neuangekommenen ihren Einfluß übt. Er bringt aus der Heimath nichts mit was ihm helfen könnte sich dieser Einwirkung zu entziehen. Er ist unwissend, arm, und, indem er unter die Mormonen ging, hat er die Religion verleugnet in der er geboren ward. Nicht in den Sätzen des Glaubens von dem er abfiel wird er Waffen suchen gegen die Irrthümer der Sekte welcher er sich so eben anschloß. Ueberdies hat er seine Schiffe verbrannt. Mit Leib und Seele gehört er dem Präsidenten. Er thut wie Jedermann, er schließt die Augen und glaubt, glaubt an Brigham Young. Die Weiber aus Wales, unter den Mormonen die Mehrzahl ihres Geschlechtes, und wie man mir sagt mehr als alle anderen abergläubisch und unwissend, nehmen einen thätigen und wirksamen Antheil an der Bekehrung der Männer. Uebrigens wer einmal diese Pfade betreten hat wird sie nicht wieder verlassen. Die Schwierigkeit der Umkehr, man

könnte sagen die Unmöglichkeit, ist bereits erörtert worden. Das Auge des Propheten wacht über der Heerde, die Racheengel, die Daniten erwürgen die räudigen Schaafe.

Die Wichtigkeit des Einflusses der Sphäre in der man lebt ist unberechenbar: sie wächst im Maße der Abgeschlossenheit. Irrenärzte versicherten mich sie würden selbst den Verstand verlieren, wenn sie durch längere Zeit verhindert wären ihre Anstalt zu verlassen. Das Duell, als Gottesgericht oder Krieg zwischen Einzelnen vollkommen erklärlich, ist in seiner gegenwärtigen Uebung barer Unsinn. Der Beleidigte ist entehrt; hat er aber überdies von dem Beleidiger einen Säbelhieb oder eine Kugel in den Leib bekommen, so ist seine gekränkte Ehre gerettet. In England hat die jüngste Generation dies Vorurtheil abgeschüttelt; aber am Kontinent besteht es noch als Glaubensartikel, allerdings in verschiedenem Grade, je nach der Verschiedenheit der Lebenskreise. In Deutschland, zum Beispiel, ist es im Volke unbekannt; der Bürger hält wenig darauf; aber im Adel, in der Armee und auf den Universitäten, also in den noch oder einst privilegirten Ständen, finden wir es tief eingewurzelt. Nun sind aber die privilegirten Klassen, innerhalb der Grenzen und Kraft des Privilegs, von den übrigen Staatsbürgern abgeschlossen. Betrachten wir einen jener vielen, kleineren Kreise wo Kunst und Literatur getrieben werden. Nehmen wir an, es herrsche dort der Kultus der Zukunftsmusik. Wer sich da den geringsten Zweifel erlaubte an der Unfehlbarkeit des verehrten Meisters, würde sogleich vor die Vehme gezogen, verurtheilt und hingerichtet, das heißt ausgeschlossen. Legst du Werth darauf im Heiligthume zu verweilen, so lasse dich bekehren, verneige dich vor der Gottheit die hier herrscht, und bekämpfe die Stimme deines Gewissens welche dich der Heuchelei beschuldigt. Verharre in dem neuen

Götzendienst und die Gnade des Glaubens wird dich allmälig rühren; du wirst glauben an Wagner, und bist du von Natur der Begeisterung zugänglich, so wirst du mit der Zeit bereit sein für die Zukunftsmusik dein Blut zu vergießen. Die große Mehrzahl der Menschen unterliegt ähnlichen Einflüssen. Feste Grundsätze, ein richtiges Urtheil und Charakterstärke vermögen allein der Atmosphäre zu widerstehen die in abgeschlossenen Kreisen herrscht. Diese Bedingungen finden sich selten vereinigt. Sie fehlen natürlich den armen Katechumenen welche alljährlich von den Emissären des Propheten zusammengerafft und nach den, bis vor Kurzem unzugänglichen und hermetisch geschlossenen Gegenden von Neu-Jerusalem gesandt werden.

So erkläre ich mir die plötzliche Umwandlung von Leuten, die zu Hause an nichts glaubten, in Gläubige, in Leute welche zwar nicht mit Inbrunst aber mit naivem und aufrichtigem Köhlerglauben sich der Person und den Lehren Brigham Youngs blindlings unterwerfen.

Noch vor zwei Jahren waren Abtrünnige sehr selten. Es war oben die Rede von den Mitteln mit welchen man sie in den Schoos der Kirche zurück führte. Seit Eröffnung der Eisenbahn konnten einige protestantische Minister, Geistliche der Episkopalkirche und Presbyterianer, ohne besondere Gefahr zu laufen, hier ihrem apostolischen Berufe nachgehen. Es war aber verlorene Mühe. Die wenigen Mormonen welche sich zum Austritte aus der Sekte bereit erklärten, erwiesen sich als Menschen ohne alles sittliche und religiöse Gefühl. So lange sie unter der eisernen Zuchtruthe Youngs lebten, waren sie arbeitsam und gläubig, gläubig im Sinne der Mormonen. Aber indem sie den Zauberkreis verließen, verwandelten sie sich in Freigeister und unverbesserliche Taugenichtse. Diese, vielseitig bestätigte Thatsache scheint mir höchst bedeutungsvoll. Sie liefert

den praktischen Beweis der inneren Hohlheit des Mormonismus. Dieser Gesellschaft fehlen alle sittlichen Elemente. Ihr Wesen ist die rohe Gewalt. Entfesselt diese Menschen und sie werden zu Ungethümen.

Die Pacifikbahn und, in Folge der vor zwei Monaten entdeckten Silberlager, das massenhafte Zuströmen der Bergleute, üben bereits ihre Wirkung. Zunächst hat das Schreckensregiment aufgehört unter welchem die hier lebenden Heiden d. h. Christen schmachteten. Bisher waren sie Heloten; jetzt fühlen sie sich, rühmen ihre Bedeutung und tragen den Kopf hoch. Bald werden sie eine wirkliche Macht sein. Die kleine Stadt Corinna, welche einige Heiden vor wenigen Jahren gegründet haben, ist der Sitz der Opposition geworden. Dort hausen die Söhne Joë Smith's, die Dissidenten und persönlichen Feinde Brigham Youngs. Es ist die Zufluchtsstätte aller jener welche das Joch des Präsidenten abschütteln oder sich ihren pekuniären Verpflichtungen gegen ihn entziehen wollen.

Aber auch im Mittelpunkte des Gemeinwesens, in Salt-Lake-City, hat sich die Lage geändert. Einwanderer, die keine Mormonen sind, bringen Kapitalskräfte mit sich, eröffnen Kaufläden, nehmen einen wachsenden Antheil an dem Handelsverkehr. In der That, Alles ist anders geworden. Man hört nicht mehr von geheimen Verurtheilungen und Hinrichtungen. Keine Leichen abtrünniger Mormonen, keine Würgengel mehr! Selbst die jungen Mädchen hat der Geist der Widerhaarigkeit erfaßt. Sie wollen von Polygamie nichts wissen, und geloben sich unter einander Freier, welche bereits eine Ehehälfte besäßen, mit Körben zu betheilen. Das Bedenklichste ist daß die neue Strömung sogar in den Bienenkorb drang. Der älteste Sohn Youngs hat erklärt daß er seine in späteren Ehen erzeugten Geschwister für unehelich halte. Alles weist auf eine bevor-

stehende Krisis hin.*) Brigham scheint es zu ahnen, und unerachtet seiner vorgerückten Jahre einen zweiten Exodus nach Arizona oder den Südseeinseln zu beabsichtigen.

In Washington zögert man noch. Die öffentliche Meinung in den Staaten verlangt immer lauter ein energisches Einschreiten der Centralregierung. Die bisherigen, materiellen Hindernisse sind verschwunden. Warum entsendet Präsident Grant nicht, auf der Eisenbahn, eine hinreichende Truppenmacht um Zuständen ein Ende zu machen welche unvereinbar sind mit den bestehenden Gesetzen, mit den Sitten und dem Geiste des Jahrhunderts? Hierauf erwidert man im weißen Hause daß der Mormonismus keine Lebensfähigkeit besitze, und ehestens von selbst zerfallen werde. Mit Brigham Young, der ein Greis, werde er verschwinden. Es wäre ein politischer Fehler die Auflösung der Sekte zu beschleunigen. Besser sei sie eines natürlichen Todes sterben zu lassen. Dies ist gegenwärtig die Ansicht der Regierung aber nicht des Publikums und Alles deutet darauf hin, daß General Grant Young in Anklagestand versetzen, und, im unwahrscheinlichen Falle eines Widerstandes, mit Waffengewalt einschreiten werde.

Besitzt dies große Gemeinwesen eine Zukunft? Wird es mit seinem Häuptling verschwinden? Um mich her höre ich die letztere Frage mit Bestimmtheit bejahen. Und, in der That, könnte hierüber kein Zweifel obwalten, wenn die Ereignisse immer den Gesetzen der Logik folgten. Angenommen, die Auflösung habe statt gefunden! Was würde die sittliche und sociale Lage der Bruchstücke des großen Körpers, der getrennten Gliedmaßen des Leichnams sein? Wir würden eine Gesellschaft,

---

*) Sie ist seither eingetreten. In Washington betrachtet man den Mormonismus als in voller Auflösung begriffen.

wenn diese Benennung passend ist, von Menschen sehen ohne Glauben und ohne Gesetz. Ohne Glauben, denn sie besaßen nur den Glauben in die Person Brigham Youngs, und Brigham Young ist, in unserer Voraussetzung, verschwunden. Ohne Gesetz, denn dies Gesetz hatte Er ja gegeben und Er allein hatte vermocht ihm Achtung zu verschaffen, und dieser Wunderthäter ist verschwunden. Was kann aus dieser Gesellschaft werden deren einzige Grundlage das moralische Ansehen, die materielle, unbegrenzte, unerbittliche Macht eines Mannes war, nachdem dieser Mann aus dem Leben geschieden ist? Niemand wird ihn ersetzen. Mit ihm stirbt der Mormonismus. Auch ist keine Auferstehung, wenigstens nicht zur selben Lebensform denkbar. Die Macht der Dinge, ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen: der Bau der Eisenbahn, die Entdeckung der Silberminen, das Zuströmen amerikanischer Staatsbürger, die früher oder später unvermeidliche Dazwischenkunft der Centralregierung, die Entrüstung der öffentlichen Meinung bilden unübersteigliche Hindernisse. Dann könnte das jetzt friedliche Thal der Heiligen der Schauplatz werden eines scheußlichen Kampfes Aller mit Allen, der Söhne der ersten Frau mit denen der zweiten und dritten. Die Familienbande, gelockert und entheiligt durch die Uebung der Polygamie, werden zerreißen; das Eigenthum eines Jeden wird die Beute des Stärkeren werden. Ein grausenhaftes Bild von Bruderkrieg, Faustrecht, Gesetzlosigkeit, chaotischer Verwirrung.

Hoffen wir für die Armen ein milderes Geschick. Aber eine Betrachtung drängt sich hier auf, und, zu meiner Verwunderung, hörte ich sie, auf dieser Wanderung durch Amerika, schon mehrmals aussprechen. Der Mormonismus mit seinen glänzenden Früchten und scheußlichen Auswüchsen und der noch scheußlicheren Katastrophe die seiner zu harren scheint, ist ent-

standen und aufgewachsen unter dem Schirme des obersten Princips der amerikanischen Gesellschaft: unbeschränkte Freiheit für Alle. Hat in diesem Falle die Anwendung dieses Grundsatzes zur Freiheit geführt? Das Merkwürdige ist nicht die Frage, sondern daß man sie sich stellt.

VIII.

Corinna.

Am 7. und 8. Juni.

Corinna der Typus einer Kosmopolitenstadt. - Ein Pow=Wow am Bärenfluß. — In die Berge. — Kopenhagen. — Was ist der Rowdy?

Die drei Tage in Salt=Lake=City sind rasch verstrichen. Das materielle Leben läßt allerdings zu wünschen übrig; aber gibt es ein größeres Vergnügen als in einem offenen Buche zu blättern, voll von neuen Gedanken, unbekannten Aufschlüssen, Bildern und Räthseln die man durch eigenes Nachdenken oder mit Hilfe liebenswürdiger Freunde zu lösen sucht? Der Kommandant von Camp Douglas, der Oberrichter, der Richter überhäuften mich mit Artigkeit, begleiteten mich auf meinen Spazierfahrten und beantworteten meine zahllosen Fragen. Abends auf der Veranda sitzend bin ich des Doktors sicher. Er schiebt seinen Lehnstuhl neben den meinigen, reckt seine Glieder, sucht und findet endlich eine, nach landesüblichen Begriffen, bequeme Stellung, nimmt seine Erzählung auf wo er sie am Morgen gelassen hat. Es sind meist Schilderungen aus seinem Leben, abwechselnd tragisch und drollig, zuweilen in höchstem Grade spannend, und, was ich nicht verbürgen kann aber gerne annehmen

will, wohl auch wahrheitsgetreu. Jedenfalls zeichnen sie sich durch stark aufgetragene Lokalfarben aus. Ein paar Mal verlockte mich mein Aeskulap zu einem nächtlichen Spaziergang, aber wir traten mit jedem Schritte auf riesige Kröten. Am Ende flüchteten wir zurück nach dem erhöhten Bretterboden der Veranda. Die schweigsame Gesellschaft die dort versammelt ist begibt sich gegen neun Uhr zur Ruhe. Nur der Herr vom Hause, Elder Townsend, bleibt. In Betrachtungen versunken sitzt er wieder am Ende der Terrasse, in derselben unbeschreiblichen Stellung wie am Morgen. Seine schwarze Silhouette schneidet sich scharf ab von dem lichten Hintergrunde, den vom Vollmonde versilberten Akazien. Der Mann sieht aus wie ein am Reck kopfabwärtshängender Akrobat. Und dies nennt man hier zu Lande sitzen.

Der liebenswürdige Stationschef von Ogden hatte mich, seinem Versprechen gemäß, besucht. Mit ihm verließ ich die Hauptstadt der Mormonen, und bin nunmehr auf der Pacifikbahn in dem sechzig Meilen entfernten Corinna angelangt. Von Rom nach Karthago in der kurzen Frist von drei Stunden! Ganz Utah ist von Heiligen bevölkert. Nur Corinna, dieser Dorn im Fleische des Mormonismus, hat gewagt Brigham die Stirne zu bieten, und sogar den Ueberläufern ein Asyl zu gewähren. Kein kleines Wagniß noch vor zwei Jahren, aber vollkommen gefahrlos seit die Eisenschienen die junge Stadt dem schützenden Arme der Washingtoner Regierung erreichbar machten.

Zwei Notabeln erwarten mich am Bahnhof. Es sind Rheinländische Juden, der eine der Besitzer des ersten Hotels in Corinna, der zweite sein Gehilfe. Letzterer ist zugleich Metzger, Ladendiener — denn sein Herr besitzt auch eine Handelsbude — Oberkellner und Omnibuskutscher. Ueberdies wirbt er um die Tochter des Patrons. Alles dies erfahre ich während man

mich in den Stuhlwagen hebt der zwischen der Stadt und der Bahn fährt. Wir halten vor dem Hotel der Metropole, eine elende Bretterbude in Main-Street, besser gesagt in der einzigen Straße die für eine Gasse gelten kann. Das Haus ist mit Gästen überfüllt. In der Halle, welche als Kaufladen dient, drängen sich die Kunden. Neben an, in der Küche, bereiten die noch junge und schöne Hausfrau und ihre Tochter das Abendbrot. Die beiden „Ladies" machen sich auch durch ihre sorgfältige Toilette bemerkbar, insbesondere aber, sei es Kunst oder Natur, durch einen riesigen Haarwuchs. Vor der Hausthüre sitzen mehrere Honoratioren: Richter, Advokaten, Krämer. Fast alle sprechen oder verstehen Deutsch. Sie warten wie ich auf das Souper, befragen mich de omni re scibili und bieten ihre Dienste an. Soshones-Indianer sind dieser Tage angekommen und haben ihre Zelte am Bärenflusse, unweit der Stadt, aufgeschlagen. Morgen werden die Häuptlinge zu einem Pow-Wow zusammentreten. Man schlägt mir einen Besuch des Lagers vor. Für morgen hat auch die schöne Welt von Corinna einen Ausflug in die Berge verabredet. Ich werde aufgefordert Theil zu nehmen. Welch glückliches Zusammentreffen, um so mehr als Pow-Wows und Pikniks hier zu den Seltenheiten gehören. Ein Gentleman, der Herausgeber einer der beiden in Corinna erscheinenden Zeitungen, überreicht mir das Abendblatt. Mehrere Artikel haben mich zum Gegenstand. Es ist ein Bericht über meinen Aufenthalt in Salt-Lake-City, meine angeblichen sayings and doings, natürlich im Geiste der Corinnesen, das heißt entschieden anti-mormonisch. Wahrscheinlich die verrätherische That meines Freundes, des Doktors. Ich protestire ein wenig gegen dies Verfahren. Aber man beruhigt mich. „In Corinna", sagt man mir mit Selbstgefühl, „haben Sie nichts zu besorgen von den Würgengeln des Propheten. Sie haben in der Oeffentlich-

keit gewirkt; Sie gehören der Oeffentlichkeit an. Gestatten Sie uns die legitime Neugierde der Zeitgenossen zu befriedigen.“ Der Gong macht der Tertulia ein Ende. Die Hausfrau trägt ein köstliches Abendmahl auf. So beurtheilte ich es wenigstens. Allerdings, wer soeben den Händen des Hochwürdigen Townsend entrann, ist leicht zu befriedigen. Unvergleichliche nach Urwald riechende Erdbeeren bilden den Nachtisch. Die Mahlzeit dauert nicht zehn Minuten. Alle Gäste sehen blaß, schläfrig und erschöpft aus.

Der liebenswürdige Wirth hat mir das beste Zimmer vorbehalten. Es mißt genau sechs Fuß im Gevierte. Dünne Holzwände trennen mich von den Nachbarn: rechts ein mexikanisches Ehepaar, links ein chinesischer Kaufmann und seine Begleiter. Der junge Mexikaner singt, seine Gemahlin begleitet ihn auf der Guitarre. Falsche Töne kommen da wohl vor; doch seien wir nicht zu wählerisch. Wer nur einschlafen könnte! Mein anderer Nachbar musicirt nicht, aber er riecht übel. „John“, sagt der Wirth, — es ist dies die allgemeine Bezeichnung für die Söhne des Reiches der Mitte, — „John riecht wie alle seine Landsleute. Es ist ein Geruch sui generis, und für Sie eine gute Gelegenheit sich auf die Reisen in China vorzubereiten.“

Corinna besteht erst seit vier Jahren. Die Stadt ist wie ein Pilz aufgeschossen, besitzt bereits zweitausend Einwohner und gewinnt zugleich an Bedeutung. Sie versieht die Vorposten der Civilisation in Idaho und Montana mit ihren Bedürfnissen. Eine Diligence geht zweimal die Woche nach Virginia-City und Helena; erstere Stadt ist dreihundertfünfzig, letztere fünfhundert Meilen von hier gelegen. Unerachtet der ernsten Gefahren und der furchtbaren Mühseligkeiten der Reise sind diese Marterkarren immer überfüllt. Die Güter werden

auf Lastwagons mit massiven Rädern versandt. Die Spuren der letzteren bilden die sogenannte Heerstraße.

In den Gassen begegnet man bis an die Zähne bewaffneten Weißen, verkommenen Indianern in Lumpen, die Reste der Blusen und Beinkleider welche der big-father geschenkt hat; geschäftigen Chinesen mit klugen Augen und harten widerwärtigen Gesichtszügen. Kein Ort des äußersten Westen gab mir mehr, als diese kleine Stadt, einen Begriff dessen was gewöhnlich border-life genannt wird, und im Grunde nichts Anders ist als der materielle Kampf der Civilisation mit den ungebändigten Naturkräften. Die wundervolle, aber nervöse und unruhige Thätigkeit der Weißen, die geregelte und systematische der Chinesen, der unverbesserliche Müßiggang der Rothhäute fallen hier durch ihren Gegensatz mehr als irgendwo in die Augen. Im Aeußeren, in seinem Wesen und Anzuge ist der amerikanische Grenzer vernachlässigt, schmutzig, ungehobelt; dagegen kleidet sich der Chinese sorgfältig, ist artig und von ehrbarem Aussehen; der Indianer das Bild des Elends und der tiefsten Verkommenheit.

Der Handelsverkehr beschränkt sich auf Main-street. Die Häuser welche sie bilden sind aus Brettern gebaut. Mehrere haben sogar nur Wände von Segeltuch. Die anspruchvollsten thun sich durch hölzerne Fassaden hervor welche die Giebeldächer überragen, und wie schlecht aufgestellte Theaterkoulissen aussehen. Vor den Häusern läuft ein holpriger, bald hoher bald niederer, oft durchlöcherter Gangweg hin. Die Seitengäßchen, in welchen chinesische Weiber hausen, nicht die Zierden ihres Geschlechtes, führen direkt in die Wildniß. Diese beginnt, wo die Stadt endet. Außerhalb der Stadt einige kümmerliche Gärtchen. Uebrigens nicht Ein Baum! Wüste, nichts als Wüste! Nur in der Entfernung, am Fuße der Berge oder auf

ihren Abhängen, zeigt sich, einer Oasis gleichend, hie und da eine Niederlassung der Mormonen.

Corinna liegt nördlich vom Salzsee, in der Entfernung von drei Meilen; eine geringere trennt sie vom Bear-River und von den hier nackten und häßlichen Wahsatchbergen. Die einzige Anziehungskraft dieser prosaischen und unschönen Stadt ist die Aussicht auf raschen Erwerb den sie ihren Bewohnern zu bieten scheint. Am westlichen Zugange steht eine kleine presbyterianische Kirche. Die Episkopalen bauen ihr Gotteshaus. Die Katholiken haben bisher weder Kirche noch Priester. Die weiße Bevölkerung ist ein Gemisch aus den verschiedensten Nationen. Deutsche und Irländer sind besonders zahlreich. Erstere und Yankees, meist Pensylvaner, scheinen obenan zu stehen. Im Ganzen überwiegt der kosmopolitische Charakter den amerikanischen.

Drei Gentlemen holen mich ab in einem leichten aber stark gebauten Char-à-bancs den sie um eine fabelhafte Anzahl von Dollars für den Tag gemiethet haben. Wir fahren nach dem Lager der Indianer. Es ist am Ufer des Bear-River aufgeschlagen, und die beträchtliche Anzahl der Zelte läßt auf zahlreichen Besuch schließen. In der That sind mehrere Häuptlinge mit ihren Familien eingetroffen. Andere werden noch erwartet. Alle gehören dem großen aber sehr herabgekommenen Stamme der Soshonen an. Besprechung ihrer Beschwerden und Vertheilung der jährlichen Gaben des Präsidenten sind Gegenstand der Berathung. Am Saume des Lagers halten junge Bursche die Wache. Weiber und Knaben hüten die Moustang welche auf der sandigen Ebene weiden. Es sind kleine, magere Pferde offenbar von guter Zucht; einige von auffallender Schönheit, alle, wie man mir sagt, kräftiger als sie aussehen.

Wir werden in das größte Zelt geführt, wo vierzehn Krieger im Kreise sitzen oder kauern. Der Häuptling allein erhebt sich um uns zu begrüßen. Die übrigen bleiben unbeweglich, würdigen uns kaum eines Blickes, und bemühen sich offenbar den Schein von Neugierde oder Verwunderung zu vermeiden. Der Vorsitzende weist mir an seiner Seite meinen Platz an und die, einige Augenblicke unterbrochenen, Verhandlungen nehmen ihren Fortgang. Die Redner sprechen langsam und mit klangvoller Stimme. Zuweilen wird man lebhaft, aber ein Blick des Häuptlings reicht hin um die Aufregung zu beschwichtigen. Eine dickleibige Pfeife macht die Runde. Sie geht von Mund zu Mund, und ich gestehe, Bangen überfiel mich als sie sich mir das erste Mal näherte. Aber, sei es aus Zartgefühl, sei es in einer der meinigen ähnlichen Stimmung, meine beiden Nebenmänner reichten sie sich über meinen Kopf weg. Ich gestehe, daß in dem Pow-Wow das Calumet mich am meisten beschäftigte. Ich gedachte der Romane Coopers, seiner wilden, urkräftigen aber oft ritterlichen Helden deren glänzende Thaten, leider nicht als Beispiel aber als Legende, noch fortleben in der Erinnerung ihrer entarteten Söhne. Ich betrachte diese Leute. Einigen haben Krankheit, andern der furchtbare Branntwein, allen das Elend ihr trauriges Gepräge aufgedrückt, und dennoch gewahrt man noch in den Zügen dieser Unglücklichen die Spur der wilden und männlichen Tugenden ihrer Väter. Wenn sich die Debatte belebte, erkannte ich, für Augenblicke, den Ausdruck von Würde, Selbstgefühl und unbeschreiblicher Trauer. Es war wie eine plötzliche und rasch vorüberziehende Vision: die vom Sturme gefällten, vom Blitz erleuchteten Baumriesen des Urwaldes. Diese Menschen sind sehr zu beklagen. Dem Untergang geweiht, erliegen sie der Krankheit oder dem Laster. Sie haben die Ahnung der nahenden Ver-

nichtung. Sie wissen was sie sind und, um das Elend voll zu machen, sie wissen was sie waren.

> . . . Nessun maggior dolore
> Che riccordarsi del tempo felice
> Nella miseria.

Wir setzen die Fahrt fort und nähern uns den Bergen. Brigham-City, eine der blühendsten Mormonenstädte, liegt zwischen Feldern und Obstbäumen. Es ist ein kleines Salt-Lake-City: große, lange Baumgänge, die Häuser versteckt hinter den Laubwänden, ein Tabernakel, das Gerichtshaus, einige wenige ansehnliche Gebäude, im Ganzen ein Anstrich von Wohlstand und Heiterkeit der den Ansiedlungen der Mormonen gewöhnlich fehlt. Ein „Oberst" bewirthet uns mit Milch und Erdbeeren. Das Wahsatchgebirge hat hier seine Schrecknisse, aber auch seine Schönheit eingebüßt. Es hat sich erniedrigt, und seine ragenden Zinken durch flache Kuppen ersetzt. Magere, staubfarbige Büsche verhüllen nothdürftig die Blößen seiner Abfälle. Ein enger, schlechter Fahrweg führt zwischen Lavablöcken und längs einem prosaischen aber halsgefährlichen Cañon hin. Endlich erreichen die athemlosen Pferde ein kleines, flaches Hochthal, das Ziel unserer Reise.

Hier hausen Dänen, und ihren Wohnsitz, eine Gruppe armseliger Hütten, haben sie Kopenhagen genannt. Ein Greis bietet uns einen Teller halbreifer Erdbeeren zum Kaufe an, und einer meiner Gefährten ersteht sie für zwei einen halben Dollar. Auf eine Bemerkung über den übertrieben hohen Preis erhielt ich eine Antwort die mir durch ihre Lokalfarbe auffiel: „In Corinna kosten viel bessere und reife Erdbeeren einen halben Dollar, aber hier in den Bergen ist die Vegetation zurück-

geblieben. Es sind Erstlinge. Deshalb kaufte ich sie für meine Frau der ich ein wohlfeileres Geschenk nicht wohl anbieten kann."

Endlich, nach einigem Suchen, entdecken wir das Rendez-vous, ein kleines Gehölz von jungen Ahornbäumen und verkrüppelten Pappeln. Im spärlichen Schatten dieser Bäume kampiren ein Dutzend Männer, etwa eben so viele Frauen, diese in sehr gesuchter Toilette, und an zwanzig Kinder. Jede Familie hat ihren Mundvorrath mitgebracht, und bildet eine eigene Gruppe. Den dringenden Einladungen Folge leistend gehe ich von einer zur andern. Nach dem Imbiß versammeln sich die Männer, improvisiren einen Bar-room, und trinken stehend ihren Sherry-Kobler. Gesprochen wird fast gar nicht. Nur die Kinder scheinen sich zu unterhalten, die Kinder und der Pfarrer der Episkopal-Gemeinde, ein junger kürzlich angekommener Oxonier, ein echter Sohn des fröhlichen Alt-England. In seinen Armen hält und betrachtet er mit den Blicken eines Verliebten ein prächtiges, bausbackiges Baby, das Bild der Gesundheit, der Lohn mütterlicher Vorsorge. Solche Kinder sieht man selten hier zu Lande. Ich plaudere mit dem Papa der ein Mann von Bildung ist und von Haus aus den höheren Lebenssphären angehört. Er gefällt sich in Corinna! Begreife wer kann. Das ist aber eben das Geheimniß der amerikanischen Luft.

Kopenhagen, obgleich von allen Ansiedlungen die entlegenste und ärmste, besitzt eine Telegraphen-Station. Unter Weges hieher war einer der jungen Leute des Piknik vom Pferde gefallen ohne Schaden zu nehmen, aber nicht ohne den spöttischen Bemerkungen der Gefährten zu entgehen. Einer von ihnen lief nach Kopenhagen und ließ den Telegraphen spielen. Bei unserer Rückkehr nach Corinna fanden wir bereits den Vorfall mit schauderhaften Einzelheiten ausgeschmückt, unter

dem Titel narrow escape in einem der Abendblätter. Der Held des Abentheuers schien sehr geschmeichelt.

Ich habe heute mit vielen Leuten geschwätzt und meine Sammlung von Biographien nicht unbeträchtlich vermehrt. Es wäre Stoff vorhanden zu einer Fortsetzung des Plutarch. Freilich, Alles was erzählt wird kann nicht für reine Wahrheit gelten, aber eben so wenig für reine Erfindung. Die Thatsachen mögen übertrieben oder entstellt sein; selten sind sie ganz erlogen. Ein nüchtern ausgedrücktes Gefühl ist in der Regel wahr. Dagegen bedürfen die Beweggründe, welche der Erzähler für seine Handlungen angibt, einer kritischen Prüfung. Wenn, zum Beispiel, ein vierschrötiger Geselle erzählt er habe einem Nebenbuhler in der Schenke oder an einer Straßenecke mit seinem Revolver niedergeschossen, so bin ich sehr geneigt ihm Glauben zu schenken. Wenn er aber hinzufügt, er habe hierauf den Schauplatz seiner Thätigkeit aus Gesundheitsrücksichten verlassen, so erlaube ich mir dies zu bezweifeln.

Wer einen Todtschlag oder, noch besser, mehrere am Gewissen hat, besonders wenn die That verübt ward bei hellem Tage und unter den Augen der Mitbürger; wer hierauf dem Arme der Gerechtigkeit zu entgehen wußte sei es durch List oder Frechheit oder durch Bestechung; wer den Ehrentitel eines sharp erwarb, d. h. von dem es offenkundig daß er beim Spiel und in Geschäften betrügt ohne sich je auf frischer That ertappen zu lassen, ein solcher Mann ist was man im äußersten Westen einen Rowdy nennt. Der Schrecken der Hausväter, das beneidete Vorbild der männlichen Jugend erfreut er sich der besonderen Gunst des schönen Geschlechtes. Er ist nicht nothwendiger Weise und für immer ein Bösewicht. Zuweilen bessert er sich bis zu einem gewissen Grade, und da er Meister ist in der Kunst Schrecken einzuflößen, so geschieht es häufig daß er

in seinem Dorfe die oberste Gewalt an sich reißt, und nichts hindert dann daß er sie übe bis an das Ende seiner Tage, ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung und ein unbeschränkter Tyrann seiner freien Mitbürger. Es ist dies die Laufbahn vieler Rowdies. Andere, weniger gewandt oder weniger glücklich, beschließen ihr junges Leben am Galgen oder an irgend einem Baumaste. Dies sind die Martyrer, jene die Helden der Civilisation. In andern Lebenskreisen geboren, ausgerüstet mit sittlichem Ernst, der ihnen fehlt, mit Thatkraft, Muth, Verstand und Gesundheit, Eigenschaften die sie meist besitzen, wären sie wahrscheinlich nützliche Glieder der Gesellschaft geworden. Einige von ihnen würden, durch das Schicksal auf eine höhere Bühne geführt, ihre Namen verzeichnet haben in den Annalen der Republik die so reich ist an großen Ereignissen, und, verhältnißmäßig, so arm an großen Männern. Aber so wie sie sind, erfüllen diese Abentheurer eine providentielle Sendung. Ihr Dasein ist nicht zwecklos. Wer die ungezähmte, die wilde Natur zum Kampfe herausfordert, wer diesen Kampf siegreich besteht, besitzt offenbar gewisse Vorzüge und diesen Vorzügen entsprechen gewisse Fehler. Wenn man zurückblickt, so gewahrt man die Wiege aller Kulturvölker umgeben von Giganten, von herkulischen Gestalten, von Wesen voll urwüchsiger Kraft, bereit Alles zu wagen, fähig Alles zu thun, weder zurückschreckend vor der Gefahr noch vor dem Verbrechen. Die Götter und Helden Griechenlands hatten über Moralität ziemlich weite Begriffe; die Gründer Roms, die Adelantados der Königin Isabella und Karls des Fünften, die holländischen Ansiedler des siebzehnten Jahrhunderts glänzten nicht durch ein Uebermaß von Zartgefühl, durch die Verfeinerung des Geschmackes und der Sitten. Was jene waren, sind, im Gewande der Gegenwart, in den Farben der Oertlichkeiten, die amerikanischen Backwoodmen und Rowdies unserer Zeit.

IX.

Von Corinna nach San-Francisko.

Vom 8. zum 10. Juni.

Der Great American Desert. Die Sierra Nevada. – Cap Horn. – Ankunft in San-Francisko.

(8. Juni.) Abreise von Corinna kurz vor Sonnenuntergang. Als wir bald darauf den wüstesten Theil der Wüste erreichten — er heißt deshalb vorzugsweise Great American Desert — war die Nacht hereingebrochen; aber der Mond, gleichsam als wollte er unser spotten, ergoß sein zauberisches Licht über die schaurige Einöde. Sand und Alkali bedecken den Boden wie mit einem Leichentuche. Hie und da einige Sagebüsche: bald verschwinden auch sie. Süßes Wasser fehlt vollkommen. Durch einen eigenen Zug werden die Bahnhöfe mit ihrem täglichen Bedarf versehen. In Promontory begegnen sich die beiden Bahnen: die Union- und die Centralbahn. Doch ist für beide Ogden als Endpunkt, als Terminus gewählt worden. Auf der Unionbahn (der nach dem Stillen Meere führenden) laufen die Pullman-Kars nur ausnahmsweise. Die sie hier ersetzenden Silberpaläste (silver-palace-cars) stehen in jeder Beziehung weit zurück.

In Kelton verlassen mehrere Passagiere den Zug um die Diligence nach Idaho und dem nördlichen Oregon zu nehmen. Auch hier wieder die merkwürdige Erscheinung daß unerachtet der Gefahren und Anstrengungen der Reise, diese Fuhrwerke stets mit Bergleuten, ihren Weibern und Kindern überfüllt sind. Man wird mir sagen Auri sacra fames. Zugegeben. Buchstäblich ist die Triebfeder dieser Menschen Hunger nach Gold. Aber es wirken noch andere Motive: der Wandertrieb und die Noth-

wendigkeit des Wanderns. Der Wandertrieb ist dem Amerikaner angeboren, dem weißen Stamme sowohl als dem rothen, und wer den Boden dieses Kontinents betritt wird von ihm ergriffen. Der Amerikaner ist seinem Wesen nach Nomade. Der Indianer läuft den Büffeln nach, der Weiße dem Golde, dem Gewinne. Die Einen und die Andern wollen leben, und, um zu leben, müssen sie laufen. Selbst der Landmann verläßt ohne Widerstreben sein Haus und seine Felder, wenn er anderwärts mehr zu gewinnen hofft. Jene welche nicht persönlich den Ort wechseln, vertauschen mit größter Leichtigkeit Stand und Beschäftigung. Auch eine Art von Lokomotion! Alles bewegt sich, Alles wechselt den Platz, Alles stürzt vorwärts, goes ahead, ohne Rücksicht auf Hinderniß und Gefahr. Nicht als ob der Amerikaner aus anderem Stoffe gebildet wäre als wir. Er hält eben so sehr an seinem Leben und liebt keineswegs es bloßzustellen; aber seine Sendung ist vorzudringen und er erfüllt sie. Er gleicht hierin dem berufstreuen Arzte den Typhus und Cholera nicht abhalten die Spitäler zu besuchen, der aber doch Gott dankt wenn die Seuche erloschen ist.

(9. Juni.) Es graut der Morgen; die Gegend zeigt sich etwas minder entsetzlich. Seit zwei Stunden sind wir im Territorium von Nevada. Ein einzelner Fels erhebt sich zwei- bis dreitausend Fuß über den Boden. Er heißt der Pilot weil er den aus dem American Desert kommenden Karavanen den Weg nach dem Humboldtflusse wies, wo sie das erste trinkbare Wasser fanden.

Die Bahn führt durch den Engpaß der Cedern und steigt sodann in das Thal des Humboldt hinab der bei den Cedern entspringt und langsam westwärts fließt. Auf seinem ganzen

Laufe — einer Strecke von dreihundertfünfzig Meilen — folgt die Bahn seinen Ufern. Vom Morgen zum Abende sehen wir seine grünen Wasser zwischen ärmlichen Weiden dahin rieseln. Feiner alkalinischer Staub erfüllt die Luft, dringt in die Nasen und Ohren der Reisenden, verursacht Niesen und Kopfschmerz.

Weiter hin nach Westen verliert die Landschaft ein wenig von ihrer Eintönigkeit. Der Blick streift über niedere Felsufer, über unermeßliche, unbebaute baumlose Ebenen. Am Horizont zeigen sich schneebedeckte Zacken, die Gipfel hoher Berge, welche aber Hügeln gleichen, denn die Bahn hat hier eine Höhe von fünf- bis sechstausend Fuß über dem Meere erreicht. Wie in den Rocky-Mountains ist die Aehnlichkeit mit der römischen Campagna auffallend. Der Boden ist steiniger geworden und die Plage des Staubes geringer.

Hitze und unerträgliche Ausdünstungen vertreiben mich aus dem Innern des Silber-Palastes. Meiner Gewohnheit nach sitze ich auf den Stufen der Platform und athme mit vollen Zügen die frische und elastische Luft der Hochebene. Die Felsketten an denen wir in geringer Entfernung vorüberfahren sind reich an kostbaren Metallen. In Palissade-Station sehen wir eine ungeheure Masse Silberklumpen aufgehäuft. Sie bilden zwei hohe Mauern und harren der Verschiffung auf der Bahn. Schätze in der Wüste! Das sieht aus wie ein Mährchen aus Tausend-und-Einer-Nacht. Daneben die äußerste Prosa des alltäglichen Lebens. Dieser bunte Wechsel ist eben der Reiz des far West. Auf allen Haltestellen finden wir eine Menge Indianer und Chinesen. Einige Weiße die von den Minen kommen oder dahin gehen, vervollständigen das seltsame Bild welches sich auf allen Stationen wiederholt, so wie sich zwischen diesen die Aussicht nach dem Flusse wiederholt, nach der öden Ebene, nach den weißen Federbüschen der Berge. Einförmig

wenn man will, aber großartig, wildschön, häufig malerisch. Meine Reisegefährten bestreiten dies, aber Künstler würden mir Recht geben.

Zwei oder drei Wagen unseres Zuges sind von Truppen der Vereins-Staaten besetzt. Sie begeben sich, eilends, über San-Francisko nach Arizona wo, wie erwähnt, die Apaches seit mehreren Wochen mit Feuer und Schwert wüthen. Diese Soldaten sind gut bewaffnet und bekleidet, und haben ein kräftiges Aussehen. Auf einer der letzten Stationen wurde ein junger Chinese ihrer Hut anvertraut. Als ich an dem Gefangenen vorüberging, fiel mir die Blässe seiner Züge auf. Wenige Augenblicke darauf sprang der Unglückliche aus dem Fenster, entweder die Flucht versuchend oder um sich zu tödten. Der Zug hielt an und man fand alsbald seinen verstümmelten Leichnam. Der traurige Zwischenfall war in Aller Munde. Aber mit welcher kaltblütigen Gleichgültigkeit man ihn besprach! Einige fanden ihn sogar spaßhaft und machten Witze. Ich verhehlte nicht mein Befremden. „Es war ja doch ein Mensch" sagte ich — „Nein, es war ein Chinese." Ein Andrer meinte „Ein Chinese weniger im Lande! das ist Alles. Warum davon so viel Aufhebens machen? bleiben ihrer ja doch genug übrig."

Während der Zug anhielt, hatte ich an meinen Bankier in San-Francisko telegraphirt um mir Wohnung zu bestellen. Einige Stunden darauf bekam ich Antwort. Mit Hilfe der Fahrordnung hatte mein Korrespondent berechnen können wohin er sie zu richten habe, und der Vorstand des Telegraphenbureaus wußte mich, während eines Aufenthaltes von wenigen Minuten, unter mehr als hundert Passagieren zu entdecken. Ihr Herren Telegraphisten in Europa, wärt ihr im Stande oder vielmehr geneigt ein ähnliches Kunststück auszuführen?

Bei hereinbrechender Nacht erscheint zu unserer Linken,

unweit der Bahn, ein See oder vielmehr eine riesige Pfütze. Sie ist fünfunddreißig Meilen lang und zehn breit. In dieser von seinen eigenen Wassern gebildeten Lache gibt sich der Humboldt den Tod. Es ist sein sink.

Wir befinden uns nun in dem großen Becken der californischen Wüste: einem ungeheueren Streifen sandigen Bodens der zwischen den östlichen Abfällen der Sierra Nevada und den niedrigen Felsketten im Westen von Utah dahin ziehend mit seinen Enden nördlich in Oregon, südlich in Arizona ausläuft. Diese Wüste empfängt, saugt ein und verdunstet in ihrem glühenden Schooße die Flüsse und Bäche die ihr die Berge zusenden und welche, wegen der kesselförmigen Vertiefung des Bodens zwischen dem californischen Hochgebirge und den Wahsatchmountains, nirgend einen Abfluß finden. An der langsamen Bewegung des Zuges, an der kühlen Bergluft erkennen wir ungeachtet des nächtlichen Dunkels, daß die ersten Stufen der Sierra Nevada erstiegen sind.

(10. Juni.) Um ein Uhr Morgens überschreitet der Zug die Grenze von Californien. Die Station heißt Verdi. Einer der Reisenden, ein Commis-Voyageur aus Hamburg, ein Zukunftsmusiker, geräth darüber in die äußerste Entrüstung, und verlangt daß sie Wagner getauft werde. Die etwas geschmacklose und nicht immer taktvolle Benennung neu entstehender Städte oder, in Europa, neuer Straßen mit berühmten Namen deren Träger mit der Oertlichkeit in keinem Zusammenhange stehen, scheint mir wenig empfehlenswerth. Die illustren Männer welche ein musikalischer Ingenieur, ein poetischer Baumeister, philosophische Stadträthe in dieser Weise zu ehren gedenken, werden leicht der Gegenstand unehrerbietiger Witze. Jedenfalls versetzt man sie in die Lage von Eindringlingen, denn die Passanten fragen sich unwillkürlich: „Wie kommt der

Mann hieher?" In den Vereinsstaaten beginnt man dies zu fühlen und für die neuen Städte die indianischen Namen der Oertlichkeit zu wählen.

Die Bahn steigt rasch aufwärts, windet sich, oft in sehr kleinen Kurven, längs den Abfällen des Gebirges hin, durchzieht dichte Wälder, erreicht ihren höchsten Punkt in Summit, Station*) am Kamme der Sierra. Ringsum schwarze Granitfelsen, die Zinnen der hohen Mauer; weiter unten, — wir steigen bereits hinab, — sanfte Abfälle von prachtvollen Bäumen beschattet, aber an vielen Orten von weißen Linien durchzogen: es sind die vertrockneten Betten künstlicher Gießbäche, das Werk der Goldwäscher, denn schon sind wir in Eldorado. Eine zweite niedrigere Kette hemmt den Blick nach den californischen Ebenen. Ein Wirrsaal von gestreckten und abgerundeten bläulichgrünen Bergkämmen umgibt uns. Alles ist anders als im Innern des Kontinentes; selbst die Luft. An die Stelle der über- oder unnatürlich scheinenden Durchsichtigkeit welche alle Entfernungen für das Auge aufhebt, tritt der blaue, duftige Himmel Andalusiens. Im Widerspruche mit ihrem Namen zeigt die Sierra Nevada nur wenig Schnee, höchstens hie und da einen blumenbekränzten weißen Fleck. Der Zug gleitet rasch hinab; meist Abgründen entlang, fast immer in Gallerien, die aus eng an einander gereihten Balken bestehen und die Bahn gegen Schneeverwehung schützen sollen. Diese etwas schwachen, gegen wahre Lawinen gewiß ganz ohnmächtigen Gänge verhindern die Fernsicht, aber auch den Blick in den Abgrund. Sie berauben den Reisenden um einen Genuß, aber sie ersparen ihm auch eine Gemüthsbewegung.

---

*) 7007 Fuß. Der Höhenpunkt der Central-Bahn, Sherman, liegt 8242 Fuß über der Meeresfläche.

Weiter unten ändert sich die Scene. Wie reizend ist doch der Anblick des Städtchens Dutchflat. Jedes Haus versteckt in einem Garten. Wilder Wein umrankt die Cottages. Fruchtbäume, jetzt wie beschneit von Blüthen, bilden die Stadtmauer. Blumenbeete spenden Wohlgerüche. Krystallhelle Bäche durchrieseln die Wiesen. Aber dies irdische Paradies wird nicht von Hirten und Hirtinnen bewohnt. Nichts ist weniger pastoral, nichts weniger im Einklange mit dem idyllischen Anstriche des Ortes als die rohen Abentheurer die dort hausen.

Zwischen Dutchflat und Goldrun ist der Boden von Gräben und Rinnen durchfurcht. Die hydraulische Methode ist bekannt. Von den Berghöhen werden Wassersäulen in die Tiefe geleitet und gegen die mineralhaltigen Erdschichten gerichtet. Der Stoß erfolgt mit solcher Gewalt daß Felsblöcke, Thon- und Erdlager in wenigen Augenblicken losgerissen und fortgeschwemmt werden, worauf man die goldhaltigen Brocken in die Flumes leitet und die Waschung vornimmt.

Bald darauf erreichen wir Cap Horn. Der Reisende hat hier die angenehme Sensation am Rande eines zweitausend Fuß tiefen Abgrundes zu schweben. Man rühmt diese Bahnstrecke als das nec plus ultra der Besiegung von Terrainschwierigkeiten. Ich glaube aber, unsere Ingenieurs haben am Semmering und Brenner Größeres und Besseres geleistet. Die Schrecknisse der Fahrt über diese Stelle rühren weniger von der Beschaffenheit des Ortes her als von der Fehlerhaftigkeit des Baues. Die Neigung der Bahn ist nämlich so groß, daß die Raschheit des Niederfahrens nicht vom Willen des Maschinenführers abhängt sondern vom Gewichte des Zuges. Ueberschreitet letzteres ein gewisses Maß, so erweist sich die Kuppelung der Räder als unwirksam. Gegen diese Gefahr suchte man bisher vergebens Abhilfe. Die Mechaniker, die Konduk-

teure, sämmtliche Beamte der beiden Pacifiklinien thun ihre Schuldigkeit gewissenhaft, und unterscheiden sich hiedurch auf das Vortheilhafteste von ihren Amtsgenossen jenseits des Missouri. Auch sind Unfälle selten. Es ist dies, nach der Meinung der Sachverständigen, das Verdienst des Bahnbetriebes und nicht der Erbauer der Linie. Doch muß hiebei wohl auch die geringe Anzahl der Züge in Betracht kommen.

Wir fahren mit großer Schnelligkeit abwärts; meist zwischen waldigen wasserreichen Anhöhen. Hie und da gewahrt man die Hütten von Chinesen. Diese Leute suchen die von den Weißen verlassenen Placeres auf und, Dank ihrer Geduld und Ausdauer, machen dort meist eine mehr oder minder ergibige Nachlese. Wir sahen einige bei der Arbeit. Sitzend, die Füße im Wasser, wuschen sie Gold. Keiner fand Zeit sich nach dem vorbeirauschenden Zuge auch nur umzusehen. Diese ganze Gegend zeigt, in Folge des hydraulischen Verfahrens, die Spuren der Verwüstung.

Endlich verlassen wir die Berge. Die californische Ebene, schon vergilbt durch die erste Hitze eines mexikanischen Sommers, besäet mit schwarzen Punkten — sie werden, in größerer Nähe gesehen, zu prachtvollen Eichen — später baumlos aber belebt durch Dörfer und Flecken, welche ein Gürtel von Gärten und Feldern umgibt, diese Ebene breitet sich vor uns aus wie ein ungeheurer Teppich von Goldstoff. In der Luft flattern durchsichtige Nebelstreifen; sie mildern den Glanz der Sonne und werfen über den leuchtenden Hintergrund ihre leichten Schleier. Gerade vor uns zieht sich, von Nord gegen Süd, ein licht blaues Band. Es ist die Mittelkette welche Californien seiner ganzen Länge nach in zwei Hälften theilt. Einige Stunden später haben wir sie erreicht. Jetzt windet sich der Zug durch ihre Schluchten. Dichtes Gebüsch zieht sich hinauf, Chaparrales,

Manzanitas, glänzende Büsche, glänzend trotz der dichten Staubschichte die sie bedeckt. Fast unter den Rädern unserer Wagons rauscht der schmutzige Fluß. Schon haben wir die jenseitige Ebene erreicht; auch sie ist im Westen durch eine niedere Felskette, das Küstengebirge, die Coast-Range begrenzt. Die letzte Gemüthserschütterung harrt des Reisenden, der den amerikanischen Kontinent durchflogen hat, beim Uebergange des American-River auf einer endlosen wankenden Holzbrücke, unweit Sacramento-City.

Man zeigt uns am Horizont eine kleine graue Wolke. Es ist San-Francisko. Nicht die Stadt, sie bleibt unsichtbar, aber die düstere und kalte Nebelschichte die sie in den Sommermonaten umhüllt. So wären wir denn dem Ziele nahe. Plötzliche Ungeduld bemächtigt sich der Reisenden. Endlich, gegen fünf Uhr, hält der Zug unweit Oakland, am Ufer der Bai und gegenüber der Stadt San-Francisko. Wie durch einen Zauberschlag ändert sich hier die Scene. Die Sonne hat sich verfinstert; der Himmel ist schwarz, die Luft undurchsichtig geworden. Schwere Wolken verhüllen die Scheitel der den Golf umschließenden Anhöhen. Von San-Francisko sieht man nur die im Hafen liegenden Schiffe und die Häuser der unteren Stadt, wie man auf der Bühne bei kaum gehobenem Vorhange nur die Füße der Schauspieler gewahrt. Es ist plötzlich sehr kalt geworden. Ein eisiger Wind bläst aus Nord-West. Von achtundzwanzig und dreißig Graden Reaumur ist die Temperatur auf vier oder fünf gesunken. Binnen wenigen Minuten fühlen wir uns aus den Tropen in den Norden versetzt, nach Liverpool oder Glasgow an einem häßlichen Novembertag.

Von den Wagons zum großen Dampfer der uns nach dem jenseitigen Golfufer bringen soll sind nur wenige Schritte. Aber diese kurze Strecke wird im Sturmlauf zurückgelegt. Ein jeder

ergreift seinen Sack, seine Frau, seine Kinder, wenn er deren hat, und ohne ein Wort des Abschiedes zu verlieren an die Gefährten mit denen er die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise von einem Ocean zum andern getheilt, stürzt er auf die Brücke die zum Steamer führt. Da Oakland ein beliebter Sommeraufenthalt ist, so sind diese schwimmenden Paläste zuweilen überfüllt. Die durchdringende Kälte gestattet heute nicht am Decke zu verweilen. Alles eilt nach dem geräumigen, durch große Oefen geheizten Saal im ersten Stock. Damen in prächtigen Pelzen und reichen Toiletten nehmen die Lehnstühle und Bänke ein. Die Männer im Puncho oder Winterpaletot stehen in Gruppen. Die ganze Gesellschaft hat ein kosmopolitisches Gepräge.

Ich lande am jenseitigen Ufer, fahre im scharfen Trab durch menschenleere, düstere Straßen, erreiche endlich das Occidental Hotel, wo man mir ein hübsches Appartement anweist, gut geschlossen, gut beleuchtet und, was die Hauptsache, gut geheizt; denn der Winter, der wahre Winter, ist hier in seine Rechte getreten. Zwar schneelos aber strenge, herrscht er während der Monate Juni, Juli und August, auf ein paar Meilen Entfernung von dem wahren, dem strengen, dem semi-tropischen Sommer Mexikos.

X.

San=Francisko.

Vom 10. zum 13. und vom 22. Juni. zum 1. Juli.

Entstehung der Stadt. — Die Pionniere. — Herrschaft der Pikes. — Der Ueberwachungsausschuß. — Handel und Gewerbe. Wells und Fargo. — Wachsende Reaktion gegen die Goldsucher. — Lage, Klima und Physionomie der Stadt. — Ihre Bewohner. — Ihr kosmopolitischer Charakter. — Ein deutscher Haushalt. — Das Chinesenviertel. — Mißhandlung der Chinesen. — Die Jesuitenkollegien. — Cliffhouse.

Zur Zeit der Entdeckung der Goldlager war die Mission von Dolores ein Trümmerhaufen. Franciskanermönche hatten sie gegründet*), und verlassen als Mexiko sich von Spanien losriß. Neben dem Kloster stand zum Schutze der Mission das Presidio, ein kleines auf Befehl Seiner Katholischen Majestät erbautes Blockhaus. Auch die mexikanische Regierung unterhielt dort eine kleine Besatzung. Einige wenige Canoes beschifften damals die stillen Wasser des Golfes der, so wie das Presidio, den Namen des Ordensstifters trug. Wilde Thiere und indianische Jäger durchstreiften die mit Urwäldern bedeckten Berge die das Becken begrenzen, aber auf den nächsten Hügeln sah man bereits Spuren des Feldbaues. Dort wohnten Eingeborene welche die Mönche getauft und bis zu einem gewissen Grade civilisirt hatten. Als im Jahre 1849 das californische Fieber im Missouri, in New=York, Boston und allen großen Städten des Ostens herrschte, und die ersten Goldsucher auf dem verlassenen Gestade erschienen, bestand San=Francisko aus vier Häusern. Heute zählt die junge Königin, the Queen-City, gegen hundertvierzigtausend Einwohner. Sie verdankt der Ent=

*) 1777.

deckung der Goldlager ihre Entstehung und ihr rasches Wachsthum. Aber ihr bereits beträchtlicher Handel, die Urbarmachung des Bodens, der Ackerbau welcher hoffentlich bald den Bergbau und die Goldwäscherei verdrängen wird, ihre noch in der Kindheit befindliche aber viel verheißende Gewerbthätigkeit bilden die wahren Elemente ihres Reichthums, ihrer künftigen Größe und Macht.

Alles ist hier jung: die noch jungfräuliche Natur; die Häuser deren früheste nicht zwanzig Jahre, die Einwohner deren älteste nicht über fünfzig zählen. Unter letzteren fallen als wandelnde Ruinen die Patriarchen auf, die Männer der frühen Tage, die Pionniere, wie sie sich selbst nennen. Sie waren Zeugen der Geburt dieser Metropole. Sie haben jene vier Häuser bewohnt, oder unter dem Sternenzelt geschlafen, neben den verlassenen Kanonen des verfallenen Presidio. Heute sind sie halbe Greise; denn in Californien wird rasch gelebt. Das graue Hauptthaar, der weiße Bart gibt ihnen ein ehrwürdiges Ansehen. Ihre Reihen lichten sich. Viele sind gestorben, meist in Armuth; äußerst wenige haben ihr Glück gemacht, und nur wenige sind mit einem kleinen Vermögen heimgekehrt. Die welche ich sah schienen nichts weniger als wohlhabend zu sein. Und doch war ihr Leben dem Golddienste geweiht. Sie haben dem edlen Metalle im Steingerölle der Cañones nachgespürt, es aus dem Sande gewaschen, den Eingeweiden der Erde entrissen. Massenhaft lief es durch ihre Hände, aber wenig oder nichts blieb in denselben zurück. Diese Männer erinnern an die Fabel vom alten Löwen der die Zähne verloren hat. Die Jahre, Entbehrungen, Krankheit haben den Glanz ihrer Augen getrübt, aber dennoch sieht man was sie waren: verwegene Abentheurer, verschmitzte Gesellen. Auch ihre Gesichtsfarbe ist nicht die reinste. Wind, Sonne und Branntwein haben sie ge-

färbt. Aber unerachtet der abgenützten Kleider, der spärlichen Mahlzeiten, der erlebten Mühseligkeiten, unerachtet der Kränkungen und Enttäuschungen einer verfehlten Existenz, sind sie nicht zu Menschenfeinden geworden. Ihre Züge verrathen vielmehr einen tüchtigen Vorrath kaustischer Gemüthlichkeit; ihr unbefangenes Wesen, das Selbstgefühl welches Alter und Erfahrung geben, ja sogar einen gewissen Anstrich von Würde. Die hohe Meinung welche sie von sich selbst besitzen hält sie aufrecht. Sind sie nicht die Ersten gewesen welche den kostbaren Boden betraten? Haben sie nicht seine Schätze entdeckt, hiedurch die Menge herbeigezogen, den gegenwärtigen Reichthum der Stadt begründet, den noch größeren der Zukunft vorbereitet? Diese Männer fühlen sich, und wer könnte ihnen dies verübeln? Ich ließ mir von ihnen die Geschichte San-Francisko's erzählen. Es ist zeitgenössische Geschichte, denn sie reicht nicht über die letzten zwanzig Jahre hinaus; aber diese zwanzig Jahre könnten für Jahrhunderte zählen, und diese Männer sind es welche die Saat gestreut, die junge Pflanze wachsen sahen bis sie sich zu einem prachtvollen Baume entwickelte. Gewiß all' dies ist nicht ihr Werk, aber einen Theil des Erfolges dürfen sie sich zuschreiben. Erst seit ich diese neuen Romuluse sprechen hörte, begreife ich die Gründung Roms: die ungezügelten Leidenschaften der Abentheurer welche die Grenzmarken aussteckten, und schon den Grundstein mit Bruderblut begossen; welche unter sich in Kampf geriethen, während sie noch zu kämpfen hatten mit den Thieren der Wildniß und den ungezähmten Kräften der Natur. Die Einzelheiten, welche Livius als seines Griffels unwürdig verschmähte, ich fand sie in den Erzählungen der Stadtgründer von Frisko.*)

*) Frisko ist die übliche Abkürzung von San-Francisko.

Die ersten fünf oder sechs Jahre nach Entstehung der Stadt bilden die Epoche des Krieges Aller gegen Alle, bellum omnium contra omnes. Frisko sah damals aus wie alle im Entstehen begriffenen Städte dieses Kontinents: eine oder zwei Straßen; die Häuser von Brettern, Balken und Leinwand; einige große, pomphaft sein wollende Gebäude, nämlich die Wirthshäuser; dann Spielhöllen und verrufene Orte. In den Placeres Arbeit bis zur Erschöpfung; in der Stadt ununterbrochene Orgie; hier und dort Raufhändel, Todtschlag und Mord. Branntwein und Blut flossen in Strömen. Es war eine Hölle, aber nicht die Hölle des Dante, sondern der Brüder Breughel, deren einer Orgien von Bauern malte, der andere Teufeleien wie sie nur das Gehirn eines holländischen Meisters im siebenzehnten Jahrhunderte hervorbringen konnte. Es war das Höchste geleistet im Niedrigsten, das Entsetzlichste im Grotesken.

Die ersten Ankömmlinge waren Leute aus Missouri, damals noch einem Sklavenstaate, und zwar dem einzigen des Westens. Bekanntlich zog er seine Bevölkerung aus den Südstaaten, daher die verwandten Zustände. Die Missourimen waren zu Lande durch die Wüste gezogen, und hatten die Ersten, von den Goldlagern Besitz genommen. Später kamen die Brüder aus den Oststaaten an. Sie hatten das Cap Horn umschiffen müssen, da die Verbindung über Panama noch nicht bestand, und waren sechs, acht, zwölf Monate unter Segel gewesen. Aber bald erwiesen sie sich als furchtbare Nebenbuhler der Missourischen Brüder. Zu der Gegnerschaft welche in der alten Welt, nämlich in der alten Welt von Amerika, zwischen dem Yankee und dem Südländer von jeher bestand, trat nun der Brotneid. Unter dem Gesichtspunkte der Sittlichkeit betrachtet, hielten sie sich die Wage. Aber die Einwanderung

aus Neu-England währte fort, die aus Missouri gerieth in Stockung. Nach fünfjähriger Anarchie, von der es schwer ist sich eine Vorstellung zu machen, welche aber den materiellen Aufschwung der Stadt merkwürdiger Weise nicht hemmte, waren die Männer aus dem Norden bedeutend angewachsen; bald fühlten sie sich entschieden die Stärkeren. Da bildeten sie den berühmten Ueberwachungsausschuß. Wer einen Todtschlag begangen, oder auch nur durch seinen Lebenswandel zu dem Verdachte Anlaß gab, wurde, besonders wenn er ein Mann aus dem Süden war, vor den Ausschuß gebracht und ohne weitere Procedur an dem ersten Baum aufgeknüpft, morto popolarmente, wie Macchiavel gesagt hätte. Mit der Einsetzung dieser unregelmäßigen, parteiischen und willkürlichen Gerechtigkeitspflege beginnt die Gründung neuer, mindestens erträglicher Zustände. Männer der Unordnung von gestern hatten sich in Richter umgewandelt, und fanden an der Ordnung Gefallen. Sie stellten sie her bis zu einem gewissen Grade, und Jedermann befand sich dabei besser.

Hier beginnt die zweite Epoche.*) Die Herrschaft der Pikes war in Folge der summarischen Hinrichtungen für immer vorüber. Die Mitglieder des Ueberwachungsausschusses besaßen Takt und Verstand genug um ihr Comité gutwillig aufzulösen und regelmäßigen Gerichtshöfen zu weichen. Aber noch ein anderer Umschwung ging allmälig vor sich. In der ersten Zeit strömte Alles nach den Minen. Man glaubte Californien sei ein einziges ungeheures Lager von pur eitlem Golde. Man habe nur die Hand auszustrecken um es zu ergreifen und heim zu tragen. Die Enttäuschung ließ nicht auf sich warten, und endlich lernte man einsehen daß das gesuchte Gold sich nicht

*) 1855 und 1856.

nur in den Placeres vorfand. Man entdeckte sogar daß andere Beschäftigungen größeren Ertrag gäben als die Goldgräberei, vorausgesetzt daß zwei dem Lande fehlende Artikel eingeführt würden: Kapital und Ehrlichkeit. Männer die beides besaßen kamen allmälig nach Californien, und ließen sich in San-Francisko nieder. Nach den Abentheurern, anständige Leute; nach der Anarchie, verhältnißmäßige Bürgschaft für Leben und Eigenthum. Also Ordnung, Sicherheit, Ehrbarkeit, allerdings nur im californischen Sinne, welcher nicht ganz unseren Begriffen entspricht. Die Ordnung schloß noch nicht die Nothwendigkeit des Revolvers aus, und die neu eingebürgerte Ehrlichkeit noch nicht gewisse, hier zu Lande in den Geschäften nöthige Vorsichtsmaßregeln welche, in der Londoner City und sogar in Wallstreet, dem welchem sie gelten die Schamröthe in das Gesicht treiben würden. Aber der Fortschritt war darum doch ein außerordentlicher, und diese heilsame Bewegung scheint noch fortzuwähren. Wie durch Zauberei erstand eine neue Klasse von Männern. Sie bildete sich meist aus frischen Ankömmlingen welche Geldkräfte mitbrachten und aus einigen wenigen Pionnieren die, bereichert in den Placeres, nunmehr in den Schooß der gesitteten Gesellschaft zurückkehrten. Es waren und sind wirkliche Geschäftsmänner Sie ließen sich in Montgomery-Street nieder, drängten allmälig die Goldsucher in den Hintergrund, und bethätigten in allen ihren Unternehmungen einen seltenen Verein von Schlauheit, Verwegenheit und Takt. Sie errathen, so zu sagen, die Geschäfte; sehen sie wie in einer Vision, jagen sodann dem Gesichte nach, und verwirklichen meistens das Ideal ihrer kühnen Träume. Es sind große Kaufherren; aber Geschäftsleute aus Europa und selbst aus New-York, welche mit ihnen zu verhandeln haben, werden gut thun sich zu sagen: unsere hiesigen Geschäftsfreunde sind

mindestens von unserem Kaliber, jedenfalls gewandter als wir, und ihre Begriffe über die Grenzlinie zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem minder streng als die unsrigen.

Diese Männer haben mehrere Gesellschaften und Privatbankengegründet deren Verzweigungen sich über den Erdball ausbreiten: nach London, Shanghai, Hongkong, Kalkutta und Bombai. Eine der bedeutendsten Kompagnien sind Wells und Fargo. Ihre vielfältige Thätigkeit umfaßt die verschiedensten Zweige und dehnt sich über die ganze Westhälfte des Kontinents aus, von den Rocky-Mountains bis an das Stille Meer, von brittisch Columbien im Norden bis an die Grenze von Mexiko im Süden. Ihren Agenten begegnet man allenthalben. An dem entlegensten Punkte des Bergwerksdistrikte da wo immer Ansiedlungen von Weißen bestehen, findet man gewiß ein hübsches, nettes Häuschen mit der Aufschrift: Wells, Fargo und Cie. in riesigen Buchstaben. Wells und Fargo sind die Bankiers der Pflanzer, der Backwoodmen, der Miners, der kleinen Städte die entstehen und vergehen je nach den Bedürfnissen des Tages. Ein Hauptzweig ihrer Thätigkeit ist die Versendung von Briefen und Packeten. Zu diesem Ende kauft die Gesellschaft von der Postverwaltung Briefumschläge und Briefmarken, versieht sie mit ihrem eigenen Stempel und verkauft sie dann an das Publikum. Dieses findet in der größeren Sicherheit und Regelmäßigkeit der Beförderung reichlichen Ersatz für die kleine Mehrausgabe. Bis in die letzten Jahre war der Geschäfsbetrieb von Wells und Fargo in stetiger Zunahme begriffen. In Folge der Eröffnung der Pacifikbahn ist allerdings eine Abnahme eingetreten; aber ihre Diligencen und Lastkarren versehen nach wie vor den Dienst zwischen den Hauptpunkten in Idaho, Montana, und den Pacifikstaaten, von Olympia bis Los-Angeles und San-Diego. Bemerkenswerth ist die Thatsache daß beinahe sämmtliche Aktien

dieser Gesellschaft in den Händen der großen Geldmänner von New-York sich befinden. Auch englische Kapitalien suchen mehr und mehr in californischen Unternehmungen eine Anlage. Letztere werden also nicht mit californischem Golde genährt welches vielmehr nach dem Auslande insbesondere nach England ausgeführt wird. Interessant aber schwierig wäre es das Verhältniß zu ermitteln zwischen dem Werthe der exportirten edlen Metalle, und dem Betrage der aus dem Auslande zuströmenden Kapitalien.

Die Industrie ist in stetigem Aufschwunge begriffen. Den wichtigsten Zweig bilden die Wollmanufakturen; die zahlreichen Heerden liefern den Stoff. Auch gute Maschinen werden erzeugt, desgleichen Schuhwerk, ein ganz neuer Fortschritt. Die Seidenindustrie verspricht gute Resultate; am meisten sind die Baumwollfabriken zurück. Alles in Allem scheint der Gewerbthätigkeit eine große Zukunft bevorzustehen. Weder Kapital noch Arme fehlen, denn die in immer größerer Zahl herüberkommenden Chinesen sind treffliche Arbeiter. Sehr gesucht sind sie in Baumwollmanufakturen. Man zählt dort bereits zwei Gelbe auf einen Weißen, in manchen Fabriken arbeiten nur Chinesen. Wie der Kaufmann zeichnet sich auch der Industrielle hier zu Lande durch die Kühnheit seiner Unternehmungen, durch den weiten Gesichtskreis, durch die Bereitwilligkeit aus immer mit Aufgebot aller Kräfte einzutreten, und somit in kurzer Frist große Ergebnisse zu erzielen. Man möchte fast meinen, die Großartigkeit der Natur theile sich den Menschen mit; und dies ist vielleicht einer der mächtigen Reize dieses merkwürdigen Landes.

Sein wahrer Reichthum ist nicht das Gold das es in seinem Schooße birgt, sondern die Fruchtbarkeit seines Bodens. Wenn die mir vorliegenden statistischen Angaben richtig sind, so wäre bisher der sechste Theil seiner Ackergründe urbar gemacht. Getreide ist und wird immer das Haupterzeugniß sein. Schon

jetzt ist man im Stande den eigenen Bedarf zu decken und beträchtliche Ladungen von Mehl nach Mexiko, Japan und China zu verschiffen.

Das beste Erträgniß gibt die Gärtnerei. In einzelnen Gegenden gewähren Obstbäume und Gemüsegärten einen fabelhaften Gewinn. Auch Weinbau wird getrieben; ich hörte aber californische Weine mehr rühmen als ich sie trinken sah; und ich bezweifle daß sie je, selbst hier im Lande, mit dem französischen Weine vortheilhaft konkurriren werden. Allenthalben der Bahn entlang welche, jetzt im Bau begriffen, die Bai von San-Francisko mit Portland verbinden wird, steigt der Werth des Bodens in unerhörter Weise.*)

Je größeren Aufschwung Ackerbau, Handel und Gewerbe nehmen, desto lauter werden die Einwürfe gegen die Ausbeutung der Goldlager. Ich war oftmals Zeuge ähnlicher Erörterungen, und hörte sogar die etwas paradox klingende Behauptung aufstellen: die Kosten übersteigen die Ausbeute, und mehr Gold sei in der Erde vergraben als ihr entzogen worden. Gewiß ist die Reaktion gegen die Goldsucher in Zunahme begriffen. Sie bringen, so sagt man, kein Kapital mit, bieten keine moralische Bürgschaft, gehören meist der mindest achtbaren Klasse der Auswanderer an. In den Placeres angekommen, gerathen sie unter den entartenden Einfluß der verpesteten Luft die dort herrscht. Da die Besitztitel leicht streitig gemacht werden können, so sind Fehden zwischen den einzelnen kleinen Banden von Gold-

*) Ich gebe die Ziffern nicht, weil sie mir übertrieben scheinen; und weil meine Absicht überhaupt nicht ist den Leser mit statistischen Tafeln zu behelligen; diese haben nur Werth wenn sie aus amtlichen Quellen kommen und wissenschaftlich geordnet sind. Mein Zweck ist einzig dem Leser eine Uebersicht der californischen Zustände zu geben, begründet auf von mir an Ort und Stelle gesammelte Auskünfte.

wäschern oder Gräbern unter einander, und zwischen ihnen und den Pflanzern an der Tagesordnung. Das ganze Dasein dieser Menschen ist ein ununterbrochener Protest gegen die Grundbedingungen des civilisirten Lebens. Die Regierung ermangelt der Mittel oder des Willens diese Störenfriede zur Achtung der Gesetze zu verhalten. Ueberdies hat die Erfahrung, höchst seltene zufällige Ausnahmen abgerechnet, bewiesen daß Einzelne neben den Gesellschaften nicht aufkommen können. Früher oder später zu Grunde gerichtet, werden sie wahre Banditen, der Schrecken der Pflanzer, eine eiternde Wunde der californischen Gesellschaft. Was nun die Kompagnien anbelangt, und es gibt deren, große und kleine, an dreitausend, so sind auch sie den größten Wechselfällen ausgesetzt. Auf großen Gewinn folgt großer Verlust. In Wirklichkeit sind diese Unternehmungen nichts Anderes als ein ungeheures Hazardspiel, denn eines ihrer Hauptmerkmale ist die Ungewißheit und der rasche Wechsel von Gewinn und Verlust. Die Goldindustrie ist also, so schließt man, wohl mit vollem Recht, eine Quelle fortwährender Entsittlichung. In materieller Beziehung führt sie zur Zerstörung von unschätzbarem Ackerland. Ein Besuch in den Minendistrikten beweist dies. Allenthalben, wo die hydraulische Methode angewandt wird, verwandelt man die fruchtbarsten Ländereien in ein Chaos von Stein- und Sandgerölle. Aber aus dem Uebermaße des Uebels wird das Heilmittel entspringen. Bald wird der Ackerbau im Stande sein der Goldindustrie siegreich die Stirne zu bieten. Es wird dies eine Revolution sein, aber eine heilsame, welche der bessere Theil der Bevölkerung sehnlichst herbei wünscht. Mining is a curse: „Unsere Minen sind ein Fluch" höre ich von allen Seiten sagen. Ein protestantischer Pastor äußerte hierüber unlängst: „Täuschen wir uns nicht. Nirgend ist ein gesundes Gemeindewesen auf goldhaltigem

Boden entstanden. Selbst die Natur ist da treulos. Sie verdirbt den Menschen, sie verführt, sie täuscht ihn. Sie spottet seiner Mühen. Sie verwandelt seine Arbeit in Hazardspiel, sein Wort in Lüge."

San-Francisko kehrt dem Ocean den Rücken. Unerachtet der geringen Entfernung — fünf bis sechs Meilen — bleibt er unsichtbar. Die Stadt ist der Bai zugewandt welche sich, gegen Süd-Ost, in das Innere des Landes vertieft und ein längliches Becken bildet, hier von bewaldeten Höhen, dort von hügeligem Weingelände umfangen. In den Gassen der oberen Stadt genießt man bei klarem Wetter, selten genug im Sommer, einer in ihrer Art einzigen Aussicht. Gelingt es ausnahmsweise den umliegenden Bergen ihre dunklen Nebelkappen zu lüften, so gewahrt man, in den Mantel gehüllt und vor Frost bebend, wie durch einen schwarzen Rahmen die sonnigen Hügel von Santa-Klara und San-José. Man fühlt den Sommer nicht, man sieht ihn.

Die Stadt steht theils auf dem Strande, eine künstliche Ebene welche mit viel Arbeit und großen Kosten den Wassern des Golfs entrungen wurde, theils auf dem östlichen Abhange des Küstengebirges (coast-range), jenes natürlichen Dammes der, von Nord nach Süd hinziehend, den Fluthen des Stillen Weltmeeres Halt gebietet. Nur Eine Oeffnung hat die Natur in ihn gebrochen: das Goldene Thor. Francis Drake überschritt, der Erste, dessen Schwelle. Sie gestattet den Eingang den Schiffen, aber zugleich auch den eisigen Polar-Winden. Während der drei Sommermonate wehen sie unablässig, prallen gegen die Kette des Küstengebirges, gleiten diesem Granitdamme entlang, dringen endlich durch das Goldene Thor ein, und umhüllen San-

Francisko mit unbeweglichem, düsterem Gewölke. So schaffen sie den Winter, mitten im Sommer, ein Winter der sich nicht über das Weichbild der Stadt hinaus erstreckt, und eingerahmt ist von der fast tropischen Hitze welche in dieser Jahreszeit die californischen Ebenen versengt. Ein sonderbarer Widerspruch an den sich der Fremde schwer gewöhnt. Ich verweile jetzt hier seit drei Wochen, und gewahrte die Sonne nur dreimal, und nur auf Augenblicke.

Der größere Theil der Stadt nimmt, wie bereits gesagt, die Abfälle des Coast-range ein. Sie bilden eine rasch geneigte Ebene aus Granit unter einer dichten Decke von Gerölle und Sand. Hätten die Pionniere den Plan den Bewegungen des Bodens angepaßt, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Stadt mit fahrbaren Straßen zu durchziehen. Aber ihre Gründer waren meist Yankees und Männer aus Missouri die nur die gerade Linie und den rechten Winkel zulassen. Man stelle sich den in tausend Höhlungen zerklüfteten Abhang eines ungeheuren, sturmgepeitschten Wellenberges vor. So ist der Boden gestaltet. Sodann, gewöhnt den Elementen zu gebieten und Berge zu versetzen, sage man sich: diese Felsen, diese Dünen sollen verschwinden. Und siehe da, sie sind — in unserem Kopfe — zur Ebene geworden. Hierauf greife man zu Lineal und Richtscheit und zeichne die künftigen Straßen, Avenuen und Blocks (quadratförmige Häuserinseln). In dieser Weise entstanden alle amerikanischen Städte, Boston ausgenommen; aber Boston wurde von Engländern erbaut. Wäre San-Francisko heute von Neuem zu gründen, so würde es eine andere Gestalt, das Gepräge des jetzt überwiegenden kosmopolitischen Elementes annehmen. Die Amerikaner aber sind von anderem Stoff gemacht. Sie eilen vorwärts, umgehen keine Schwierigkeit, treten ihr gerade entgegen, fassen den Stier bei den Hörnern. Häufig

hat man mit dieser Methode Wunderdinge geschaffen, zuweilen aber scheiterte man. Nach dem allgemeinen Urtheile ist der Bau von San-Francisko mißlungen.

Der Verkehr in den Straßen ist unbequem, sie selbst meist häßlich, in manchen Gegenden ein wahres Zerrbild. Nachdem sie ausgesteckt waren, wurde zu beiden Seiten gebaut, aber um sie fahrbar zu machen, mußte der Boden geebnet, das heißt erniedrigt werden. So wurden die Fahrwege zu Laufgräben, aus welchen kleine Treppen zu den, gleichsam in der Luft hängenden Häusern emporführen. Der Wind drang in die tiefen Gräben, lockerte das ohnehin nicht feste aus Sand und Gerölle bestehende Erdreich, und gefährdete ernstlich die am Rande von Abgründen schwebenden Gebäude. Mehrere Male geschah es daß die sogenannte Nord-West Brise die durch die Ausgrabungen bloßgelegten Grundmauern erschütterte, und die Häuser in die tiefe Gasse warf. Das System wurde also aufgegeben. Uebrigens war es nur anwendbar wo es galt eine Straße durch isolirte Hügel zu ziehen, nicht aber sie den Abhang des Gebirges hinanzuleiten. In diesem Falle nahm man zu Stufen Zuflucht. Wagen können daher die oberen Stadtviertel nur auf langem Umwege erreichen. Wenn man in der unteren Stadt durch eine der Hauptstraßen wandelnd nach den aufwärtssteigenden Seitengassen blickt, so wird das Auge überrascht, beinahe verletzt durch die optische Wirkung. Wer, überall anders, in eine lange geradlinige Avenue sieht wird finden, daß Häuser und Bäume sich gegen den Gesichtskreis allmälig erniedrigen. Hier, im Gegentheile, in Folge der Gestaltung des Terrains, steigen sie am Horizonte empor. Man frägt sich ob dies nicht ein Fehler in der Perspektive sei. Aber die Natur begeht deren nie. Das Werk der Menschen gibt ihr hier den Anschein einer Uebertretung ihrer ewigen Gesetze.

Fast alle Häuser sind von Holz. Hölzerne Häuser auf Sand gebaut! Gibt es etwas Untüchtigeres? Aber bezeichnend für die Kühnheit und Kraft der Insassen, ist ihre Antwort auf trübe Prophezeiungen: ei, man baut sie von Neuem!

Und diese Menschen, welche nur den Geschäften und dem Geldgewinne zu leben scheinen, erfreuen sich an den Errungenschaften der gesitteten Welt, würdigen und lieben die Künste. Die Häuser der hohen Finanz sind meist im amerikanischen Renaissance-Style gebaut. Die Zeichnung verräth oft das Bemühen die Schönheit zu suchen. Schon dies ist löblich, selbst wenn man sie nicht immer findet. Aber alle diese, oft sehr anspruchsvollen Gebäude, sündigen durch ihr Material. Wer mit Balken und Brettern baut, sie mit Gyps übertüncht, ihnen die Farbe von Marmor oder Sandstein gibt, begeht, ohne es zu wollen, eine Fälschung welche dem architektonisch gebildeten Auge nicht entgeht, und jedenfalls eine Sünde ist wider den guten Geschmack. Aber das Innere dieser Häuser ist oft schön, geräumig, bequem; die Einrichtung reich und nur selten überladen. Ich fand Statuen die ich in Rom in den Ateliers der ersten Bildhauer gesehen hatte. Berühmt sind die Landhäuser in Oakland. Die von mir besuchten verdienen ihren Ruf. Die Villa des Bankiers B. ist eines Merchant-Prince's würdig, das elegante und geschmackvolle Wohnhaus des Generals K., meines liebenswürdigen Reisegefährten über das atlantische Meer, ein wahres Kleinod. Haus und Garten sind seine Schöpfung. Kunst und Natur haben dazu ihre Schätze gespendet.

Aber, kehren wir nach der Stadt zurück. Die bescheidenen Wohnungen der kleinen Leute gefallen mir nicht minder. Auch sie haben ihre Vorzüge; nicht der geringste sind die kleinen Vorgärten, die aussehen wie ein mit Rosen und Fuchsia gefüllter Korb. Die Gärten der Reichen, obgleich im Raume be-

schränkt, zeichnen sich durch die Anlage aus, und sind sehr gut gehalten. Ich bewundere die kleinen reichlich begossenen, frischgrünen Rasenplätze und die Ueberfülle an prachtvollen Blumen. Letztere verschwinden nie, sondern wechseln mit den Jahreszeiten.

Die öffentlichen Gebäude und die Hotels gleichen sich in Amerika allenthalben. Gotteshäuser gibt es mehrere, das hervorragendste, von seinem hohen Standpunkte Stadt und Golf beherrschende, ist die Synagoge. Man kann hieraus auf die lokale Bedeutsamkeit des jüdischen Elementes schließen. Die Katholiken besitzen die gothische Kathedrale unserer lieben Frau, St. Ignatius im Jesuitenstyl und St. Franciscus; die Protestanten eine größere Anzahl von Bethäusern, die Chinesen zwei Pagoden. Erwähnenswerth ist daß die Erbauung der katholischen und protestantischen Kirchen in die Jahre 1854 und 1855 fällt, das heißt in die Zeit des Ueberwachungsausschusses. Während dieser die Missethäter aufknüpfen ließ, fanden die friedlichen Einwohner die nöthige Ruhe sich zu erinnern daß sie Christen waren. Sammlungen wurden veranstaltet, und die Grundsteinlegung der Kirchen fiel zusammen mit der Wiederherstellung der materiellen Ordnung. Auch die Schulgebäude — von übertriebenem Luxus — entstanden um jene Zeit.

Montgomery- und Marketstreet sind die Hauptadern der untern Stadt. Sie durchziehen die dem Handel und der Betriebsamkeit gewidmeten Quartiere, und sind den ganzen Tag über belebt. Die meisten andern Gassen sehen still und verlassen aus. Die Mehrzahl der Kaufleute wohnen in der obern Stadt. Die vorwaltende Farbe ist die des Staubes der unaufhörlich in der Luft umherwirbelt, mit Abstufungen vom gelben Oker zum Lichtbraun, und, im Schatten der Sommerwolken, dunkelgrau. Diese traurigen Töne übergießen die Häuser, die Gehwege, das Holzpflaster und Macadam. Eine An-

sicht von San-Francisko ließe sich auf gelbem Papier mit Sepia und chinesischer Tusche malen. Der Sand dringt in die Straßen, der Staub in die Häuser.

Es gibt nichts Unschöneres. Aber, sonderbar, man ist nicht acht Tage in Frisko, ohne sich hier zu gefallen. Fast alle fremden Residenten, besonders die deutschen, kamen in der Hoffnung rasch ihr Glück zu machen, und mit der Absicht alsbald heimzukehren. Aber wenn die Stunde der Abreise schlägt, ist man andern Sinnes geworden. Man bleibt, oder man kommt bald zurück. Das Leben in Californien hat offenbar einen Reiz dem sich Niemand entzieht. Alles ist groß, Alles leicht, wenigstens in der Meinung von Leuten welche sich jede Leistung zutrauen. Man hat das Gefühl einer gewissen Ungebundenheit. Der Raum ist unermeßlich, und dieser Raum gehört dir. Die Zukunft desgleichen. Das Bewußtsein hievon beherrscht alle Geister, begünstigt gewagte Unternehmungen, dient als compaß in Augenblicken des Zweifels und der Ungewißheit, flößt dem Entmuthigten Zuversicht ein, ist ihm Stütze und Rückhalt in den Tagen der Gefahr. Auf den Geist, auf den Sinn, auf das Herz wirkt diese Luft wie Champagner. Die Lebensgewohnheiten sind diesen Zuständen angemessen. Du lebst im Ueberflusse oder im Elend. Bist du arm, ei, so arbeite! Du bist der Herr deines Looses. Und man arbeitet. In den ersten Tagen, den early days, und das ist nicht lange her, sah man nicht selten Gentlemen an den Straßenecken als Lastträger ihre Dienste anbieten. Mehlsäcke, Reisekoffer, Klaviere schleppten sie auf ihren Schultern welche ein Frack von feinem Tuche bedeckte. Jeder Gang trug ihnen einen Dollar ein. Heute liegen jene urwüchsigen, fantastischen Zustände bereits weit hinter uns. Ein jeder hat seinen Platz gefunden. An Armen gibt es keinen Mangel mehr. Allerdings ist der Arbeitslohn, nach europäi-

schen Begriffen, noch immer übertrieben hoch. Dennoch ist das Leben minder theuer, als gewisse Reisende erzählen. In den ersten Hotel entrichtet man drei Dollar in Gold. Hiemit ist Alles gezahlt, außer die Weine. Extraauslagen kennt man nicht. Der Reisende hat ein vortreffliches Schlafzimmer und reichliche Nahrung. Die Bereitung der Speisen entspricht vielleicht nicht seinem Geschmack, aber der Stoff ist der bestmögliche. Für einen schönen Salon, geheizt vom Morgen zum Abend, und — leider — mit Gas glänzend erleuchtet, zahle ich fünf Dollar. In London, Paris oder Wien würde der Preis höher sein. Goldwäscher und überhaupt Leute der unteren Schichten finden in andern minder eleganten Wirthshäusern für einen halben Dollar anständige Unterkunft und hinreichende Kost. Ich erwähne dies als Maßstab für den, keineswegs, übertriebenen Preis der ersten Lebensbedürfnisse.

Ueberall, in allen materiellen Dingen gewahrt man den äußersten Fortschritt. In allen öffentlichen und Privatgebäuden, in den Wohnhäusern, Komptoirs und Werkstätten, finden die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik ihre Anwendung. Für Erleuchtung, Wasserleitung durch alle Stockwerke, für Heizapparate ist bestens gesorgt; die Ventilation, bei uns noch in der Kindheit, unübertroffen. Man vergleiche die atlantischen Passagierschiffe mit den pacifischen, und man wird überrascht sein durch die große Ueberlegenheit der letzteren in Allem was Luxus und Bequemlichkeit betrifft. New-York und London stehen hierin weit hinter San-Francisko zurück. Schon an sich höchst auffallend, aber doppelt so, wenn man bedenkt daß letztere Stadt von der gesitteten Welt, hier durch unermeßliche Wüsteneien getrennt wird, dort durch das stille Meer und die Südsee. Die Erklärung liegt übrigens nahe. Hier wird Alles neu geschaffen, so zu sagen von Grund auf

gebaut. Auf die vergangene Zeit hat man keine Rücksicht zu nehmen. Die Vergangenheit! Gibt es eine? Dies ist der Schlüssel zur Erkenntniß der californischen Zustände. Hiezu tritt daß für Alles Geld vorhanden ist. Das heißt: man hat Geld oder man hat es nicht. Im zweiten Falle borgt man es. Vor keiner Auslage schreckt man zurück. Die neuesten Erfindungen welche in den sinnreichen Köpfen der alten Welt oder Neu-Englands entsprungen sind, werden sogleich in großem Maßstabe verwerthet.

Auch das Klima hat seine Reize: ein ununterbrochener Frühling, denn der Winter kennt weder Schnee noch Eis. Nur im Sommer herrschen kalte Nebel vor. Kränkliche Leute siedeln dann nach dem nahen Oakland über. Und welche Fülle von Blumen, Früchten und Fischen! Jedermann kann sie sich verschaffen. Schon der Anblick dieser, am Stadtmarkte, aufgehäuften Naturschätze erfreut das Herz. Orangen werden massenhaft zum Verkauf gebracht. Sie kommen aber meist aus der Ferne, aus Los-Angeles und San-Diego, im südlichen Theile des Staates, oder gar von Taiti und anderen Südseeinseln.

Bei jedem Schritte in den Straßen wird der Fremde an die große Entfernung erinnert die ihn von der Heimath trennt. In San-Francisko lernt man begreifen daß die Welt eine Kugel ist, und daß sich die Gegensätze berühren. Man durchschreite nur Montgomery-Street. Da begegnet man deutschen Köchinnen die vom Markte heimgehen. Die Deutschen sind sehr zahlreich und es gibt Augenblicke wo man nur ihre Sprache hört. Ein paar Schritte weiter verletzen schrille, unfaßbare Töne Euer Ohr. Es sind Söhne des himmlischen Reiches. Zwei von ihnen sind in Streit gerathen. Sie ballen nicht die Fäuste, denn dies ist in China ein ehrerbietiger Gruß, aber sie

verneigen das Haupt und schütteln es mit großer Heftigkeit. Ihre Gefährten haben einen Kreis um sie geschlossen, und sehen zu unter schallendem Gelächter. Welch' häßliche Gesellschaft! An der Ecke der Straße stoße ich auf eine Bande Irländer. Ich erkenne sie an der Mundart, an der eigenthümlichen Gesichtsbildung, an den hohen Gestalten und den schwarzen Mänteln der Frauen. Auch Mexikaner gibt es noch hier. Sie wohnen in der oberen Stadt; mehr oder minder Mestizen; aber der andalusische Typus, oder besser der arabische, herrscht vor. Die wahren Amerikaner, die Familien aus den „Staaten", die Yankees, befinden sich in der Minderzahl. Anfangs waren sie, mehr oder weniger, die Herren. Noch immer stehen sie an der Spitze. Sie sind die eigentlichen Träger des Fortschrittes, geben die Gedanken, regeln den Großhandel, aber sie beherrschen nicht mehr den Platz. Andere Elemente ringen mit ihnen um den Vorrang. Zuerst die fremden Einwanderer: Irländer, Deutsche, Chinesen; sodann, in stetiger Zunahme, englische Kapitalien. Einige achtbare Häuser zweiten Ranges vertreten Frankreich. Die kleine österreichische Kolonie wird von Dalmatinern gebildet. Einige von ihnen haben kleine Handelshäuser errichtet, und machen gute Geschäfte. Die anderen verdienen als Hausirer, Obsthändler und Klempner ihr Brot. Brave, ruhige Leute und gute Oesterreicher. Sie haben nie Streit unter einander, selten mit ihren Geschäftsgenossen anderer Nationalität, und verursachen unserem trefflichen Konsul, Herrn Mücke, nur geringe Sorgen.

Deutschland bereichert diese kosmopolitische Bevölkerung mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Söhne. Sie sind, wie überall, arbeitsam, nüchtern und sparsam. Außerdem besitzen sie zwei Vorzüge die dem Anglo-Amerikaner fehlen: sie können warten, und sie begnügen sich mit einem geringen Lohne ihrer

Mühen. Sie arbeiten wohlfeiler und geben, für sich, weniger aus. In socialer Beziehung stehen sie höher als ihre Landsleute in den östlichen Staaten. Ihre Kinder sprechen gewöhnlich deutsch und bleiben Deutsche, obgleich sie zu Californiern heranwachsen. Ich habe der Vorstellung einer deutschen Schauspielergesellschaft beigewohnt. Der Saal, ungefähr vom Umfange des Leipziger Stadttheaters, war vollständig gefüllt. In den Ost- und Mittelstaaten amerikanisirt sich die zweite Generation. Man trete hier in ein deutsches Komptoir, und man wird sich in Bremen oder Hamburg glauben. Dasselbe wenn man eine dieser Familien besucht. Letzteres ist nicht schwierig, denn der Deutsche in San-Francisko ist gastfrei. Mit Vergnügen wird er uns nach seiner Wohnung geleiten, vorausgesetzt, daß der Tag zu Ende neigt und die Sperrstunde geschlagen hat.

Der Weg ist lang, denn er führt uns nach der oberen Stadt. Doch hilft da der Tramway, wenn man nicht eine Gesundheitspromenade vorzieht. Ist es noch nicht dunkel, so geht man durch das, Nachts unsichere, immer verrufene, Viertel der Chinesen. Ueber eine Reihe von Stufengängen sind wir am obersten Plateau angelangt. Es ist allen Winden ausgesetzt, aber gesund und die Aussicht prachtvoll. Hier wohnen vorzugsweise Deutsche und Mexikaner. Wir ersteigen, etwas athemlos, die letzten Stufen der Straße, und gelangen von dort auf einer Treppe zum Eingange des Hauses. Ein Mal die Schwelle überschritten, sind wir in Deutschland. Die Frau vom Hause macht die Honneurs, was sie nicht hindert die netten Mägde zu überwachen, gleichfalls Deutsche welche bei Tische aufwarten. Das Mahl läßt nichts zu wünschen übrig. Schüsseln der hohen Kochkunst wechseln mit deutscher Hausmannskost. Während man Frankfurter Wurst und westphälischen Schinken verzehrt

und dazu ein Glas Liebfrauenmilch leert, gedenkt man der fernen Lieben, und eine Thräne glänzt in manchem Auge. Denn überall und immer neigt der Deutsche zur Sentimentalität. Doch nehmen die Männer hier viel von dem amerikanischen Wesen an; weniger die Frauen. Sie bleiben häuslich, poetisch, musikalisch. Sie leiten den Haushalt, pflegen und erziehen die Kinder, führen den Oberbefehl in der Küche, verschmähen wohl nicht zuweilen selbst Hand anzulegen, und, unerachtet dieser vielseitigen Thätigkeit, bleibt immer noch ein Stündchen für Schiller und Göthe übrig. Abends kommt die Musik an die Reihe: eine Symphonie von Beethoven, vorgetragen auf dem Klavier mit mehr Gefühl als Schwung, ein Schubert'sches Lied gesungen mit einer jener sanften, melodischen Silberstimmen welche nur Deutschland hervorbringt. Die Einrichtung der Wohnung, die Art wie die Möbel gestellt sind, die Wahl der Bilder und Kupferstiche, Alles trägt das Gepräge eines bescheidenen, arbeitsamen Daseins verschönert und veredelt durch gründliche Kenntnisse, durch die Liebe und Pflege der Kunst.

Ich hatte den Abend in solcher Gesellschaft höchst angenehm verbracht, als ich ziemlich spät aufbrach. Es war die Nacht vorgerückt, und man erbot sich mich zu begleiten. Ich hoffte aber den Weg allein zu finden. „Hüten sie sich vor dem chinesischen Viertel", rief man von allen Seiten als ich Abschied nahm. Es war eine finstere Nacht, und ein feuchter, schwarzer Nebel vermehrte die Dunkelheit. In San-Francisko führen wenige Schritte von Deutschland nach China. Plötzlich befand ich mich in einem Gäßchen, dessen Bewohner nur gelbe Wesen sein konnten. Ich beschleunige meine Schritte aber in der falschen Richtung, und befinde mich plötzlich in der Hauptstraße des chinesischen Quartiers. So weit die Finsterniß gewahren läßt, ist sie wie ausgestorben. Schwarze Schatten ver-

hüllen die Häuschen. Hie und da schwankt eine rothe Papierlaterne über dem gleichfalls rothen Geländer eines Balkons. Purpurlichter irren auf dem Holzpflaster, durchkreuzen sich an den Kanten der Balken, erlöschen plötzlich in der Ferne. Bei jedem Schritte stoße ich an Aushängschilder, lange, schmale, senkrecht an eisernen Stangen hängende, mit Buchstaben bedeckte Bretter. Der Nachtwind bewegt sie. Sie seufzen und stöhnen, und flüstern mit den Häusern, als verriethen sie ihnen die Anwesenheit des Fremdlings, und die Häuser antworten mit gedämpfter Stimme, mit rauhen, dumpfen Tönen. Ich eile die Straße hinab. An manchen Orten herrscht völlige Finsterniß; an andern spielt ein röthlicher Schein — woher mag er wohl kommen? — mit den Schatten der Nacht, kriecht hier über das vergoldete Schnitzwerk eines Kaufladens weg, erleuchtet dort die fratzenhaften Züge eines Ungeheuers oder die roth-schwarze Inschrift eines Schildes. Weiter unten gestattet mir ein vereinzeltes Gasflämmchen meinen Weg, nicht zu sehen, aber zu errathen. Indeß ist der Wind zum Sturm geworden. Die Wolken haben sich herabgesenkt, und gleiten auf dem Boden dahin. In ihre wechselnden Schatten gehüllt, von der Windsbraut gerüttelt, verwandeln sich die Schilder der Buden in menschliche Wesen. In doppelter Reihe stehen sie da, mit den langen Armen nach mir fahndend. Ich eile rasch abwärts. Aus einer offenen Thüre dringt ein schwacher Schimmer. Dazu leises Flüstern und der Klang von Sapeken. Es ist eine Spielhölle Vor der Thüre gegen die Mauer gedrückt steht ein Mann, der als er mich gewahrt in das Haus stürzt. Er hat mich für einen Polizeimann gehalten. Ich beschleunige die Schritte so viel die schlüpfrigen Stufen der Gasse gestatten. Schon eröffnet sich mir, zu meinen Füßen, der Blick nach einer der großen Querstraßen; schon vernehme ich das Rollen eines Wagens,

irgend eines verspäteten Omnibus. Noch hundert Schritte und das verwünschte Viertel liegt hinter mir. Da überfällt mich, an der Ecke eines Sackgäßchens, eine Horde von Weibern. Die Harpien klammern sich an meine Kleider, fassen mich mit ihren kleinen Händen, den langen schmalen Fingern, den krallenhaften Nägeln. Sie sind weiß, roth, gelb geschminkt und verbreiten den ihrem Stamme eigenthümlichen Geruch. Mich ihrer bestens erwehrend, erringe ich endlich nicht ohne Mühe meine Freiheit, und begleitet von ihrem Gekreische — ihre verstümmelten Füße verhindern sie mir zu folgen — erreiche ich, den Schweiß auf der Stirne, das Ende der città dolente, und eine halbe Stunde später meine Wohnung.

Das chinesische Stadtviertel ist schlecht überwacht und daher häufig der Schauplatz von Verbrechen; doch sind die Schuldigen meist Weiße die, von den Placeres kommend, dort ihre Saturnalien begehen, ihre Dublonen verspielen, einen gelben Mann „verzehren" und die Vorübergehenden, ohne Unterschied der Farbe, plündern. Sie sind die Epigonen oder die letzten Ueberlebenden jenes Geschlechtes von Missethätern welche der Ueberwachungs-Ausschuß einst in so bündiger Weise ausgerottet hat.

Diesem nächtlichen Spaziergange folgten mehrere Besuche bei Tage, und in Gesellschaft von Geschäftsfreunden einiger chinesischen Großhändler. Die Anzahl der in Californien verweilenden Chinesen wird auf achtzig- bis hunderttausend angeschlagen, davon bewohnen etwa fünfzehn- bis zwanzigtausend San-Francisko. Einige haben bedeutende Häuser gegründet, machen gute Geschäfte und genießen des besten Rufes. Man rühmt ihnen Rechtlichkeit und Einsicht nach, so wie auch eine große Leichtigkeit sich die Uebungen des amerikanischen Handels anzueignen. Ich machte die Bekanntschaft eines ihrer Notabeln. Der

Mann heißt Fang-Tang, ist mit den ersten *) Einwanderern seiner Nation hieher gekommen, und hat sich, auf ehrliche Weise, ein bedeutendes Vermögen erworben. Seine beiden Frauen und jüngeren Kinder sind in Kanton geblieben. Von Zeit zu Zeit besucht er sie. Die chinesischen Einwanderer wurden bisher selten von ihren Familien begleitet, und die Mehrzahl der Weiber dieser Nation die man in Amerika sieht sind keine Zierden ihres Geschlechtes. Seit vorigem Jahre haben aber mehrere Residenten Frauen und Kinder nachkommen lassen. Fang-Tang gedenkt dasselbe zu thun, um, wie er sagt, mit gutem Beispiele voranzugehen. Die Ankunft der tugendhaften Frau wird die Sittlichkeit der Kolonie heben, und ihr den provisorischen Charakter nehmen.

Die chinesischen Emigranten gehören fast alle den zwei großen Südprovinzen Kwangtung und Kwangsi an, und sind den Koulis die von Macao nach Chili und Havana ausgeführt werden an Blut und Erziehung überlegen. Es sind meist wohlhabende Bauernsöhne; einige besitzen literarische Bildung und bringen einen kleinen Geldvorrath mit, alle kräftige Arme, aufgeweckten Geist und den festen Willen ihr Glück zu machen, um sodann nach der Heimath zurückzukehren. Bisher wenigstens hatte keiner die Absicht sich in Amerika niederzulassen. Selbst die sterbliche Hülle der hier Verstorbenen wird nach ihrem Dorfe zurückgesandt. Daher bildet auch der Transport von Chinesenleichen in dem Waarengeschäfte der Pacifikdampfer einen bedeutenden Artikel. Diese Einwanderer theilen sich in mehrere Genossenschaften deren Vorstände in San-Francisko wohnen, und, wie mir Fang Tang sagt, eines großen Ansehens genießen. Sie stehen dem Ankömmling mit Rath und That

*) 1852.

bei, üben, kraft freiwilligen Uebereinkommens, um das Einschreiten der amerikanischen Tribunale zu vermeiden, eine Art von Gerichtsbarkeit aus; unterstützen die Kranken, erleichtern und regeln die Einwanderung der Lebenden und die Rücksendung der Todten, bessern mit Einem Wort soviel sie können das meist harte Loos ihrer Landsleute. Ohne ihre fortwährende Dazwischenkunft würde die nur zu begründete Abneigung der Söhne des Reiches der Mitte gegen die Weißen, häufiger als geschieht, in blutige Kämpfe ausarten, und den Bestand der chinesischen Kolonie auf die Länge in Frage stellen.

Die Behandlung welche dem Menschen gelber Rasse in Californien zu Theil wird verdient den strengsten Tadel. Diese Leute sind beinahe rechtlos. Ihre Zeugenschaft wird vor Gericht nicht angenommen. Die Arbeiter in den Gold- und Silberbergwerken zahlen monatlich eine Kopfsteuer von vier Dollar. In den Placeres wiederholen sich blutige Raufhändel ohne Unterlaß. Die weißen Goldsucher überfallen die Chinesen, verjagen sie von ihren käuflich erworbenen Placeres, machen sie nieder, wenn die Unglücklichen Widerstand versuchen. Einzelne werden ohne Veranlassung mißhandelt und geplündert. Und dabei bleibt es; denn es liegt kein Beispiel vor daß ein Geschworenengericht gewagt hätte, in solchen Fällen, die weißen Missethäter für schuldig zu erklären. Uebrigens, wie soll der Thatbestand festgestellt werden, da ein Weißer nie gegen einen Mann seiner Farbe zu Gunsten eines Chinesen aussagt, und die Landsleute des letzteren nicht als Zeugen zugelassen werden? Wenn rohe, heftige Menschen, von Neid getrieben, im Bewußtsein ihrer Straflosigkeit sich gegen hilflose, obgleich gefährliche Nebenbuhler jede Schandthat erlauben, so kann uns dies nicht Wunder nehmen. Aber was soll man sagen von dem Benehmen der Mitglieder der Legislatur, der Richter, der Geschworenen, meist

unterrichteter, gut erzogener Männer, welche den Werth der chinesischen Arbeitskräfte sehr wohl würdigen, diese auch persönlich ausnutzen, und die dennoch nicht erröthen sich zum Werkzeuge des Hasses und des Neides der Menge herzugeben? Aber dies ist leider, besonders seit Einführung des allgemeinen Stimmrechts, eine der blutenden Wunden des großen Freistaates. Nur zu häufig werden Gerechtigkeit und Moral der Willkür des Pöbels geopfert. Mehr als ein Mal sprach mir Fang-Tang, aber immer mit einer gewissen Zurückhaltung und in den schonendsten Ausdrücken, von der traurigen Lage seiner Landsleute. „Man behandelt uns nicht wie Menschen. Dies ist nicht recht, not good. Man möchte uns wie Ungeziefer ausrotten, very bad. Aber", fügte er eilends hinzu, „es gibt auch gute Amerikaner. Nur wagen sie nicht zu handeln wie sie sprechen."

Der Ursprung dieses Hasses ist eine Frage von Dollars und Cents. In den Bergwerken verdient der weiße Arbeiter, außer der Nahrung, an Tageslohn drei, dritthalb bis vier Dollar. Der Chinese wird nicht verköstigt, und begnügt sich mit fünfundsiebenzig Cents, mit Einem, höchstens mit anderthalb Dollar. Ein ähnliches Verhältniß besteht in anderen Zweigen. In den Städten verdingt sich der Chinese als Diener, oder Koch; oder er ist Wäscher. Am Lande weiß er das Feld zu bestellen und ist ein vorzüglicher Gärtner. Die Erdarbeiten der jetzt in der Sierra Nevada im Bau begriffenen Straßen werden von Chinesen ausgeführt. Ihren Armen verdankt die Pacifikbahn die rasche Vollendung. Auf den Dampfern der großen Schifffahrtsgesellschaften sind die Matrosen, allerdings höchst mittelmäßige, so wie sämmtliche Aufwärter, Chinesen. In den Fabriken verdrängen sie allmälig die Weißen. Ueberall machen sie ihnen eine furchtbare Konkurrenz. Die Arbeitsgeber, die Vorstände von Gewerben, Alle die Arme brauchen greifen nach

ihnen, denn sie verrichten, für den halben Lohn, beinahe nicht ganz, dieselbe Arbeit wie die Weißen. Da sie sehr zahlreich sind, und in immer größerer Menge zuströmen, so beginnen sie bereits den Arbeitslohn der Weißen herabzudrücken. Dies ist ihr Verbrechen. Man läßt es sie büßen durch Gewaltthaten aller Art, nicht selten durch Mord und Todtschlag; durch gesetzliche Verfügungen welche die Gesetzgeber mit Schmach bedecken; durch Verdikte der Geschworenen welche der Gerechtigkeit und dem gesunden Menschenverstande gleichmäßig Hohn sprechen. Aber nichts entmuthigt sie. Sie halten aus. Jeder der großen Steamer die zwischen Hongkong und San-Francisko auf- und absegeln bringt acht- bis zwölfhundert gelbe Passagiere. Eine geringere Anzahl wird von denselben Schiffen nach der Heimath zurückgebracht. Letztere sind die Auswanderer welche ihre Zeit ausgedient haben. In ihren Koffern tragen sie einiges Geld nach Hause, die Frucht langer und angestrengter Arbeit, in ihrem Geiste die äußerste Verachtung unserer Civilisation, in ihrem Herzen den Haß des Christenthums.*)

Die Irländer sind zahlreicher als die Deutschen und die Chinesen. Sie machen sich bemerkbar durch physische Kraft und die Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen. Die niedrigste Arbeit wird von den Söhnen der Smaragdinsel nicht verschmäht. Dagegen trifft man sie aber auch in allen höheren Sphären des Lebens. Das Occidental-Hotel gibt ein richtiges Bild von ihrer socialen Stellung in Californien. Die Eigenthümer, sehr geachtete und durch eigene Anstrengung reich gewordene Männer, und sämmtliche Beamte, Aufwärter und Mägde dieser riesigen Anstalt sind Irländer.

---

*) Viele europäische Residenten in China werden diese meine Behauptung bestreiten. Aber ich fürchte daß sie sich, in diesem Punkte, Täuschungen hingeben.

Der anglo-amerikanische Theil der Bevölkerung gehört meist der Episkopalkirche an. Auch eine der vielen Eigenthümlichkeiten Californiens, denn in den übrigen Staaten der Union bilden Presbyterianer, Methodisten und Unitarier die Mehrzahl. Die Deutschen sind größten Theils rationalistische Protestanten. Doch gibt es unter ihnen auch viele Juden und nur wenige Katholiken.

Letztere werden auf fünfzigtausend veranschlagt. Viele Anglo-Amerikaner bekennen sich zu dieser Religion. Ist die Ziffer richtig, so machen die Katholiken ein Dritttheil der Bevölkerung von San-Francisko aus. Fast alle Priester sind Europäer: Irländer oder Söhne von Irländern und Italiener. Der hiesige Klerus rekrutirt sich hauptsächlich in Europa, in geringerem Maße in Kanada. Amerika ist zu sehr beschäftigt mit den Angelegenheiten dieser Welt um viele Novizen zu liefern. Dies gilt vorzugsweise von den West- und pacifischen Staaten. Ein ähnliches Verhältniß waltet in den Nonnenklöstern vor. Die Oberin des großen Monasters von Unserer Lieben Frau von Namur in San-José sagte mir daß, wenn es gilt die durch den Tod oder Hinfälligkeit entstandenen Lücken auszufüllen, sie immer genöthigt ist zu den Häusern ihres Ordens in Belgien Zuflucht zu nehmen oder aus Frankreich, Deutschland und England Klosterfrauen herbeizuziehen.

Die Jesuiten besitzen zwei große Kollegien: Sankt-Ignatius in San-Francisko und Santa-Klara, vierzig Meilen von hier, in der gleichnamigen Stadt. In Sankt-Ignatius nehmen sie hundert Zöglinge und fünfzig Schulgänger auf. In Santa-Klara ist die Zahl der ersteren bedeutend größer. In beiden Häusern sind sämmtliche Patres Italiener. Die Studien umfassen alle Lehrgegenstände der Lyceen. Die alten Sprachen und Klassiker werden nicht vernachlässigt, aber die Naturwissenschaften,

besonders Chemie und Mechanik mit Sorgfalt betrieben. Auch wird den Zöglingen, im Vergleiche mit der Hausordnung welche in den europäischen Anstalten des Ordens besteht, eine größere Freiheit der Bewegung gestattet. Dies sind die beiden einzigen dem Amerikanismus gemachten Zugeständnisse. In jeder anderen Beziehung werden die in den europäischen Kollegien befolgten Regeln und Uebungen aufrecht erhalten. In der That, wer die Schwelle dieser großen und blühenden Erziehungshäuser überschreitet, glaubt sich nach Europa versetzt. Und, bezeichnend genug, verdanken sie gerade diesem Umstande ihre allgemeine Beliebtheit. Ein reicher Bankier, ein Protestant, sagte mir: „Ich lasse meine Söhne bei den Jesuiten erziehen, erstlich weil die Studien dort gründlicher sind als in irgend einer anderen Schule; sodann weil die jungen Leute gehorchen lernen und gute Manieren annehmen. Wenn sie austreten, sollte man meinen, sie kommen von Europa zurück." Dieses Urtheil wird durch die allgemeine Ansicht bestätigt*); so wie auch dadurch, daß die Jesuitenkollegien in Californien und in Georgetown bei Washington viele Protestanten und einige Juden unter ihren Zöglingen zählen.

Bilden hier zu Lande die Irländer hauptsächlich das katholische Element, die Deutschen das protestantische, und gelten letztere, vielleicht dieses Religionsunterschiedes wegen, für die geborenen Gegner der Celten, so vereinigt und versöhnt sie gewissermaßen der gemeinsame Haß gegen die Chinesen. Aber Irländer, Deutsche, Chinesen scheinen berufen auf californischem Boden zu wachsen und zu gedeihen, vielleicht eines Tages das

---

*) Modern convents and colleges holding up the cross. . . now offering perhaps the best education on the coast to the children of our Puritan emigrants. Across the continent von Samuel Bowles, S. 277.

anglo=amerikanische Element an Macht und Einfluß zu überflügeln. Schon jetzt trägt San=Francisko ein wesentlich kosmopolitisches Gepräge. Häuser, Straßen, öffentliche Gebäude erinnern zwar noch an Amerika, aber die sehr große Mehrzahl der Bewohner erblickte das Licht der Welt unter fernen Himmelsstrichen. Andere Ansichten und andere Sitten haben sie mitgebracht. Hier begegnen sich Germanen, Celten, Mongolen! Seit der großen Völkerwanderung war die Welt nicht mehr Zeuge ähnlicher Vorgänge. Welch' Menschenstamm wird entspringen aus der Berührung von Völkern die so verschieden sind durch Abstammung, Religion und Gesittung? In welchem Maße werden sie sich vermischen? Bis zu welchem Grade wird der noch jungfräuliche Boden auf die welche ihn bebauen seine immer so fühlbare wenn gleich geheimnißvolle Wirkung geltend machen? Welchen Einfluß werden die neu erstehenden Geschlechter ausüben auf die Geschicke der Menschheit? Dies sind Geheimnisse der Vorsehung. Wer vermöchte sie zu ergründen!

Der Fremde wird in New=York, gleich am Tage seiner Ankunft, nach dem Central=Park geführt; in Washington nach dem Kapitol; in Chicago in die Getreidekammern; in San=Francisko nach Cliffhouse. Es sind die Hauptsehenswürdigkeiten, die „Löwen“ wie man in Amerika sagt. Meines Theiles gebe ich Cliffhouse die Palme. Ich habe nichts Sonderbareres und zugleich Anziehenderes gesehen. Die Natur hat hier Alles gethan. Den kleinen Kiosk abgerechnet, der uns als Observatorium dient, keine Spur von Menschenhand. Unser Konsul, H. Mücke, so häufig mein liebenswürdiger Führer und unermüdlicher Beantworter meiner vielen Fragen, will mir auch

den Löwen zeigen. Er fährt mich in seinem Gig den ein Traber zieht wie deren nur Amerika hervorbringt. Auf einem trefflichen Macadam rollen wir, in schnurgerader Linie, die wellenförmigen Abfälle des Küstengebirges hinan. Schon haben wir die letzten Häuser hinter uns gelassen, sodann die nach den Konfessionen geschiedenen Kirchhöfe die aussehen wie reizende Gartenanlagen. Jetzt fahren wir durch baumlose Dünen. Bald verschwindet alle Vegetation. Schwarze Wolken streifen über den Sandboden weg und verschleiern den Ocean. Nur das dumpfe Gebrüll der Brandung verräth seine Nähe. Das edle Thier hat die sechs Meilen in einer möglichst geringen Anzahl von Minuten zurückgelegt, und hält nun vor der Thüre eines Hauses. Wir treten ein und eilen nach der Veranda. Da erschließt sich uns der Blick in die Unermeßlichkeit.

Das Meer bricht sich gegen die natürliche Terrasse auf welcher das Haus steht. Zu unserer Rechten die lange Kette des Küstengebirges; zur Linken ein weißer Streifen, der Strand; vor uns der stille Ocean. Gerade gegenüber, in geringer Entfernung, drei Klippen. Die mittlere ist mit zahllosen Wasservögeln bedeckt. Schwarz und unbeweglich wie der Fels der sie trägt, scheinen sie in Stein gehauen. Auf den beiden andern Klippen sieht man, in Gruppen geballt, riesige Ungeheuer. Einige schlafen, andere scheinen zu schäckern, einige kämpfen unter wüthendem Gebelle. Es sind die vielbesprochenen Seelöwen, seales. Diese Thiere kommen auf den unzähligen Scheeren Californiens häufig vor. Die Bewohner der drei Klippen vor uns genießen des staatlichen Schutzes. Ein Gesetz der Legislatur sichert sie vor den Nachstellungen der Jäger. Rings um die privilegirten Eilande drängen sich die Ungeheuer, suchen sich den Rang abzulaufen, erklimmen mühselig den Fels oder rollen schwerfällig in die Brandung zurück. Ihr

Fell ist, wenn benetzt, dunkelgrau, wird aber sobald es trocknet blond wie die Haut des Löwen.

Welch sonderbares, ergreifendes Bild! Phantastisch, wild, mährchenhaft! Ueber der Küste schweben unbewegliche Wolken; über dem Ocean, die Wasserlinie verhüllend, sich stets verschiebende Nebelstreifen. Aber das geistige Auge zerreißt diese Schleier; es labt sich an dem Anblicke des Weltmeeres das uns vom äußersten Orient trennt und seine Wogen rollt von Pol zu Pol!

Mit Einem Male zeigt sich in einiger Entfernung ein riesiger Wallfisch. Da entreißt mich ein Geräusch der Betrachtung. Mehrere Damen in reicher Toilette, junge Elegants, alle mit Fernrohren bewaffnet, stürzen aus dem Kiosk und eilen an das Geländer, begierig den neuen Ankömmling zu schauen. Durch die offenstehenden Thüren sieht man die verlassenen Tische bedeckt mit Leckerbissen und all' den Paraphernalien der höhern Gourmandise: die Kleinlichkeit der Civilisation im Angesichte der wilden Größe der Natur.

XI.

Yosemiti.

Vom 13. zum 22. Juni.

Modesto. — Mariposa. — Der Urwald. — Die großen Bäume. — Das Thal von Yosemiti. — Die Wasserfälle. — Coulterville.

Der Ausflug zu den Baumriesen, den big trees von Mariposa und in das Yosemitithal gehört nicht zu den bequemen Reisen. Aber die Bewohner von Frisko finden seit einiger Zeit Geschmack daran. Wer auf Eleganz Anspruch macht, wer sich

selbst achtet muß die Reise, ich sage nicht, gemacht haben, aber sie machen wollen, und diesen mannhaften Entschluß zur Kenntniß seiner Freunde bringen. Ich kenne wenig Leute die in Yosemiti waren, aber jeder macht die Reise — das nächste Jahr. Von Straßen bestehen dermalen nur einzelne Strecken; eine Eisenbahn nach den Bergwerksdistrikten ist im Bau begriffen Mittlerweile verkehrt ein öffentlicher Wagen, dessen sich die Bergleute bedienen, regelmäßig zwischen Modesto und Mariposa.

Für Vergnügungsreisende ist wenig gesorgt. Sie müssen sich behelfen wie sie können. Zwei Gesellschaften sorgen jedoch für die Beförderung. Ihrer bedienen sich die Plutokraten von Montgomery-Street und die durch San-Francisko kommenden Fremden welche sich den Muth zutrauen jene schwer zugänglichen Gegenden zu besuchen. Agenten gehen von Haus zu Haus, von Hotel zu Hotel, erzählen von der Schönheit der Gegend, versprechen Sicherheit und Comfort, und erlangen am Ende die Unterschrift der Naturfreunde. Ist die nöthige Anzahl, zwanzig bis dreißig, gesichert so werden Pferde nach gewissen Ranchos geschickt, und der Tag der Abreise festgesetzt. Entfernung hin und zurück vierhundertvierzig Meilen; Preis der Fahrt auf der Eisenbahn, zu Pferde und zu Wagen, achtzig Dollar in Gold. Ich kenne keine minder angenehme Art zu reisen. Man verzichtet auf die persönliche Freiheit, und lebt während zehn Tagen in der äußersten Intimität mit Unbekannten. Aber es bleibt keine Wahl. Es gibt keine andere Art, rasch und ohne allzu große Entbehrungen und Gefahren nach der Sierra Nevada zu gelangen.

(13. Juni.) Um vier Uhr Nachmittags Abreise von San-Francisko. Wir lassen dort den Winter, finden den Frühling in Oakland und, auf der nächsten Station, den Sommer. In Lathrop verlassen wir die Hauptlinie der Grand-Central und reisen auf einer Zweigbahn weiter. Sie heißt Visalia weil diese

Stadt ihr Endpunkt sein wird. Visalia liegt im südlichen Californien zwischen Los-Angeles und San-Diego und wird einst die blühende Hauptstadt der in Zukunft blühenden Grafschaft Tulare sein. Vorläufig ist diese zukünftige Kornkammer eine mit Wäldern, Unterholz und Morästen bedeckte Wildniß. Hier zu Lande wird immer in der zukünftigen Zeit gesprochen. Die eines kommenden Tages sehr lange Zweigbahn bricht heute bei Modesto ab, zwanzig Meilen von Lathrop. Das Gasthaus von Modesto und die dort versammelte Gesellschaft versetzen uns mit Einem Schlage nach Mexiko. San-Francisko scheint mindestens tausend Meilen entfernt. Auf der Terrasse rauchen und schwätzen Männer in andalusischer Tracht, den breitgekrämpten Sombrero am Kopf. Bergleute in der Blouse zechen in der Trinkstube. Mit Mühe findet der Führer unserer Karavane für seine Reisenden Plätze an der Table d'Hote. Dann sucht ein jeder sein Kämmerchen. Schade nur daß die Bretterwände so dünne sind: ein geringer Schutz gegen den Höllenlärm, Tabackqualm und Branntweingeruch. Endlich begibt man sich zur Ruhe, und auf die lauten Gespräche folgt das taktmäßige Schnarchen der Civilisatoren des Westens.

Entfernung von San-Francisko nach Modesto hunderteine Meile.

(14. Juni.) Vor Tagesanbruch werden wir geweckt und in zwei Stuhlwagen, die Diligencen heißen, verpackt. Um fünf Uhr unter Weges! Wir fahren in gerader Linie auf die Berge los. Der Boden, eine mit verbranntem Gras und wildem Korn bedeckte Ebene, entfaltet sich vor uns wie ein ungeheurer staubfarbiger Teppich. Von einer Straße keine Spur. Das Fuhrwerk rollt wie ein Schiff auf leicht bewegter See. Der

dicke Herr, der mir gegenüber sitzt, bekommt einen heftigen Anfall von Seekrankheit. Mehrere Passagiere erblassen. Hitze und Staub steigern sich bis zum Unerträglichen. Die vier Pferde ziehen uns im Schritt vorwärts über Stock und Stein; wehe uns wenn sie zuweilen in einem Anfalle von Heiterkeit zu einem gelinden Trab übergehen. Und das heißt Vergnügungsreise! Dennoch unterhält man sich. Wir haben drei oder vier schweigsame Männer mit ihren Frauen an Bord, sämmtlich Yankees; dann eine zahlreiche Familie aus Omaha! Letztere bildet das belebende Element: ein junges Mädchen, der vollendete Ausdruck der fast lady, ihr Bruder und einige junge Leute seine Freunde, Elegants aus dem far West. Auch ein Vater und eine Mutter gehören zur Familie, doch sind sie Nebensache. Ich kann an dem Gespräche nur wenig theilnehmen, denn der Mann mir gegenüber heischt meinen Beistand. Er befindet sich im letzten Stadium der Seekrankheit.

In Hornitas, wo um Mittag gehalten wird, dringt die junge Person, die erste, in den Speisesaal, und erobert sofort den besten Platz am obern Ende der Tafel; lange noch irren ihre Eltern umher fruchtlos nach Stühlen fahndend.

Bei der Abfahrt von Hornitas erblicken wir zum ersten Male hinter einem leuchtenden Schleier von goldigem Gewebe die sanft blauen Formen der Sierra-Nevada. Bald darauf dringt die Straße — denn hier gibt es eine — in ein kleines von den vorgeschobenen Strebepfeilern des Hochgebirges gebildetes Thal. Das müde Auge labt sich am Anblicke prachtvoller Eichen. Allenthalben Spuren der Verwüstungen. Man sieht, hier ward nach Gold gesucht. Weiterhin erreichen wir die Waldregion.

Um sechs Uhr Ankunft in Mariposa, dem Hauptorte eines der goldreichsten Distrikte. Unweit von hier befindet sich die

berühmte Koncession Fremont. Hier wurden ungeheure Vermögen gewonnen und verloren. Jetzt ist Ebbe eingetreten, wie dies das Aussehen der Stadt und ihrer Bewohner genugsam bethätigt. Unsere Wagen halten vor einer kleinen deutschen Herberge. Als Landsmann werde ich von Wirth und Wirthin mit offenen Armen empfangen. Im Saale sitzen unheimliche Gestalten, meist Bergleute bei Tische, jeden Bissen den sie zum Munde führen gegen Fliegenschwärme vertheidigend. Dazu dumpfe Stickluft und unbeschreibliche Gerüche.

Zum Glück ist unseres Bleibens nicht lange. Bereits um sieben Uhr befiehlt man uns die Wagen zu besteigen, diesmal leichte für Bergwege geeignete Karren. Ich benutze die Gelegenheit um meinen bisherigen Gefährten zu entkommen. Ein ältlicher Herr mit europäischen Manieren, der mich den Tag über an den Haltstellen mitleidig betrachtet hatte, gewährt mir seinen Schutz. Er ist ein großer Gußwerkbesitzer aus Pittsburg (Pensylvanien) und besucht häufig Europa. In einem unseligen Augenblick, sagte er mir, habe er den Gedanken gefaßt die Pacifikbahn zu bereisen, in einem noch unglücklicheren, sich die big trees von Mariposa anzusehen. Mit uns fahren ein Milizgeneral aus Virginien, ein Gentleman wie die meisten Südländer sind, sein Sohn und ein Freund des letzteren. In dieser neuen und sympathischen Gesellschaft, nicht mehr genöthigt die Witze des Fräuleins aus Omaha zu belachen und dem dicken Passagier den Kopf zu halten, athme ich leichter auf, und erfreue mich ungestört an der Frische des Abends und der wundervollen Gegend. Die Straße durchzieht eine enge mit schönem Nadelholz bewaldete Schlucht. Von Zeit zu Zeit genießen wir die Durchsicht nach der blaßgelben, schwarz gesprenkelten Ebene von Californien zwischen Lichtungen des Waldes oder über die Baumwipfel hinweg, jetzt vergoldet von

der untergehenden Sonne. Später umfängt uns das Dunkel des Waldes und bald darauf die Finsterniß einer halb tropischen Nacht. Um neun Uhr verrathen ein schwacher Lichtstrahl und wüthendes Hundegebell die Nähe der Nachtherberge.

Wir sind im Rancho der Herren White und Hatches, mitten im Urwald. Diese Pflanzer geben den wenigen Touristen Obdach. Das Haus, ein allerliebstes Cottage, ist von einer Veranda umgeben; eine Carcellampe erleuchtet den einfach aber elegant eingerichteten Salon. Das Abendmahl mundet uns trefflich. Hunger ist eben der beste Koch. Die Frau vom Hause ist hübsch, liebenswürdig und ladylike. Sie tritt mir ihr reinliches und nettes Schlafzimmer ab; ein weiß verhängtes Bett, ein kleiner Schreibtisch und ein Lehnstuhl bilden die Einrichtung. Auf einer Konsole liegen eine Guitarre, Noten und ein offenes Buch, Tennyson's Gedichte. Dagegen bestehen die Wände des Zimmers aus ungehobelten Brettern. Ueber der Thüre läßt ein unverschließbares Fensterchen ohne Glasscheiben — Glas ist ein kostbarer Artikel — die frische Waldluft herein: ein Kern von Civilisation in rauher Hülle.

Von Modesto zum Rancho der Herren White und Hatches vierundachtzig Meilen.

(15. Juni.) Vogelsang, ein vom Himmel herabtönendes Koncert, und die kühle Morgenluft die durch die Fensterlücke dringt wecken mich aus dem Schlafe. Um halb sieben Uhr Abfahrt. Der Weg, man kann ihn nicht Straße nennen, ist steil; die Reisenden sind aus dem Wagen gestiegen und erklimmen die Höhe zu Fuß. Der Wald wird immer dichter. Kaum daß das Tageslicht in den gothischen Dom dringt; tausend schlanke, rothe, kannellirte oder glatte Säulen tragen ihn; hochoben ver-

lieren sich ihre Kapitäle in der grünen Wölbung. Zu ihren Füßen undurchdringliches Dickicht und schwarze Schluchten. Hie und da zittern flüchtige Lichter auf den blühenden Büschen, den rosigen, purpurfarbigen, violetten Azalien, auf den weißen sanft geneigten Kelchen der Mahagoni-Blume, auf den glänzenden Blättern des Arbustus. Einige Schritte weiter weicht die Dämmerung wieder der Nacht. Aber plötzlich, durch eine unsichtbare Oeffnung des Laubgewölbes dringend, übergießt uns die Sonne mit blendender Klarheit. Feiner Goldstaub flimmert in der Luft, und der Wald entfaltet die ganze Fülle seiner Pracht.

Da stehen, neben den hundertfältigen Koniferen Californiens, europäische Eichen, riesiger Ahorn, Lerchen und viele andere ein Europa heimische Bäume. Wir befinden uns bereits hoch im Gebirge. Auf einem Bergkamm*) angelangt, gestattet uns eine Thalöffnung den letzten Blick auf die blaßblonde Ebene. In Folge einer optischen Täuschung scheint sie senkrecht zu stehen, etwa wie eine an der Wand hängende Strohmatte. Jener bläuliche Streifen im Westen ist das Mittelgebirge, jener andere entferntere der Küstendamm. Die Luft ist mit durchsichtigen Dünsten erfüllt; Himmel und Erde verschwimmen am Horizont. Gegen Osten gewandt gewahren wir, in einer Schlucht zu unseren Füßen, ein Meer von Baumwipfeln, und jenseits, auf den Abfällen der Sierra Nevada deren erste Staffel wir erstiegen haben, rothe Baumstämme unter einem dichten Laubdache Zuweilen kommen wir über abgerundete, schwarze Granitkuppen. Sonst keine Spur von Felsen. Auch hier, wie weiter im Norden wo die Pacifikbahn sie überschreitet, erinnert die Sierra Nevada mehr an den Jura als an die Alpen.

Um zehn Uhr steigen wir in ein kleines flaches Kesselthal

*) 5300 Fuß über dem Meere.

herab. Hier befindet sich der Rancho des Herrn Clarks. Es ist dermalen die äußerste Grenzmarke am Rande der Civilisation. Hier endet auch die, euphemistischer Weise, so genannte Fahrstraße. Der Wald ringsum ist ein wenig gelichtet. Ein paar Bäume ließ Herrn Clarks in der Nähe des Hauses stehen. Wie winzig sieht dies aus im Vergleiche mit den Waldriesen die es beschatten!

Von dieser Pflanzung zu den big trees beträgt die Entfernung nur einige Meilen. Wir waren am Morgen vor der Karavane aufgebrochen; und mußten sie nun abwarten. Endlich erschien sie: der dicke Herr, der heute nicht krank ist, mit seinem „party“, und das Fräulein aus Omaha mit Verehrern, Bruder und Eltern. Alles steigt zu Pferde, kleine muntere Moustang die nach mexikanischer Weise gesattelt und gezäumt sind, und nach kurzem Galopp umfangen uns die geheimnißvollen Schauer des Urwaldes.

Die big trees von Mariposa*) verdienen ihren Ruf. Ein von der Legislatur des Staates votirtes Gesetz sichert dies Revier gegen die Verwüstungen der Goldsucher und der Spekulanten im Allgemeinen. Leider kann es sie nicht gegen die Brandfeuer der Indianer schützen. Aber kein „großer“ Baum darf gefällt werden. Den Ehrentitel big-tree tragen nur Bäume welche einen Durchmesser von mehr als dreißig, einen Umfang von mehr als neunzig, und eine Höhe von mehr als dreihundert Fuß haben. Man zählt deren über vierhundert. Viele haben ihre Gipfel verloren; andere sind durch Brand, diese Geißel der californischen Wälder, theilweise zerstört worden. Einige liegen, vom Sturm gefällt, am Boden und bedecken sich bereits mit einer Hülle von Laub und Schlingpflanzen. Zarte Spröß-

*) Entdeckt 1855.

linge erstehen neben den Riesenleichen. Einer dieser hohlen Stämme bildet einen Tunnel. Wir durchritten ihn seiner ganzen Länge nach, ohne uns zu bücken. Der ausgehöhlte Stamm eines andern Baumes, der noch grünt und aufrecht steht, ist so geräumig daß ein Mann zu Pferd hineinreiten und umkehren kann um ihn sodann durch dieselbe Oeffnung zu verlassen. Diese beiden big-trees üben die meiste Anziehungskraft auf amerikanische Reisende. Wie die russischen Pilger in Palästina, nach genommenem Jordanbade, denken hier die Touristen nur mehr an die Heimreise, sobald sie den einen Stamm durchritten und dem anderen einen Besuch gemacht haben. Mehrere dieser Bäume wurden mit den Namen berühmter Männer beehrt. Einer trägt die Inschrift: Ferdinand von Lesseps.

Der Boden welcher diese Riesen erzeugt ist ein mit dichtem Urwald bedecktes Hochthal, achttausend Fuß über der Meeresfläche. Alle Generationen sieht man da vereint, vom zarten Sprößling bis zu den Patriarchen welche, nach der allgemeinen Ansicht, Jahrtausende zählen. Aber nichts was geschaffen ward entgeht der Krankheit und dem Tod. Auch hier findet man die Spuren ihrer zerstörenden Wirksamkeit auf jedem Schritte. Da liegen Stämme welchen das Leben offenbar allmälig entflohen ist. Sie starben eines natürlichen Todes. Aber junge Bäume gibt es die dahin siechen ohne sichtbare Veranlassung. Andere haben Blitz, Brandlegung der Rothhäute, oder Stürme vor der Zeit zerstört. Aber die lebendigen bilden die ungeheure Mehrzahl. Der big-tree ist eine in Europa wohlbekannte Konifere. In den meisten botanischen und in vielen Privatgärten sieht man den schlanken Baum, mit dem glatten mattrothen Stamme, den horizontal ausgestreckten und verhältnißmäßig kurzen Aesten. Der Entdecker dieser Bäume, ein Engländer, nannte ihn Wellingtonia. Den Amerikanern gefiel der Name nicht; sie änderten

ihn in Sequoia gigantea, zu Ehren eines pensylvanischen Häuptlings aus dem vorigen Jahrhunderte der ein Freund der Weißen und der Aufklärung war. Könnte man die Sequoia allein stehend sehen, so würden sie eine weit größere Wirkung hervorbringen als in der Umgebung so vieler anderer Bäume welche beinahe dieselbe Größe erreicht haben. Ohne die Hilfe der Führer wäre es schwer sie von den letzteren zu unterscheiden. Der große, der unbeschreibliche Reiz dieser Gegend liegt in der poetischen Schönheit der Landschaft und in der wunderbaren Kraftfülle der Natur.

Aber nach der Poesie die Prosa. Die kleine Kabane des Herrn Clarks ist überfüllt. Eine Bande Vergnügungsreisender ist von Yosemiti angekommen, und wird heute Nacht mit uns die wenigen Zimmer des Häuschens theilen. Der kleine Salon und die Veranda sind gedrängt voll. Der Rasen des Urwaldes hat wenig gemein mit den Pelousen unserer Gärten. Um auf ihm zu wandeln, bedarf es einer eigenen Beschuhung, abgesehen von den Schlangen. Diese sind zwar keine Boa Konstriktors, aber man vermeidet sie. Die Damen nehmen die Bänke ein, die Herren lagern auf dem Bretterboden oder lehnen sich gegen die Balken welche die Stelle von Säulen vertreten. Die junge fast lady hat bereits von den neuen Ankömmlingen Besitz ergriffen. Viel verheißende Blicke, verführerische Attituden, Winke und schalkhaftes Lächeln, auch schallendes Gelächter, untermischt mit spöttischen Bemerkungen und schnippischen Antworten bilden das Arsenal dieser Dorfkokette, und zeigen mir wie man im fernen Westen die Kunst zu gefallen auffaßt. „Sie sind wenig erbaut", sagt mir der alte Herr aus Pittsburg; „aber glauben Sie mir, dies Mädchen weiß was es thut, und der Papa, der dort in der Ecke zu schlummern scheint, hat wahrscheinlich schon sein Opfer gewählt, den jungen Gimpel nämlich dem er die

verhängnißvolle Frage stellen wird über die Reinheit seiner Absichten."

Vom Rancho White und Hatches zum Rancho Clarks vierundzwanzig Meilen: zu den big trees und zurück zwölf Meilen.

(16. Juni.) Um sieben Uhr Morgens zu Pferde. Wir haben einen Führer für uns gesucht und gefunden, und eilen also wieder der Karavane voran. Von San-Francisko weg bis hieher sind wir in südöstlicher Richtung gereist. Nun wenden wir uns gegen Norden. Der Weg, ein enger aber bemooster und steinloser Pfad, führt den steilen Weg hinan nach dem Kamme der uns vom Yosemitithale trennt. Rings umher entfaltet der duftende Wald seine Schätze. An verschiedenen Punkten steigen dünne Rauchsäulen empor. Schöne Bäume, zur Hälfte verzehrt vom Brande den nur ein ausgibiger Regen löschen kann, beugen sich stöhnend über die ungeheuren Stämme die, bereits halb verkohlt, im Grase liegen. Ueberall zeigen sich neben einander die verschiedenen Stadien der Entwickelung und des Verfalls: die zarte Kindheit, die Jugend, die Manneskraft, das Siechthum, das Alter. Um eilf Uhr haben wir uns siebentausend Fuß über das Meer erhoben. In dieser Einöde steht die kleine Hütte eines armen Pflanzers, half way house genannt, weil auf halbem Wege zwischen Clarks und Yosemiti. Die Hitze ist erstickend.

Nach einem dreistündigen Marsch im Walde erreichen wir, allmälig gegen Norden niedersteigend, den Rand eines Abgrundes. Zu unsern Füßen, zweitausend Fuß unter dem Standpunkte den wir einnehmen, schlängelt sich, bereits von Bergschatten umdämmert, die Merced wie ein weißer Faden. Diese tiefe, gewundene, enge Schlucht, bis an den Rand gefüllt mi

dem üppigsten Wachsthum, mit riesigen Eichen und Koniferen die den big trees von Mariposa nur wenig nachstehen, ist das Yosemitithal, das Ziel unserer Reise. Die Kuppe, auf der wir stehen, heißt der Pik der Begeisterung. Gegenüber, jenseits Yosemiti, ragt ein ungeheurer, quadratförmiger Granitblock in die Lüfte. Die Mexikaner nannten ihn El Capitan. Weiter nordwärts nähern sich die beiden Thalseiten des Abgrundes; sie bestehen aus Zinken, Domen und Terrassen auf glatten, beinahe senkrechten Felswänden. Hie und da gewährt ein luftiges Gesimse für einige Tannen den nöthigen Raum. In derselben Richtung bildet eine jene Vorberge überragende Granitmauer den Hintergrund. Ihre Zinnen verschwimmen für das Auge in eine beinahe gerade, horizontale Linie. Dies ist, wie man uns sagt, der höchste Kamm der Sierra Nevada.

Wir steigen auf einem engen steinigen und steilen, aber nirgend schwindeligen Pfad in die Tiefe. Er folgt zuerst der Flanke des Felsens der Begeisterung, und dringt sodann in Dickicht und Wald. Von Zeit zu Zeit gewahren wir zwischen Laub und Aesten die schäumenden Wasser einer der vielen Kaskaden deren Getöse uns fortwährend begleitet. Die Braut, der bridal fall, stürzt von einem neunhundert Fuß hohen Fels, ohne Unterbrechung, in die Tiefe. Wir brauchen zwei Stunden um das Ufer der Merced zu erreichen, und von dort noch eine Stunde zur Herberge.

Vom Rancho Clarks nach Yosemiti vierundzwanzig Meilen.

(17. Juni.) Die Legislatur von Californien hatte den glücklichen Gedanken den Yosemitidistrikt für den Staat anzukaufen und dadurch vor den Verwüstungen der Goldsucher zu bewahren. Um die Naturschönheit des Thales zu retten, entsagt sie den Metallschätzen seines Bodens.

Drei Pflanzer erhielten Erlaubniß sich in dem Thale niederzulassen. Zu dem Ergebnisse ihrer Aecker fügen sie die Dollar welche die noch seltenen Sommerreisenden zurücklassen. Ihnen verdankt der Tourist, in diesem entlegenen Erdwinkel, Kost und Unterkunft. Die heißesten Stunden des Tages werden im Schatten des Waldes zugebracht — er beginnt in unmittelbarer Nähe der Häuser — oder auf der Veranda, wo uns einige rohe Lehnstühle die Arme öffnen. Gegenüber in der Entfernung von zwei Meilen stürzt die Yosemiti von einem zweitausend sechshundert Fuß hohen Felsen. Es ist dies der berühmte Wasserfall, einer der größten der Erde, die Hauptsehenswürdigkeit des Thales. Er theilt sich in drei Kaskaden, deren höchste sechzehnhundert Fuß mißt. Die durch die niederstürzenden Wassermassen komprimirte Luft und eine zwischen den Felsspalten entstandene, beständig aufsteigende Brise vermindern die Geschwindigkeit des Falles, und verleihen der schäumenden Fluth die Form unzähliger Fallschirme. Unerachtet der Entfernung und des Geflüsters der nie schweigenden Wälder, vernimmt man, hier im Rancho, bei ruhigem Wetter ganz deutlich den dumpfen Donner der Katarakte. Am Fuße der Felsenwand bilden abgerundete Granitblöcke einen Cirkus über den der feine Staub der Brandung einen leuchtenden Schleier wirft. Auf der Veranda sitzend gewahrt man ihn über den Baumwipfeln in Gestalt einer weißen Wolke.

Heute morgen sind die letzten Nachzügler unserer Karavane eingetroffen, und, in kleinere Gruppen vertheilt, ist man zu Pferde und von den Moustangern geleitet zur Besichtigung der „Löwen" aufgebrochen: „Bridal-Fall", „Spiegelsee", die „Kathedrale" und die anderen Wasserfälle. Ein Tourist im Urwald, dies ist mindestens mein Eindruck, vermeidet gerne die nichtssagenden Gespräche mit Unbekannten und die lärmenden

Späße einer Jugend deren Erziehung noch nicht vollendet ist. Ich gedenke also die Löwen meinen Gefährten zu überlassen und nur zu besehen was mich anzieht und zwar ganz allein, sogar ohne Führer. Unser Wirth hat ein anziehendes patriarchalisches Aeußere. Die Dollarfrage abgerechnet, flößt er mir Vertrauen ein. Ich frage ihn also um Rath. „Das Thal", sagt er, „ist voll von Schlangen, Bären und Indianern, aber die Indianer sind friendly, und die Schlangen und Bären greifen den Menschen nicht an wenn er sie unbehelligt läßt. Vermeidet Moos und dichtes Gras um nicht zufällig auf eine Schlange zu treten, und zieht in Frieden."

Eine rohe Brücke führt über die Merced. Ihre klaren grünlichen Wasser erinnern mich an die Grundeltraun, der Capitan an den Backenstein, der hohe Kamm der Sierra Nevada an das Todtengebirge, von Aussee gesehen. Es ist das steirische Thal durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. In Aussee fehlen zwar die Wasserfälle, und in Yosemiti die Seen; demungeachtet ist die Aehnlichkeit auffallend: dieselben krystallhellen Wasser, derselbe Gegensatz zwischen der Vegetation im Thale und den nackten Felsen die es überragen. Weit geringere Aehnlichkeit bieten die helvetischen Alpen. In der Schweiz tragen die vielen Felsterrassen sanft abfallende Weidegründe über welchen sodann die Gletscher emporragen. Hier fehlen die Abstufungen in Weideland und Gletscher. Ununterbrochen steigen die Felsblöcke aus der Tiefe zum Himmel hinan den sie mit ihren schwach gerundeten Flachkuppeln zu tragen scheinen. Zinken sind selten und, weil niedriger als die Mauer, dem Auge wenig auffällig. Yosemiti bietet daher geringere Abwechselung. Die Linien sind aber weniger gebrochen, und um so größer der Gegensatz zwischen ihrer klassischen Einfachheit und den ungeheuren Massen. Man sagt in Rom, daß um in der Peterskirche

den Umfang des Schiffes und die Höhe der Kuppel zu ermessen, es mehrerer Besuche bedarf. Dem Reisenden ergeht es hier ebenso. Die Natur, der beste Baumeister und der beste Kunstgärtner, hat in die Verhältnisse dieser Landschaft ein so vollkommenes Ebenmaß gelegt, daß weniger das Auge als die Berechnung, von den Entfernungen und den Höhepunkten einen richtigen Begriff zu geben vermag. Ist aber diese kleine Arbeit vollbracht, so fühlt sich der Reisende überwältigt von Erstaunen, von Bewunderung, von Ehrfurcht für die gewaltige Hand die, als sie diese Felsen modellirte, ihnen das Gepräge ihrer Größe verlieh.

Ich habe eine schöne Wiese überschritten und betrete ein Dickicht wo ich bereits in den leichten Sprühregen gerathe den der Abendwind von den Katarakten herüberführt. Einige halbnackte Indianer tränken ihre Moustang im Flusse. Andere umgeben einen Mann ihrer Farbe der sich durch eine etwas vollständigere Toilette hervorthut Er trägt Hosen und eine Polizeimütze, aber kein Hemd. Es ist der Kapitän John, der Häuptling des Stammes, eines der Verkommensten in ganz Amerika. Er hält eine Pistole in der Hand und zielt auf einen großen Vogel der in kurzer Entfernung, offenbar in größter Seelenruhe, auf einem Tannenzweige sitzt. Der Schuß fällt ohne zu treffen, was den Schützen augenscheinlich verdrießt. Seine Untergebenen sehen sich an und lachen heimlich. Die Menschen sind überall dieselben.

Es ist kein Leichtes dem Yosemitifall zu nahen. Von Block zu Block springend, über glatte, dicht bemooste Abhänge kletternd, zuweilen zwischen Felsspalten mich mühsam durchwindend, fast durchnäßt von der Brandung, erreiche ich endlich den Rand des Schachtes den sich der Yosemiti gegraben hat. Eine dichte Schaumwolke verhüllt den Abgrund. Alle Wasserfälle gleichen

sich; aber die tiefe Einsamkeit und die wilde Großartigkeit der Landschaft verleihen dem Yosemitifall einen eigenthümlichen und unbeschreiblichen Reiz. Man ist übrigens hier zu nahe um die drei Kaskaden überschauen zu können, nur die niedrigste und ein Theil der höchsten sind sichtbar. Ihr vorragendes Becken verdeckt die zweite. Es zu ersteigen ist Sache der Gemsen.

Die durchsichtigen Schatten, welche das Thal bereits seit einigen Stunden umfingen, erreichten allmälig die Zinnen der es umschließenden Felswände, als ich mich widerstrebend der Betrachtung dieser wundervollen Bilder entriß. So monoton und zugleich so mannigfach! Leuchtende Zacken die zwischen grünen Rändern sich schlangenartig herabwinden, wie zaudernd im Falle innehalten, endlich wirbelnd im Abgrunde verschwinden, alsbald ersetzt durch neue Wassersäulen die derselben bewegenden Kraft folgen, denselben Gesetzen gehorchen, denselben Widerstand besiegen, demselben Geschicke erliegen. Ein feines Spitzengewebe aus Silberstoff mit derselben in das Unendliche wiederholten Zeichnung: gebrochene Linien die in Fallschirmen enden. Und dennoch hat jede dieser Figuren ihre Eigenthümlichkeit. Millionen sah ich an mir vorüberwirbeln, und nicht zwei waren sich vollkommen gleich.

Endlich muß aufgebrochen werden. Immer vom Gebrülle der Katarakten begleitet, erreiche ich, mit nöthiger Vorsicht und ohne Unfall über die Felsblöcke herabkletternd, das Dickicht. Hier herrscht vollständiges Dunkel. Ein wahrer Irrgarten. Zwar finde ich einen Pfad aber nicht den rechten. Immer wieder führt er mich zu einem klaren Bach der zu breit ist um übersprungen, zu tief um durchwatet zu werden. Keine Möglichkeit nach den offenen Wiesengründen durchzudringen. Schon mache ich mich mit dem unheimlichen Gedanken vertraut die Nacht in dieser Einöde zu verbringen, als sonderbare Töne

sich vernehmen lassen. Ein leises Pfeifen. Wäre es eine Schlange? Ein dumpfes Rasseln, als ob ein schwerfälliger Körper durch das Dickicht bräche! Wäre es ein Bär? Meine Waffen sind ein Sonnenschirm. Da dringen ferne Stimmen an mein Ohr. Ich folge ihnen durch Dick und Dünn, finde einen Pfad der mich aus dem Gehölze führt, und stoße auf die fast young lady mit ihrem lustigen Gefolge.

(18. Juni.) Auch in der Sierra Nevada tritt die Sonntagsruhe in ihre Rechte. Es gibt zwar keine Kirche hier, aber der Herr vom Hause, der für den Sommer als Aufwärter gedungene Mulatte, die Ackerknechte und die indianischen Mägde haben ihre Sonntagskleider angelegt, und pflegen in den Lehnstühlen der Veranda liegend der Ruhe. Die Reisenden helfen sich wie sie können, sitzen auf dem Bretterboden oder sind, in Ermangelung von Stühlen, in ihren Kammern zu Bette gegangen.

Ungeachtet der Hitze, + 24° R. und kein Lufthauch, wandle ich längs dem Ufer der Merced hinan. Allmälig wird das Thal enger. Gegen Südost eröffnet sich eine schmale terrassenförmig aufsteigende Schlucht aus welcher ein mächtiger Gießbach, mehrere Kaskaden bildend, in das Thal herabstürzt. Einer dieser Fälle, der Nervalfall, bildet das Ziel meiner vierstündigen Wanderung. Die Gegend trägt fortwährend denselben Charakter: glatte, glänzende Granitblöcke, hier und da geröthet durch eine Moosdecke, allenthalben beschattet von Baumriesen. Der Rasen gleich einem Blumenteppich; aber Blumen sind Einzelnheiten, sie verschwinden in der großartigen Umgebung. Das Auge eilt ungeduldig weiter; es bleibt ihm keine Muße zur Betrachtung dieser bescheidenen Dorfschönheiten. Unwillkürlich

erhebt es sich zu den Spitzbogen des Laubdomes, durchdringt ihn, hält wie entsetzt inne beim Anblicke der himmelstürmenden Bergtitanen. Die Elemente der Landschaft sind nicht zahlreich und wiederholen sich unablässig; dennoch machen sie nicht den Eindruck der Monotonie. Ihre Schönheit besteht, wie gesagt, in der Einfachheit der Umrisse und der übernatürlich scheinenden Massenhaftigkeit. An Farben hat der Künstler keinen großen Aufwand gemacht: die Luft hat er blau gemalt, ein californisches Blau, goldbestäubter Azur; die Felsen lichtgrau mit kalten, gelblichen Tönen; hie und da mit blaßblauen senkrecht herabschlängelnden Linien: die Wirkung des Himmels der sich auf dem, vom Winterregen geglätteten, Fels spiegelt. Die Vegetation ist grün, aber mit unendlichen Abstufungen. Weder die durchsichtige Klarheit der amerikanischen Centralhochebene, noch die duftigen Ultramarin-Tinten welche die Landschaft in unserem Süden verklären. Man möchte sagen der Meister habe verschmäht oder vergessen die letzte Hand an sein Werk zu legen.

(19. Juni.) In der Nacht hat ein Ungewitter, ein seltener Gast in dieser Jahreszeit, die Luft gekühlt. Bei Tagesanbruch ist sie wieder lau geworden. Von Zeit zu Zeit zerreißen einzelne Windstöße die Nebelschleier, jagen sie von Fels zu Fels, beugen unter ihrem Anprall die Riesen des Waldes. Zum Geheule der Windsbraut gesellen sich die Seufzer der Eichen und der Ahornbäume, das zornige Flüstern der Tannen und der Cedern. Im raschen Wechsel folgen Sonnenblicke auf Wolkenschatten. Zuweilen tritt augenblickliche Ruhe ein wie im Puls eines Fieberkranken. Einen erhabenen, ergreifenden Anblick bietet der Yosemitifall. Der Wind ist in die senkrechte Rinne gedrungen den die oberste Katarakte in die Felswand

grub. Aus ihrem Rinnsale verjagt, breitet sich die sechszehnhundert Fuß hohe Wassersäule in der Luft aus, wie das Spitzenkleid einer Ballettänzerin.

Um fünf Uhr Abends gestattet uns das Wetter zu Pferde zu steigen. Mit Vergnügen empfangen wir einige Regenschauer, mit Wollust athmen wir die balsamische Waldluft ein. Die Natur scheint wie wiedergeboren durch das Bad, Alles ist freudig, frisch und neugestärkt. Unsere kleinen Moustang galoppiren munter über Wiesengründe der Merced entlang, und betreten dann einen schmalen Bergpfad der, längs den Felswänden hinanführend, sichere Pferde erheischt und Reiter die nicht am Schwindel leiden. Der General aus Virginien und ich, beide an solche Wege gewöhnt, dringen ohne Schwierigkeit vor. Anders ergeht es meinem armen Freunde aus Pittsburg, dem old fellow wie ihn der Führer unehrerbietiger Weise nennt. Letzterer und die beiden jungen Männer helfen ihm übrigens ohne Unfall über die schwierigen Stellen hinweg.

Die Gegend ist äußerst malerisch. Tief unten fließt die Merced, überragt zu unserer Linken, jenseits des Thales, von dem Pik der Begeisterung. Nur zwei Wege führen in das Yosemitithal: im Süden der auf dem wir gekommen sind, und den wir nun vom Rande des Abgrundes bis an den Waldrand überschauen können. Der andere Weg, auf dem wir uns jetzt befinden, erklettert den nördlichen Wall des Thales. Die Ersteigung währt zwei Stunden. Eine mitten im Walde liegende Kabane dient uns als Herberge. Dieser Ort heißt, nach dem verwegenen Eigenthümer des Häuschens, Crean's Glatze. Höhe sechstausendfünfhundert Fuß über dem Meere. Bitter kalt. Die Nacht rückt vor, aber die Karavane läßt noch auf sich warten. Wäre ihr ein Unfall zugestoßen? Das Wetter ist wieder gewitterig geworden und der Regen fällt in Strömen.

Endlich gegen Mitternacht kommen die Verspäteten an, die Frauen mehr todt als lebendig, alle auf die Haut durchnäßt, todtmüde und verwünschend

L'umana specie, il luogo e il tempo.

(20. Juni.) Obgleich wir nur eine sehr kleine Tagereise vor uns haben, wird um vier Uhr das Zeichen zum Aufbruch gegeben. „Warum?" frage ich den Führer. „Weil Hr. Coulter es so will" ist die Antwort. Hr Coulter, einer der californischen Pionniere, der Gründer der Stadt in der wir die Nacht zubringen werden und welche auf den Karten als Coulterville erscheint, ist der Ordner unserer Karavane. Wie seine Gründung, hat dieser große Mann den Wechsel des Schicksals erfahren. Für beide ist heute Ebbe eingetreten. Die Stadt verfällt, und Hr. Coulter ist Pferdevermiether geworden für die Touristen die es ihm von Zeit zu Zeit gelingt in San-Francisko anzuwerben. Ein von ihm entgegengeschickter Wagen erwartet uns einige Meilen von Crean's Glatze an dem Punkte wo die Straße wieder fahrbar wird. Wir befinden uns nun auf einem der großen Strebepfeiler welche die Sierra Nevada in die Ebene vorschiebt. Die Straße folgt den Windungen des Kammes und gibt dem Kutscher, mit dem ich den Bock theile, reichliche Gelegenheit seine Kunst und zugleich seine Verwegenheit zu zeigen. Letztere übertrifft bei weitem die erstere. Wir fahren wie Rasende. Bei jeder Wendung der Straße bereite ich mich auf das unvermeidlich scheinende Loos eines Sturzes in den Graben. Diese Straße soll bis Yosemiti geführt werden. Sämmtliche Erdarbeiter sind Chinesen. An mehreren Stellen begegnen wir deren. Sie haben gescheidte Gesichter und sehen wie halbe Gentlemen aus.

Um zwei Uhr Nachmittag sind wir im Nachtquartier an-

gelangt, eine kleine schmutzige von einem deutschen Ehepaar gehaltene Herberge. Die großen Hotels von ehemals, der Stolz und die Freude der Coulterviller, sind verschwunden, die schmutzigen Gassen verödet, die Häuser schlecht unterhalten, viele verlassen oder dem Einsturz nahe, das Ganze ein Bild des wechselnden Daseins der Goldgräber. Nur ein Häuschen fällt mir durch seine anspruchsvolle Sauberkeit auf. Es ist das Komptoir von Wells, Fargo und Cie. Der Agent erzählt mir die Stadtgeschichte. Er ist von Geburt ein Yankee, der Typus des Anglo-Amerikaners, spricht mit merkwürdiger Kürze und Klarheit, beurtheilt die Dinge nach ihrem praktischen Werth und nach den Bedürfnissen des Tages, und thut was eben noth thut. Nach den Gründen fragt er nicht.

Immer verfolgt von Herrn Coulter's Bulldoggen, setze ich meine Wanderung fort. Ein paar Schritte vor der Stadt steht ein Kirchlein; weiterhin gewahre ich die nach dem Religionsbekenntniß gesonderten Kirchhöfe. Der katholische ist an den Kreuzen kennbar. Ein dutzend Gräber umfassen die Gebeine von Italienern, ihrer Frauen und Kinder. Auf einigen sind Verse zu lesen. Ein Gatte beklagt den Verlust seiner Gefährtin in einem Sonnet dessen sich Petrarca nicht zu schämen hätte. Die Reime lassen zu wünschen, aber nicht das Gefühl. Auch in der Stadt sehe ich einige Italiener, Goldgräber und Krämer, Alle Hungerleider die den Tag verwünschen an dem sie ihr schönes Vaterland, Piemont und die Lombardie, verließen.

Nach dem Besuche eines Bergwerkes nöthigt mich die Hitze den Schatten der Herberge zu suchen, denn rings um die Stadt ist der Wald gelichtet. Die Wirthin, ein bayerscher Bergknappe und Myriaden von Fliegen leisten mir Gesellschaft. Das Gespräch ist nicht ohne Interesse. Bittere Klagen und Verwünschungen wechseln mit vorübergehenden Anfällen einer unheim-

lichen Lustigkeit, je nachdem man verzweifelt oder hofft. Dies Weib sagt: „Unsern Unterhalt verdienen wir durch die „Miner" die wir in Kost nehmen. Wenn sie nicht zahlen, müssen wir ihnen doch zu essen geben. Sie würden sich sonst beleidigt fühlen (Goldgräber beleidigt man nicht gerne). Auch können wir sie nicht Hungers sterben oder wegziehen lassen, ohne uns selbst zu Grunde zu richten." — „Wie sollen wir Euch zahlen, Weib", sagt der Bayer, „wenn unser Lohn nicht ausgezahlt wird? Ich und meine Kameraden sind alle in derselben Lage. Die Eigenthümer der Placeres sind verpflichtet uns täglich drei Dollar und die Nahrung zu zahlen. Seit sechs Wochen haben wir keinen Cent gesehen. Aber die Arbeit können wir doch nicht einstellen, sonst wären die Patrone ruinirt und wir verlören unsern rückständigen Sold." Hier ist Jedermann verschuldet, zwischen Verzweiflung und Täuschung hin- und herschwankend, verurtheilt zum Leben eines Spielers.

Im Saale sitzt der Vater des Wirthes. Er hat ein gewisses Ansehen bewahrt wie dessen Greise in deutschen Dörfern genießen, und unterhält sich mit mehreren Männern die, mit Schweiß und Koth bedeckt, so eben aus den Placeres zurückkehrten. In diesem Zustande werden sie mit uns das Nachtmahl theilen. Sie haben alle Bänke und Sitze eingenommen, indeß die Exkursionisten stehend, in aller Demuth der Eßstunde harren. Sonderbare Sitten! Aber schon fange ich an mich an sie zu gewöhnen. Was Jedermann thut oder mit sich geschehen läßt, wird zum Gesetz. Niemandem fällt es bei sich ihm zu entziehen. Die Urbarmacher der Wildniß glänzen nicht durch feine Sitte. Sie brachten in den Urwald kräftige Arme mit, einen offenen Kopf, Muth und den Durst nach Gleichheit. Um letzteren darzuthun mehr als um ihn zu befriedigen, beanspruchen sie nicht Gleichheit sondern Ueberlegenheit. Ihre Knechte

ahmen das Beispiel nach, und geben wenn sie können ihrem Brotgeber das Gesetz. Was ist die Folge? Menschen die in ärmlichen Verhältnissen leben, und dabei fortwährend von dem Verlangen gestachelt werden mit Jedermann auf gleichem Fuße zu stehen, können sich nicht glücklich fühlen. Ihr Leben ist eine Kette von unerreichbaren Wünschen und bitteren Enttäuschungen. Daher der verdrießliche, wenn nicht traurige Ausdruck auf den Gesichtern dieser Leute.

Ich habe Auftritte gesehen die ich Anstand nähme für möglich zu halten, hätte ich sie nicht selbst erlebt. Zum Beispiel, in der Sierra, Nevada essen die Moustanger, Kutscher, Ochsenknechte und Aufwärter zuerst. Sie bekommen dieselbe Kost und sitzen meist am selben Tische wie die Reisenden. Letztere warten stehend bis es den Dienern gefällt sich zu erheben. Ueberall geben sich die Knechte den Anschein der Herren und ihre Unverschämtheit schiene mir unerträglich wäre sie nicht so überaus komisch. Uebrigens ist diese Anmaßung nur eine Maske. Sie widersteht nicht der Verführungskraft eines Dollars den man diesen Gentlemen in die Hand drückt. Dies geschehen, weicht ihre herausforderndе Miene alsbald einem gnädigen Lächeln; ja sie lassen sich sogar herab dem Reisenden Wasser auf sein Zimmer zu bringen, seine Kleider zu bürsten, und seine Schuhe zu schwärzen. Auf der ganzen Reise in der Sierra mußten die Reisenden jeden Morgen ihre Toilette im Freien machen; einer nach dem andern trat vor den Waschtrog neben dem Brunnen, wusch sich, bürstete sodann seine Kleider und reinigte seine Beschuhung. Ich frug meinen Pittsburger Freund, warum er es nicht wie ich mache. Seine Antwort war ein Blick auf die amerikanischen Touristen und ein zweiter auf den Lokaltyrannen. Dabei erröthete er.

Nicht die Frechheit der Köhler und Bergleute wundert

mich sondern die ehrerbietige Haltung meiner Reisegefährten. Unter ihnen gibt es Männer von Bildung und Erziehung die in ihrer Heimath, den Oststaaten, eine hervorragende Stellung einnehmen, und in Europa den höhern Ständen zugezählt würden. Wenn wir unter uns allein sind, brechen sie in bittere Klagen aus über die uns werdende Behandlung, aber in Gegenwart des Dorfkönigs oder seiner Vasallen gewinnt die Klugheit die Oberhand. Nicht nur schweigen sie; sie lächeln auch mit dem Ausdrucke der Unterwürfigkeit. Sie sind nicht nur treugehorsame Unterthanen der bestehenden Gewalt sondern auch geschmeidige Höflinge. Ich mache diese Bemerkung gewiß nicht um die Zahl der, oft unbilligen und unwissenden, Tadler amerikanischer Zustände zu vermehren. Ein jeder von uns, lebte er in einer kleinen Stadt der Sierra Nevada oder in irgend einem Urwalde des far West, würde eben so handeln. Ich führe diese Thatsachen an als einen Beweis daß die unbeschränkte Freiheit des Individuums und die gesellschaftliche Gleichheit, in Amerika wie überall, ein leerer Wahn sind, und daß die Dorftyrannen der Wildniß, im Punkte der unterwürfigen Formen und der Etiquette, schwerer zu befriedigen sind als die größten Monarchen Europa's.

Von Yosemiti nach Coulterville siebenundvierzig Meilen.

(21. Juni.) Man weckt uns um vier Uhr. Die Knechte und Kutscher frühstücken wie gewöhnlich vor uns. Hinter dem Stuhle eines jeden Dieners steht ein Reisender des Augenblicks harrend wo er sich des frei gewordenen Platzes bemächtigen könne. Als die Leute, die ihr Mahl in gemächlicher Ruhe verzehrt haben, endlich aufstehen, ruft uns einer der Kutscher mit gebieterischem Tone zu: „Eat fast, Eßt rasch.“ Ein anderer sagt: „Wer in zehn Minuten nicht fertig ist bleibt zurück.“

Herr Coulter weist einem jeden seinen Platz an. Ich sitze wieder neben dem Kutscher. Er ist von deutscher Abkunft und lallt noch die Sprache seiner Ahnen. Während seine kräftigen Traber acht Meilen die Stunde laufen, erzählt er mir seine Lebensgeschichte. Er besitzt zwei paar Pferde und nimmt monatlich hundert Dollar ein. Er ist verheirathet, hat zwei Kinder, und bestreitet seinen Haushalt mit sechs- bis siebenhundert Dollar im Jahre.

Zwanzig Meilen hinter Coulterville steigen wir in die Ebene herab: gelb, verbrannt, anfangs mit schönen immergrünen Eichen besäet, weiter hinab baumlos. Während mehrerer Stunden fahren wir dem Tolomini entlang. Zwei grüne Bänder der üppigsten Vegetation schmücken die Ufer des Flusses. Er erinnert an den Tajo zwischen Abrantes und Santarem, die bereits hinter uns zurückbleibenden Strebepfeiler der Sierra Nevada, durch ihre imposanten, abgerundeten, bewaldeten Massen, an die westlichen Abfälle des Libanon.

Die Sonne ist unerbittlich, und ich frage mich ernstlich ob ich im Stande sein werde ihrem sengenden Feuer zu widerstehen. Glücklicher Weise finde ich auf jeder Haltstelle einen guten Samaritaner der mir, für einen halben Dollar, den Kopf mit frischem Wasser begießt. Dieser prophylaktischen Behandlung verdanke ich, die Station von Modesto gegen Abend und, eine Stunde später, Lathrop lebendigen und sogar gesunden Leibes zu erreichen. In Lathrop werden wir, in einem vortrefflichen Hotel, die Nacht zubringen, und morgen Mittag nach San-Francisko zurückkehren.

Entfernung von Coulterville nach Modesto achtundvierzig Meilen; von Modesto nach San-Francisko hundertundeine Meile.

Hier endigt mein Ausflug in die Urwälder der Sierra Nevada. Eine schöne und interessante Reise die aber, bei den

noch sehr mangelhaften Vorkehrungen, gute Gesundheit und einen guten Vorrath von Geduld voraussetzt. Die Freunde in San-Francisko behaupten sie sei eine einfache Spazierfahrt, Jedermann empfiehlt sie dem Fremden auf das Wärmste, Niemand mehr als wer sie nicht gemacht hat.

XII.

Von San-Francisko nach Yokohama.

Vom 1. zum 24. Juli.

Das goldene Thor. — San-Francisko vom Meere gesehen. — Die pacifische Dampfschifffahrtsgesellschaft. — Die China. — Die Ueberfahrt. — Betrachtungen über die Zustände in den Vereinigten Staaten. — Ankunft in Yokohama.

(1. Juli.) Genau um Mittag verläßt die China ihren Ankerplatz. Die Freunde der Abreisenden drücken ihnen zum letzten Male die Hand und stürzen in ihre Boote. Um Ein Uhr haben wir die Schwelle des Goldenen Thores überschritten. Vom Meere gesehen bietet San-Francisko einen seltsamen, wenig reizenden Anblick: Sandhügel welche breite mit Holz gepflasterte oder pflasterlose Gassen in grader Linie durchschneiden; Hügel wie Gassen scheinen senkrecht empor zu steigen. Die hölzernen Häuser sind braun, der Sand gelb; der bläuliche, grau gefleckte Himmel gleicht einem zerrissenen Schleier. Nach beiden Seiten hin, gegen Nord und Süd, entweichen die Felsgallerien der Küste. Auch da herrschen die braunen und gelben Töne vor. Dichte unbewegliche Wolken umhüllen den Damm der Berge und springen in das Meer vor, in Form eines Baldachins. Cliffhouse mit seinen drei Klippen, dem Belustigungsorte der Seelöwen und

Wasservögel, ist das letzte Land das wir gewahren. Vor und unter der China rollt bereits das Stille Meer seine grünlichen Fluthen. Ein Nebelflor verhüllt den Horizont und die Inselgruppe der Farallones. Alsbald umfängt er auch uns. Welch traurige Abfahrt!

(2. Juli.) Das Wetter prachtvoll; der Wind Nord-Ost; das leicht gekräuselte Meer ultramarinblau und verklärt durch einen eigenthümlichen Purpurschein. Riesige Möven treiben ihr Spiel über unserem Hinterdeck. In der Tiefe, ein Gewimmel von Plattfischen; die englischen Matrosen nennen sie portuguese men of war, ein Name der wahrscheinlich aus der Zeit stammt wo England sich der Seeherrschaft bemächtigte. Die Schiffe Vasco de Gama's und der nachfolgenden Conquistadoren waren keine Modele maritimer Baukunst, aber in ihren Weichen bargen sie Helden. Was damals für einen Spottnamen galt, erinnert heute an den erblaßten Ruhm einer ritterlichen Nation.

(3. Juli.) Die Dampfschifffahrt zwischen San-Francisko, Yokohama und Hongkong ist erst kürzlich in das Leben getreten. Wenn eine nur dreijährige Erfahrung zu einem endgültigen Urtheile berechtigen könnte, so ließe sich behaupten das so lange für ein Traumbild geltende Problem, das Stille Weltmeer mit Raddampfern in seiner ganzen Breite zu durchschiffen, sei durch die amerikanische Gesellschaft in glänzender Weise gelöst worden. Aber bisher wurden in allem nur sechsunddreißig bis vierzig Reisen (Hin und Rückfahrt) gemacht, was kaum genügen dürfte um die erhobenen Bedenken zu beseitigen. Indeß, bisher hat kein ernster Unfall statt gefunden. Die Schiffe gehen ab und kommen an mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes. Mit einer Bestimmtheit welche

abergläubischen Menschen Angst einflößen könnte, sagen die Officiere den Passagieren, am 1. des Monats bei der Abreise von San-Francisko: am 24. um neun Uhr Morgens werden Sie in Yokohama landen. Ein Mal geschah es daß am fünften Tage der Reise die Maschine theilweise den Dienst versagte, und nur Ein Rad arbeitete. Dennoch, statt umzukehren, hatte der Kapitän die Verwegenheit die Fahrt fortzusetzen, und das Glück, mit fast erschöpftem Kohlen- und Mundvorrath, nach neuntägiger Verspätung Yokohama zu erreichen. Ein anderer Steamer gerieth in einen Typhon, und entrann nur mit äußerster Noth dem Untergang.

Werden die Bürgschaften geboten, welche jede Schifffahrtsgesellschaft für Mannschaft Passagiere und Ladung zu geben verpflichtet ist? Hierüber sind die Ansichten getheilt. Officiere der englischen und französischen Kriegsmarine, und andere Fachmänner, so wie Glieder der höheren Kaufmannschaft in San-Francisko, mit denen ich hierüber sprach, bezweifeln es oder behaupten geradezu das Gegentheil. Ihrerseits betheuern die amerikanischen Kapitäne daß keine Seereise weniger Gefahren biete, keine die Meere des Erdballes durchschiffenden Dampfer besser geeignet seien ihnen zu trotzen als die Steamer dieser Gesellschaft.

Hier folgen die Einwürfe der Zweifler: Die P. M. S. S. C., d. h. Pacific Mail Steam Ship Company, bezieht von der Washingtoner Regierung eine jährliche Subvention von fünfhunderttausend Dollar. In Anbetracht der, im Verhältniß zu den Auslagen, geringen Anzahl Passagiere und des noch unbedeutenden Handelsverkehrs, ist die Subvention ungenügend. Die Gesellschaft hat sich verpflichtet alle Monate ein Boot von San-Francisko nach Hongkong, und ein anderes von letzterem Hafen nach ersterem abzufertigen. Die Kosten sind sehr groß, und, um sie möglichst herabzusetzen, ist die Kompagnie genöthigt

die Anzahl der Steamer, und den Stand der Officiere und Mannschaft auf das möglichst geringe Maß zu beschränken. Die großen atlantischen Gesellschaften in Europa und die französischen Messageries-Maritimes unterhalten ein wenigstens doppelt starkes Personal, und dasselbe Verhältniß besteht in Bezug auf Schiffe und Ausrüstung. Die Pacific-Company besitzt nur vier Boote. Ein jedes derselben hat, auf jeder Reise, Hin- und Rückfahrt, die ungeheure Entfernung von vierzehntausendvierhundert Seemeilen*) zurückzulegen. Hieraus folgt daß die Schiffe sich sehr rasch abnutzen, daß der Aufenthalt an den Ausgangspunkten für Besichtigung und Reinigung der Maschine zu kurz ist, und daß man insofern mit Recht behaupten könne, es fehle den Booten an der nöthigen Seetüchtigkeit. Ueberdies bestehe, auch aus Gründen der Sparsamkeit, mit Ausnahme der Officiere und Maschinisten, die gesammte Mannschaft aus Chinesen. Nun seien aber die Chinesen schlechte Matrosen; bei üblem Wetter verlieren sie den Kopf, bei ernster Verlegenheit den Muth; auch die Mannszucht sei dann schwer aufrecht zu erhalten. Die Aufwärter sind gleichfalls Chinesen. Hiezu kommen die immer sehr zahlreichen Passagiere dieser Nation; während die Anzahl der weißen Reisenden noch verhältnißmäßig gering ist. Fälle können eintreten wo dies Mißverhältniß ernste Folgen haben dürfte.

Von San-Francisko nach Yokohama hat man in Einem Zuge fünftausend Meilen zurückzulegen und zwar ohne die Möglichkeit, im Nothfalle, einen nahen Sicherheitshafen aufzusuchen oder frischen Mundvorrath einzunehmen. Daher ist man gezwungen bei Beginn der Reise die volle Kohlenladung einzuschiffen, und hiebei auch auf die durch schlechtes Wetter oder

*) Sechzig auf den Grad.

Störung der Maschine entstehende Verlängerung der Ueberfahrt Bedacht zu nehmen. Die Folge ist daß die Schiffe während der ersten Tage überladen und daher schwerfällig, unwieldy sind. Es fehlt ihnen daher an der nöthigen Elasticität, buoyancy, ein großer Uebelstand an der californischen Küste wo die Stürme in gewissen Monaten, an der japanesischen wo sie den größten Theil des Jahres über häufig vorkommen.

Aber auf noch ernstere Bedenken anderer Art lenkt man die Aufmerksamkeit der Gesellschaft so wie der sie subventionirenden Centralregierung. Sie beziehen sich auf den Bau der Schiffe. Diese sind Raddampfer von fünftausend Tonnen und können sich nur mittelst Dampfkraft bewegen. Die Bemastung ist außer allem Verhältniß schwach und winzig, und sie muß es sein, da das Problem Dampf und Segel in gleichem Maße zur Wirksamkeit zu bringen, für so große Schiffe welche so ungeheure Entfernungen zurücklegen müssen, bisher ungelöst blieb. Wahr ist daß Dampfer sich, in gerader Linie und ohne unter Weges anzulaufen, von England nach Australien begeben; aber dies sind in Wirklichkeit Segelschiffe welche die Passatwinde und gewisse regelmäßige Strömungen benutzen, und nur wo diese oder jene fehlen zur Dampfkraft Zuflucht nehmen. Ihnen ist das Segel die Haupt-, die Schraube Nebensache. Daher werden diese Ueberfahrten unter den bestmöglichen Bedingungen gemacht. Aber die Schifffahrt im Nord-Pacifik ermangelt dieser Vortheile. Die fehlerhafte Konstruktion der Steamer wurde bereits hervorgehoben. Sie entspringt aus dem, bei dem gegenwärtigen Stande der nautischen Kunst und Wissenschaften, ungerechtfertigten und tollkühnen Wagnisse mit so großen Schiffen so weite ununterbrochene Reisen zu unternehmen, was nur zu billigen wäre wenn man Mittel gefunden hätte Dampf und Segel in gleichem Maße zu verwenden.

Hiezu tritt noch der Umstand daß das Stille Meer keinen der Vortheile bietet welche die Australienfahrer, sämmtlich Auxiliaries*) oder Skipper, so trefflich auszunutzen verstehen. In den nördlichen Gewässern des pacifischen Oceans gibt es weder Passatwinde noch regelmäßige Strömungen. Die Winde beschreiben dort häufig einen Kreis. Während unter dem sechsunddreißigsten Breitengrade, welchen die Dampfer der Gesellschaft im Sommer einhalten weil er die gerade und mithin kürzeste Linie ist, schwache Ostbrisen vorherrschen, wehen achtzig oder hundert Meilen nördlich heftige Westwinde. Die Segelschiffe — sie laden californisches Mehl und Bauholz für Japan, und als Rückfracht japanischen Thee, und sind im Ganzen wenig zahlreich — die Segelschiffe nehmen immer den nördlichen Kurs, und vermeiden dadurch die häufigen Windstillen der südlichen Regionen. Daher kommt daß die Dampfer der Gesellschaft auf der Ueberfahrt nie ein Segel sehen.

Also, die Mittel der Gesellschaft sind unzureichend für ihre Aufgabe; das Mißverhältniß zwischen dem weißen und gelben Elemente am Bord ihrer Schiffe kann zu Gefahren Anlaß geben; endlich, und dies ist die Hauptbeschwerde, die Gesellschaft ist genöthigt sehr große Dampfschiffe zu verwenden, und sie mit Kohlen zu überladen; denn wenn der Vorrath des Brennmaterials erschöpft wäre, so würden die Segel von sehr geringem oder keinem Nutzen sein. Man räth daher, daß die Schiffe in Zukunft in Honolulu anzulaufen hätten, wodurch die Reisedauer zwar erhöht aber die bezeichneten Gefahren wenigstens einigermaßen vermindert würden.

Hierauf entgegnen die Amerikaner: die Mittel über welche die Gesellschaft verfügt sind mehr als genügend. Ihre Stea-

*) Segelschiffe mit einer Aushilfsschraube.

mer sind, wie allseitig anerkannt wird, Muster der Schiffsbaukunst. Sie werden weniger abgenutzt als die Boote der atlantischen Kompanien weil sie langsamer fahren, nämlich in vierundzwanzig Stunden nur zweihundertvierzig Meilen zurücklegen, während die Dampfer der Cunard, und der andern Gesellschaften über dreihundert Meilen laufen. Der Aufenthalt an den beiden Enden der Linie, San-Franzisko und Honkong, genügt reichlich für die nöthigen Arbeiten, Besichtigung, Ausbesserung und Reinigung der Schiffe und des Materials. Es gibt keine Dampfer die besser und reinlicher gehalten wären. Das Personal ist nicht auf das kleinste Maß herabgesetzt, sondern im Gegentheile den Anforderungen des Dienstes vollkommen gewachsen. Freilich, alles Ueberflüssige wird vermieden. Keine nutzlose Schreiberei, keine büreaukratische Verschleppung der Geschäfte, keine hierarchischen Auszeichnungen; an Etikette gerade nur das unumgänglich Nöthige. Der Kapitän spielt nicht den Komodore oder den Admiral. Nachdem er täglich dem ersten Officier seine Befehle gegeben hat, hält er es nicht unter seiner Würde, der Vorschrift gemäß, jeden Morgen und jeden Abend die Maschine, die Küchen, die Kajüten der Passagiere, alle Theile bis zum Schiffsraum herab in eigener Person zu besuchen und sorgfältig zu prüfen. Im Vergleich mit Euren Einrichtungen in Europa, macht jeder unserer Officiere doppelten Dienst, bezieht aber auch doppelten Sold. Unser System hat alle Vortheile der äußersten Vereinfachung, und bietet größere Sicherheit als das Eure, denn bei uns ist jeder Agent durchdrungen von dem Gefühle seiner Verantwortlichkeit, hält sich nicht für zu gut um überall selbst mit Hand anzulegen, und verläßt sich nie auf seine Untergebenen, deren er in der Regel keine besitzt. Die Mannschaft besteht aus Chinesen. Wir geben zu daß die europäischen Matrosen

den chinesischen überlegen sind. Aber, was Mannszucht anbelangt, ziehen wir die Chinesen den in den pacifischen Häfen angeworbenen Amerikanern und Europäern, der Hefe der weißen Bevölkerung, bei weitem vor. Letztere sind verkommenes Gesindel, Rauf- und Trunkenbolde, immer bereit bei der ersten Gelegenheit zu desertiren. Der chinesische Matrose ist, im Gegentheil, sanft, gehorsam und ordentlich. Streit und Insubordination kommen nie vor. Was die Reisenden dieser Nation anbelangt, so sind alle Vorkehrungen getroffen, sie beim ersten Anzeichen einer Meuterei unter Schloß und Riegel zu setzen. Auch sind sie unbewaffnet, und der Kapitän wird nöthigen Falles Revolver an die weißen Passagiere vertheilen, welche letztere bei der Abreise die Verpflichtung eingehen sich, wenn von ihm hiezu aufgefordert, unter seine Befehle zu stellen Uebrigens sind auch die Schiffe der Herren Jardine und Russel in Shanghai durchwegs mit Chinesen und die der Peninsular-Company größtentheils mit Malaien bemannt. Die angebliche Gefahr die hieraus erwachsen soll können wir also nicht zugeben.

Eure Haupteinwendung bezieht sich auf die Konstruktion unserer Schiffe. Allerdings bildet die Dampfkraft unser Hauptelement, und sie muß es sein da es gilt ungeheuere Räume mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes zu durchlaufen. Gewiß ist hier das Segel nur Nebensache, und wünschenswerth wäre ihm eine bedeutendere Rolle anzuweisen; aber selbst in der beschränkten Weise in der wir vom Segel Gebrauch machen kann es die wichtigsten Dienste leisten. Unsere kleinen Maste können übrigens durch große ersetzt werden. Jedes Schiff ist mit einem solchen versehen. Ihr könnt ihn am Verdecke liegen sehen. Also selbst den unwahrscheinlichen Fall angenommen daß die Maschine ganz den Dienst versage, hat man immer

die Möglichkeit Yokohama oder San-Francisko mit Hilfe der Segel zu erreichen, oder mindestens sich in dem Kurse unserer Boote zu erhalten und daher von einem derselben gesehen zu werden. Denn, so groß ist die Regelmäßigkeit unseres Dienstes daß, sehr seltene durch Nebel veranlaßte Ausnahmen abgerechnet, die beiden Steamer, deren einer San-Francisko der andere Yokohama verlassen hat, sich regelmäßig an einem gegebenen Punkte und an einem im Vorhinein berechneten Tage begegnen. Mit Lebensmitteln ist man stets reichlich versehen. Endlich bestreiten wir daß unsere Schiffe je überladen sind. Im Ganzen reisen sie unter den bestmöglichen Verhältnissen. Am Meere haben der Zufall, das Spiel der Elemente immer ihre Rechte. Dies gilt von allen Seereisen. Wir fürchten nur Einen Feind: das Feuer, und gegen ihn sind die sinnreichsten und wirksamsten Maßregeln getroffen. Wir empfehlen sie Euch zur Nachahmung als einen von Euch noch zu machenden Fortschritt. Aber was zu unseren Gunsten lauter spricht als alle Beweisgründe, das ist die Erfahrung von vierzig Reisen, das heißt achtzig Ueberfahrten im Stillen Meere und in den mit Recht verrufenen chinesischen und japanischen Gewässern. In den drei Jahren des Bestandes der Gesellschaft haben unsere Schiffe mehr als sechshunderttausend Meilen zurückgelegt, und alle sind nach dem Goldenen Thor heimgekehrt ohne Verlust eines Menschen oder eines Waarenbündels.*)

Wir haben das Für und Gegen vernommen. Wer hat Recht? Laien steht hierüber kein Urtheil zu. Also, auf gut

---

*) Dieser kühnen Berufung auf eine kurze aber glänzende Vergangenheit folgten seither zwei furchtbare Katastrophen auf dem Fuß: die Amerika, der Stolz der Gesellschaft, verbrannte im Hafen von Yokohama wenige Stunden nach ihrer Ankunft (24. August 1872) und die zwischen New-York und Aspinwall fahrende Bienville (im selben Monat) unweit Bahama.

Glück vorwärts! Und da wir nun einmal uns an Bord der China befinden, so nehmen wir Partei für die Kompagnie, und erklären ihre Schiffe für die sichersten und besten der Welt. Gewiß es gibt nichts Stilleres als das Stille Meer, und dem Anscheine nach nichts Friedfertigeres, wenigstens in dieser Jahreszeit und in dieser Breite. Im Winter nehmen die Steamer einen südlicheren Kurs, was die Entfernung um zweihundert Meilen vermehrt. Tiefer unten ist auch in den rauhen Monaten das Wetter meist schön. Also das ganze Jahr über kann man auf ruhiges Meer und heiteren Himmel zählen, abgerechnet eine etwa dreihundert Meilen breite Zone an der californischen Küste und eine doppelt so breite an der japanischen. Zwischen beiden aber lächelt die Natur unablässig; sie lächelt und gähnt. Alles schläft, die Menschen, die Luft, die See. Ja, wir sind im Stillen Meer.

(4. Juli.) Der Himmel ist perlgrau; das Schiff in allen Theilen weiß getüncht: weiß sind auch die Masten, die Deckkajüten, die Bordwände und das über den ganzen Fußboden gespannte Wachstuch. Vom Hintertheil zum Bugspriete bildet das Deck eine ununterbrochene Fläche, somit einen trefflichen Spaziergang. Den größten Theil des Morgens habe ich es zu meiner ausschließlichen Verfügung. Die Passagiere der ersten Kajüte stehen spät auf, die der zweiten Klasse, die Chinesen, niemals. In San-Francisko haben sie sich niedergelegt und verlassen ihr Bett nur während es gemacht wird. Am Deck erscheinen sie nie. Auch die Matrosen verschwinden sobald ihr Dienst gethan ist, und dieser ist bei solchem Wetter kein schwerer. Als wir das Goldene Thor verließen wurden die Segel gesetzt und seither sind sie nicht mehr berührt worden. Der stetige Ostwind

ist gerade kräftig genug um die Wirkung der Schiffsbrise aufzuheben. Die Resultirende gibt den Eindruck vollkommener Windstille. Der Rauch steigt in Form einer senkrechten Säule gegen Himmel. Das sind also gute Zeiten für die Matrosen. Sie schlafen, oder spielen und rauchen unten in Gesellschaft ihrer Landsleute. Auch die beiden Männer am Ruder, beide Amerikaner, sind unsichtbar. Sie stehen im Steuerhaus und bei ihnen sitzt gewöhnlich auch der diensthabende Officier. Ich bin also einziger Besitzer dieses ungeheueren Decks. Von einem Ende zum anderen durchschreite ich es; hin und zurück vierhundert Schritte! Nur Ein Hinderniß gibt es zu überwinden: eine dünne, eiserne Querstange die im Centrum, nicht ganz in der Höhe eines Mannes, die beiden Schiffsborde verbindet. Sie ist gleichfalls weiß angestrichen und schwer auszunehmen. In keiner Lage des Lebens fehlt der nagende Wurm, der Dorn im Fleische, der schwarze Punkt. Hier an Bord der China ist mein schwarzer Punkt diese weiße Stange. Nicht nur stoße ich unzählige Male daran; sie erinnert mich auch fortwährend an die Gebrechlichkeit der menschlichen Dinge. Sie ist sehr dünn und doch, wie mir der Ingenieur sagt, hat sie die Bestimmung im Sturme den ungeheueren Schiffskörper zusammen zu halten. Es gibt Augenblicke wo unser Leben an einem Faden hängt; hier hängen wir von einer Eisenstange ab. Immerhin besser, aber nicht genug.

(5. Juli.) Gestern Abends feierte man den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung. Die Amerikaner hielten natürlich Reden. Sie sprachen mit Leichtigkeit, nicht ohne Geist und mit einer etwas banalen Beredsamkeit. Den Schluß machte gewöhnlich ein Witzwort und schallendes Gelächter der Zuhörer.

Für den Augenblick hatte man sich aus dem Zustande der Schläfrigkeit die am Bord herrscht einigermaßen aufgerüttelt.

Heute Morgens ist das Wetter unbeschreiblich prachtvoll. Alles ist Blau und Gold. Ueber dem Wasser schimmern noch immer jene seltsamen Purpurreflexe die mir bereits am zweiten Tag der Ueberfahrt auffielen. Am Deck nicht Eine Seele. Die Balancierstange der Maschine steigt langsam auf und nieder. Das Meer schwillt und sinkt wie die Brust eines Schlafenden. Rings um mich, außer dem Plätschern der Räder und dem Flügelschlage der uns noch immer folgenden Möven, tiefe Stille. Desgleichen unten in den Kajüten. Von Zeit zu Zeit vernehme ich die Töne einer Guitarre. Sie kommen aus der Barbierstube. Der Künstler ist ein Mulatte. Am andern Ende des Schiffes vertreibt sich der Purser mit demselben Instrumente die Zeit. Die Passagiere sind noch nicht aufgestanden, oder sie ruhen im Salon auf den Kanapés und Rollstühlen lesend oder schlummernd. Erst spät Nachmittags erscheinen sie am Deck.

In der ersten Kajüte sind wir nicht zahlreich: zwei englische Touristen, angenehme junge Herren der Gesellschaft; zwei englische Kaufleute von Yokohama, der eine in Begleitung seiner Frau; einige Amerikaner, ein Handelsherr aus Boston, ein junger Arzt der auf den Sandwichinseln prakticirt hat, und nun in Japan sein Glück machen will; zwei italienische Seidenagenten, man nennt sie Graineure; zwei Spanier die, in Macao ansässig, Menschenhandel treiben, das heißt Koulis nach Chili und der Havana ausführen. Während meines langen Aufenthaltes in Lissabon hatte ich in den Gesichtern reichgewordener Sklavenhändler — dieser Handelszweig blühte damals noch — stets eine unschöne Familienähnlichkeit bemerkt; ich fand sie wieder bei einem der beiden Spanier.

Diese wenigen Passagiere haben sich in zwei Koterien geschieden: die angloamerikanische und die lateinische. Außerdem haben wir eine junge farbige Frau, eine Wittwe an Bord; ein wahrer Madonnenkopf. Sie geht nach Yokohama um einen Haarkünstler zu heirathen. Ihr Kind ist ein kleines taubstummes Ungeheuer das rauhe, unartikulirte Töne von sich gibt. Aber die Zärtlichkeit der Mutter gewährt einen so rührenden Anblick daß wir das arme kleine Wesen gerne ertragen.

Die mongolische Rasse vertreten mein Freund Fang-Tang und zwei Japaner, letztere in europäischem Anzuge. Sie sehen wie Affen aus. Der Eine, vormals Gouverneur einer Provinz, spricht nur japanisch; der Andere, der Sohn eines Daimio wie man uns sagt, hat in England studiert, es aber in der englischen Mundart nicht sehr weit gebracht; doch stammelt er England all good, Japan all bad. Alles ist gut in England, Alles schlecht in Japan. Dies ist das Schlußergebniß seiner europäischen Erziehung und eine Bürgschaft daß er sich fortan in seinem Vaterlande gefallen werde.

Von uns allen ist offenbar ein alter Parsi aus Bombay die interessanteste Gestalt. Seines Zeichens Bäcker aber ein Fürst unter seines Gleichen, liefert er den europäischen Residenten in Yokohama, Shanghai und Honkong das beste Brot. Vor Errichtung der Dampflinien, besaß er einige Schiffe in den Gewässern von China und Japan. Sein schöner Kopf mit dem langen weißen Bart, die würdevolle Haltung, seine Artigkeit, auch sein einfacher aber malerischer Anzug, die ganze äußere Erscheinung entsprechen seiner geistigen Beschaffenheit, den Erfahrungen die er gesammelt, der geselligen Stellung die er einnimmt. Bekanntlich stehen in der muselmännischen Welt die Kaufleute obenan. Wir verkehren oft und ohne Schwierigkeit, denn er spricht englisch mit großer Geläufigkeit. Er erzählte

mir daß er die europäische Civilisation mit eignen Augen betrachten wollte; daher sei er nach San-Francisko gegangen. Dies genüge ihm. Nachdem er sich zuerst versichert hatte daß ich kein Amerikaner sei, brach er in den lebhaftesten Tadel aus. „Welcher Skandal in den Straßen!" rief er, „Frauen laufen da herum, und welche Frauen! Pfui! Dann erst die Männer! Welcher Mangel an Anstand! Wie ganz anders ist dies in meinem Vaterlande. Der Orientale liebt seinen Nächsten; er ist gut, dienstfertig, anständig. Niemals sieht man in den Gassen unserer Städte Betrunkene oder liederliche Dirnen. Aber der Amerikaner denkt nur an sich, ist roh und ergibt sich öffentlich dem Laster." Mit Ungeduld erwartete er den Abgang des Dampfers, um dem antipathischen Lande für immer Lebewohl zu sagen.

Kapitän Cobb gefällt mir sehr. Aus einem der Oststaaten stammend, gilt er für einen trefflichen Seemann, ist artig und voll Aufmerksamkeit für die Passagiere. Mehr oder minder theilt er diese Eigenschaft seinen Untergebenen mit.

Hr. O., der Oberingenieur, gehört einer alten spanischen Familie an. Er wurde auf den canarischen Inseln geboren und erhielt in der Havana seine Erziehung. Zugleich Cavallero und kastilischer Ascet, bildet er mit den amerikanischen Kameraden einen auffallenden Gegensatz. Beim ersten Blick erkennt man in ihm die auserwählte Seele. Seine Gespräche bestärken diesen Eindruck. Noch ein junger Mann, verdankt er seinen Platz allein dem Verdienst. Müßige Stunden widmet er ernster Lesung. Seine Kajüte die sich auf der einen Seite nach dem Decke, auf der anderen nach dem Maschinenraum öffnet, entspricht der Gesinnungsart und dem Seelenzustande des Mannes. Da sieht man eine kleine Bibliothek in der sich theologische Abhandlungen an naturwissenschaftliche Werke rei-

hen, und wo die spanischen Klassiker und Donoso Cortes nicht fehlen; zwei Vasen mit sorgfältig gewarteten Blumen, ein Abschiedsgeschenk seiner Frau, noch frisch und duftig trotz der salzigen Seeluft; endlich das Porträt der jungen Dame. Ein Anflug poetischer Trauer weht in dem kleinen Raum. Welch sonderbare Anomalie! O. liebt seinen Stand, und steht mit den Gefährten auf bestem Fuße. Aber, eifriger Katholik, verbringt er das Leben im Umgange mit Menschen deren letzter Gedanke die Religion ist; junger Ehegatte, sieht er seine angebetete Frau alle drei Monate während achtzehn Tagen; ein leidenschaftlicher Freund der spekulativen Wissenschaft, ist sein Beruf die Ueberwachung einer Dampfmaschine.

Der Schiffsarzt, ein bejahrter Mann aus dem Süden, ist Philosoph. Er betrachtet die Dinge von ihrer wenigst glänzenden Seite. Aber sein origineller Geist, sein spöttisches Wesen gemildert durch einen Anflug von Gemüthlichkeit, und reiche Erfahrungen verleihen seinem Gespräche einen eigenthümlichen Reiz. Ueberhaupt macht dies ja eben weite Reisen so anziehend, daß wir Menschen begegnen die in Allem so ganz anders sind als wir selbst. Nichts haben wir mit ihnen gemein, weder den Ausgangspunkt, noch die Erziehung, die Lebensweise und Lebensansichten. Der Doktor ist zugleich Bibliothekar. Alle Tage, um Ein Uhr, vertheilt er die verlangten Bücher: englische Klassiker und die besten und neuesten Werke über China und Japan.

Unerwähnt darf auch nicht der Purser bleiben. Er hat den Seckel in Verwahrung, und ist, weit höher stehend als die Stewards der europäischen Packetboote, für den Reisenden eine wichtige Person. Uebrigens betrachtet und benimmt er sich als Gentleman, lächelt die Passagiere herablassend an, schüttelt ihnen von Zeit zu Zeit die Hand, und nimmt kein Trinkgeld.

Ich liebe den unseren ungemein; noch mehr würde ich ihn lieben wenn er weniger auf der Guitarre spielte.

Der erste Aufwärter ist ein Hamburger. Er und sein weißer Kamerad führen ein angenehmes Leben. Sie beschränken sich auf die Oberaufsicht über die chinesischen Diener, und machen zum Zeitvertreibe den Kammerfrauen den Hof. Es sind die einzigen Müßiggänger an Bord. Den Dienst bei Tische und in den Kajüten versehen zweiunddreißig Waiters von gelber Farbe. Sie sind von kleiner Gestalt, und sehen sehr gut aus: schwarze Filzmütze, schwarzer bis zu den Fersen herabfallender Haarzopf, dunkelblauer Leibrock, weite, kurze Beinkleider, weiße Strümpfe, und schwarze Filzschuhe mit dicken weißen Sohlen. Sie kommen und gehen immer in symmetrische Gruppen geordnet, und thun Alles mit Methode. Der Tisch mit den zweiundzwanzig Speisenden verliert sich in dem ungeheueren Saal. Die kleinen Chinesen erscheinen und verschwinden, geräuschlos und ehrerbietig wie Gnomen in einem Zauberschloß. Dies ist der große Moment im Dasein des Hamburgers. An eine Konsole nachlässig gelehnt, die eine Hand in der Hosentasche, leitet er mit dem Zeigefinger der andern die Evolutionen seiner gehorsamen Bande.

(6. Juli.) Alle Tage, um elf Uhr Morgens und um acht Uhr Abends besichtigt der Kapitän in Begleitung des Pursers sämmtliche Räume des Schiffes. Beim Morgenbesuche müssen alle Kajüten geöffnet werden. Nur für Damen wird eine Ausnahme gestattet, aber kaum haben sie ihre Cellen verlassen, so dringt auch in diese das Auge der Vorsehung, das heißt die Luchsaugen des Kapitäns und des Pursers. Zündhölzchen werden ohne Weiteres weggenommen. Heute Morgen habe ich den Kapitän auf seinem Rundgange begleitet. Ueberall herrschte

die äußerste Reinlichkeit, Ordnung und Zucht. Nichts ist appetitlicher als was man sonst nicht gerne sieht, die Küchen. Der Chef und die Jungen, sämmtlich Deutsche, machten die Honneurs. Allenthalben befanden sich die Vorstände und das gesammte Personale eines jeden Dienstzweiges auf ihren Posten, und öffneten die geheimsten Behältnisse des Ortes. Es war eine gewissenhafte Gewissenserforschung. Die Vorrathskammern sind musterhaft gehalten, Alles von erster Gattung, Alles im Ueberfluß, geordnet und mit Aufschriften versehen wie die Arzneien in einer Apotheke. Im Vordertheil befinden sich die chinesischen Passagiere. Es sind deren an achthundert an Bord. Sie lagen alle im Bette, rauchten, schwätzten laut und genossen des in ihrem Leben so seltenen Glückes fünf Wochen mit Nichtsthun verbringen zu können. Unerachtet der großen Menschenmenge die in einem verhältnißmäßig kleinen Raume untergebracht ist, war, Dank der trefflichen Ventilation, die Luft rein und geruchlos. Der Kapitän besichtigte alle, ohne Ausnahme, alle Räume; und überall fanden wir dieselbe Reinlichkeit. In einer hiezu bestimmten Kammer sahen wir mehrere Opiumraucher. Die Einen sogen das Gift mit gierigem Miene, Andere empfanden bereits die Wirkung. Sie lagen auf dem Rücken in tiefem Schlafe. Tödtliche Bläße übergoß ihr Antlitz. Ich hielt sie für Leichen.

(7. Juli.) Heute hat uns die gewöhnliche Schläfrigkeit verlassen. Alles ist in größter Aufregung. Die China hat die Stelle erreicht wo sie mit der Amerika zusammentreffen muß, wenn letztere, der Fahrordnung gemäß, Hongkong vor fünfundzwanzig Tagen verlassen hat. In den Körben unserer kleinen Masten kauern kleine Chinesen, ihre kleinen Augen weit geöffnet, und den Horizont durchforschend. Am Bugspriet stehen

der Kapitän und seine Officiere. Alle Fernrohre sind nach West gerichtet. Auch mein Freund O. hat seine Maschine, seine Blumen, das Portrait seiner Frau verlassen, und späht wie Alle nach der Amerika. Das Meer ist blau, leicht bewegt und leer wie immer. Von der Amerika keine Spur. Der Kapitän wird unruhig. Er befrägt seine Karten, seine Instrumente, seine Officiere; aber der Tag vergeht, und kein Dampfer wird signalisirt. Am Mittagstisch ist Alles verstimmt, auch der Kapitän bleibt schweigsam und in Gedanken versunken. Die Direktoren der Gesellschaft legen besondern Werth auf die Begegnung der Boote. Es ist für sie ein Beweis daß die Kapitäne ihren Kurs genau einhalten, und daß der von San-Francisko abgegangene Steamer den dritten Theil der Reise ohne Unfall zurückgelegt hat. Auch für die Passagiere hat die Begegnung einige Wichtigkeit, denn sie gibt ihnen Gelegenheit an ihre Freunde zu schreiben. Den Kapitänen ist es eine Art von Ehrensache. Sie wollen den Beweis liefern daß es ihnen gelang, trotz der veränderlichen und, ich glaube, noch sehr unvollkommen bekannten Strömungen des Stillen Meeres, in gerader Linie die ungeheuere Wasserfläche zu durchschiffen.

(8. Juli.) Um fünf Uhr Morgens stürzt der zweite Officier in meine Kajüte: „Die Amerika in Sicht!" Ich fahre in meine Kleider und eile auf das Deck. Der Morgen ist lieblich und der Riesendampfer, nach dem Great-Eastern, der größte aller die Meere befahrenden Schiffe, nähert sich uns majestätisch.*) Der übliche Gruß wird gewechselt und ein Gig der

*) Wie oben in einer Note bemerkt wurde, ging dieses prachtvolle Schiff ein Jahr nach dieser Begegnung durch Feuer zu Grunde.

Amerika bringt einen Auszug seines Logbuches, die Passagierliste und die neuesten Zeitungen von Honkong, Shanghai und Yokohama. Es übernimmt auch unsere nach Amerika und Europa bestimmten Briefe. Einige Augenblicke später setzt die Amerika ihre Fahrt fort. Die noch tief stehende Sonne übergießt die hochragenden schwarzen Schiffswände mit flüssigem Golde. Langsam zieht der Leviathan von dannen. Um sechs Uhr ist er verschwunden. Ein prachtvolles Schauspiel und ein ergreifender Gegensatz zwischen den beiden schwimmenden Palästen und der unermeßlichen Einöde des Stillen Meeres! An dem Punkte wo die beiden Schiffe sich trafen, haben wir genau fünfzehnhundert Meilen zurückgelegt, also die Hälfte der Entfernung zwischen Liverpool und New-York.

(9. Juli.) Die Passagierliste der Amerika ist angeschlagen. Sie hat ihre Bedeutung. Es befinden sich darauf an fünfzig japanische Namen. Die meisten dieser Herren gehören dem Adel an. Die gegenwärtige aus Fortschrittsmännern bestehende Regierung schickt sie auf Staatskosten für ein Jahr nach Amerika und Europa. Ihre Aufgabe ist dort die Keime der Civilisation in sich aufzunehmen und nach der Heimath zu bringen, gerade wie die italienischen Graineure alle Jahre nach Japan gehen um Seidenwürmer zu kaufen. Wenn unsere beiden japanischen Reisegefährten zu einem Schlusse berechtigen, so würde ich den Erfolg der Methode bezweifeln. Der alte Parsi, ein genauer Kenner der gegenwärtigen Zustände im Reiche der aufgehenden Sonne, sagte mir „die Japaner sind Kinder, gute Kinder, aber jung und alt, immer Kinder. Die welche nach Europa gehen nehmen meist viel Geld mit, fallen aber gewöhnlich in die Hände von Gaunern die sie in verrufene Orte

führen und ihnen ihr Geld ablocken. Dann kehren die armen Leute zurück mit langen Gesichtern, leerem Seckel und ebenso unwissend als sie ausgezogen waren. Unsere beiden Genossen haben nichts gelernt und Alles verloren. Der eine, der Gouverneur, sagt mir er sei gänzlich zu Grunde gerichtet." Mein Freund Fang-Tang bestätigt dies. Er ist ein intimer Freund des Exgouverneurs geworden. Bekanntlich haben die beiden Sprachen, unerachtet der gemeinsamen mongolischen Abstammung, nur eine sehr geringe Familienähnlichkeit bewahrt. Aber in Japan gelangten vor langer Zeit die chinesischen Schriftzeichen zur Aufnahme. Chinesen und Japaner können daher schriftlich mit einander verkehren, selbst wenn sie nur ihre eigene Sprache wissen. Fang-Tang und der Gouverneur bedienen sich dieser Methode. Neben einander sitzend sehe ich sie Stunden lang schreiben und ihre Noten austauschen. Was sie sich doch nur erzählen mögen?

(10. Juli.) Heute haben wir den 164. Längengrad (Greenwich) passirt. Er entspricht dem Meridian von Wien. In den Kajüten zeigt der Thermometer 21° R. Am Deck unter dem Zelt ist die Hitze noch empfindlicher. Dazu die sehr große Feuchtigkeit der Luft. Der Wind bläst stetig und unablässig von Ost. Seit San-Francisko sind die Segel nicht geändert worden.

(11. Juli.) Ein langes Gespräch mit einem Südländer. Die Südstaaten sind unser Thema. Ein Prophet des alten Testamentes könnte sich nicht anders ausdrücken. Ich habe noch nicht Einen Mann aus dem Süden begegnet der nicht dasselbe sagte; aber nie vernahm ich den Schmerz des Patrio-

ten in so einfacher, so edler, so ergreifender Sprache. In großen Zügen entwarf er ein lebhaftes und reizendes Bild der Zustände wie sie waren. Dann schilderte er den Süden wie er ist: eine einzige klaffende, blutende Wunde. Ein Fremder der die Lage nicht an Ort und Stelle studiert, kann natürlich kein Urtheil fällen; aber ich frage mich ob die Menschen, selbst beim besten Willen, ob die Zeit die so viele Wunden schließt, Uebel zu beseitigen vermögen welche von den damit Behafteten als unheilbar betrachtet werden. Ich gestehe es, die Gegengründe der Männer aus den Nordstaaten, welche natürlich die Lage für minder schlimm erklären, überzeugen mich nur wenig. Sie zählen auf die Gemeinsamkeit der Interessen — aber ist es nicht gerade die Verschiedenheit der Interessen welche zum Bürgerkrieg führte? — auf die Wirkung der Zeit welche die Leidenschaften beschwichtigen, die Ansichten der nachfolgenden Generationen verändern, ihre Gefühle umstimmen werde. Aber worauf gründet sich diese Hoffnung? Die Geschichte zeigt wenige Beispiele aufrichtiger Versöhnung einer sich gekränkt glaubenden Nation mit ihren wirklichen oder vermeintlichen Unterdrückern. Sie ergibt sich vielleicht in ihr Loos, aber Hoffnung und Haß leben fort; die feindselige Gesinnung, der Durst nach Rache verpflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht. Hierauf erwidert man: die Southener sind keine Nation für sich; sodann, die Bodenfläche der Südstaaten ist ungeheuer und die weiße Bevölkerung im Vergleiche klein. Die Einwanderung aus dem Norden nimmt zu. Die neuen Ankömmlinge sind geborne Gegner der alten Grundbesitzer d. h. unserer Feinde. Sie werden sie verdrängen, nach und nach die Mehrzahl bilden, am Ende die Herren sein. Die ehemalige weiße Bevölkerung wird verschwinden, jedenfalls alle Bedeutung verlieren. Daher sagen wir: die Zeit ist für uns.

Gegen diese Beweisführung läßt sich allerdings nichts einwenden. Es ist eine Lösung welche die Zeit herbeiführen kann, und vielleicht, die Lossagung der Südstaaten von der Union abgerechnet, die einzig mögliche Lösung. Aber für die gegenwärtige weiße Bevölkerung der Südstaaten bedeutet sie Ausrottung, Vernichtung. Wie die ersten Bewohner des Bodens, die Indianer, wären sie verurtheilt früher oder später zu verschwinden Was folgt daraus? So lange sie bestehen werden sie die neuen Zustände offen oder insgeheim bekämpfen, denn sie fühlen daß es sich um ihr Dasein handelt. Wenn dies so ist, wo finden sich da die Elemente der Versöhnung?

(12. Juli.) Um Mitternacht haben wir zwischen San-Francisko und Yokohama halben Weg gemacht. Heute Morgens zähle ich, wie täglich, unsere Möven. Der größere Theil hat uns verlassen. Sie kehren heim im Gefolge der Amerika. Nur sechs blieben treu. Sie durchsegeln das Stille Meer in seiner ganzen Breite, schwingen sich durch die Lüfte in der Nähe des Bootes, schießen dann mit ausgebreiteten Flügeln über den Meeresspiegel dahin, benetzen sie mit dem Schaume der Wellenkämme, suchen und finden den Schlaf die Nacht über auf einer Woge sitzend, und holen uns bei Sonnenaufgang wieder ein.

(13. Juli.) Heute Abends werden wir den 180° Längengrad durchschneiden; für den Seefahrer ist dies der Augenblick um mit Sonne und Erde abzurechnen. Wir unterdrücken Freitag den 14, und gehen von heute Donnerstag den 13 auf morgen Sonnabend den 15 über. Auf den von Westen kommenden

Schiffen geschieht das Gegentheil; man wiederholt einen Tag der Woche. An Bord ist dies der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Wenige begreifen die Sache, und Niemand weiß sie den Andern klar zu machen. Einige Reisende bedauern allen Ernstes einen Tag ihres Lebens in den Fluthen des stillen Oceans zu ertränken.

(15. Juli.) Das schöne Wetter, bisher so treu, macht Miene uns zu verlassen. Den ganzen Tag über fällt ein lauer Regen in Strömen. In den Kajüten herrscht die Temperatur eines Backofens. Die Passagiere werden nachgerade ungeduldig, und zählen die noch bleibenden Tage der Ueberfahrt. Auch die Kost wird nicht mehr mit dem Wohlwollen der ersten Wochen beurtheilt. Die Zahl der Schüsseln sei zwar groß, aber ohne alle Abwechselung: die Eintönigkeit in der Mannigfaltigkeit. Zum Kochen werde distillirtes Seewasser verwendet. Solches werde auch zum Trinken gereicht; dies schwäche den Magen. Dazu die Feuchtigkeit der Atmosphäre, die Hitze und seit heute Morgen die Abwesenheit der Sonne! Diese Beschwerden vernehme ich von allen Seiten. Nur die Asiaten bewahren den Gleichmuth. Gegen Abend fällt der Barometer sehr rasch, und der Kapitän erwartet Wind. Glücklicher Weise sind wir noch nicht in der Region der Typhone.

(19. Juli.) Seit vier Tagen fortwährend schlechtes Wetter. Die Nacht, wegen des gewaltigen Rollens, schlaflos zugebracht. Heute weht ein heftiger heißer Monsoon. Nach dem Frühstück führt mich der Kapitän in seine Kajüte und erklärt mir unsere Lage mit den guten und üblen Möglichkeiten. Der Mon=

soon ist beinahe in Sturm übergegangen. Indeß, das hätte nichts zu bedeuten. Es sind aber Anzeichen vorhanden daß ein Typhon von Nord-West heranzieht. Welche Richtung wird er einschlagen? Hierauf kommt Alles an. Vielleicht befinden wir uns schon in seiner Peripherie; vielleicht nicht. Bald wird man hierüber im Klaren sein. Die Schifffahrt in den japanischen und chinesischen Gewässern ist eine Lotterie, aber die schlechten Nummern sind nicht zahlreich. Kapitän Cobb spricht mit der heitern Unbefangenheit eines Arztes der, von einem Krankenlager kommend, einem Dritten die Natur des Uebels erklärt. Während ich seinem klaren Vortrage mit Aufmerksamkeit folge, vergesse ich daß wir der Kranke sind.

In diesem Augenblicke bietet der Ocean ein erhabenes Schauspiel. Siedendes Wasser! Der Schaum der Wellenkämme entflieht in horizontaler Richtung. Das Meer schwarz mit weißen Lichtern. Der Himmel eisengrau. Im Westen ein Vorhang von derselben Farbe aber dunkler. Der Barometer ist wieder sehr plötzlich gefallen. Ich sehe unter mir einen weißen Regen. Es sind kleine Stückchen geweihten Papieres, joss paper, welches die Chinesen durch die Lucken in das Meer warfen um die Götter zu besänftigen. Ich schreite an der Kabine meines Freundes, des Ingenieurs, vorüber. Die Thüre steht offen; er begießt seine Blumen. Die Reisenden sind im Salon versammelt, mehrere tief bewegt.

Um Mittag klärt sich der Himmel ein wenig auf, und alsbald verschwinden die besorgten Mienen. Ich habe oft bemerkt daß die Menschen, wenn sie sich in Gefahr befinden oder in Gefahr glauben, Kindern gleichen. Der geringfügigste Umstand ändert ihre Stimmung. Auf Thränen folgt Gelächter und umgekehrt. Der Bäcker aus Bombay, der chinesische Kaufmann und die beiden Japaner bewahren ihren vollen Gleich-

muth. Ersterer flüstert mir in das Ohr: „Die Gesellschaft sollte Malaien als Matrosen verwenden und nicht Chinesen; diese verlieren leicht den Muth, und würden sich sogleich der Rettungsboote bemächtigen.“ Fang-Tang beurtheilt seine Landsleute nicht besser. Er sagt mir: good men very good, bad sailors very bad. Ich frage ihn: Was wird mit Fang-Tang geschehen wenn wir untergehen? Er antwortet: If good, place above; if bad, below-stairs, punished.*)

(20. Juli.) In der Nacht fällt plötzlich der Wind, und die See glättet sich. Die China hat die Region des Sturmes verlassen. Das Wetter lieblich und das Meer wie ein Spiegel. Aber um vier Uhr Nachmittags gerathen wir mit Einem Male in eine äußerst bewegte See. Riesige Wellenberge prallen an einander. Dabei kein Lufthauch. Hier war, wie man mir sagt, wahrscheinlich der Mittelpunkt des gestrigen Typhon. Er hat den Ort gewechselt, oder sich erschöpft, aber das von ihm aufgeregte Meer will sich noch nicht zur Ruhe begeben, so wie der Puls eines Fieberkranken noch einige Zeit forttobt nachdem bereits der Anfall vorüber ist.

(22. Juli.) Die Tage folgen und gleichen sich. Die kurze Episode des schlechten Wetters abgerechnet, machen mir diese drei Wochen den Eindruck eines schönen Traumes, eines Feenmährchens, einer idealen Wanderung in einem bezauberten Schlosse, in unermeßlichen Sälen mit Wänden von Gold und Lapislazuli. Nicht Ein Augenblick der Ungeduld und Langen-

---

*) Wenn gut, Zimmer oben; wenn böse, zu ebener Erde, gestraft.

weile. Auf weiten Seereisen ist eine gute Zeiteintheilung und strenge Befolgung derselben nicht genug zu empfehlen. Man gewöhnt sich dann in Kürze an das Klosterleben, ja man lernt es sogar lieben.

Morgens nach dem Bade, während ein paar Stunden, einsamer Spaziergang am Deck. Dann mehrere Stunden Lektüre in meiner geräumigen Kabine. Um vier Uhr ist immer Reifspiel am Deck. Man schleudert aus Seilenden gefertigte Ringe nach einem mit Kreide am Boden verzeichneten Viereck. Dies Spiel verlangt mehr Geschicklichkeit und Uebung als man meinen sollte. Die zwei englischen Herrn schlagen alle andern. Um fünf Uhr wird das Diner in dem großen Saale aufgetragen. An Bord der China ist Alles geräumig und reichlich bis zum Ueberflusse. Nach Tische begegnen sich die angloſächsische und die lateinische Rasse im Rauchzimmer. Nur an diesem Orte tauschen sie ihre Gedanken aus. Der Spanier aus Macao, der Händler mit Menschenfleisch, ist seiner Seelenstimmung nach Philanthrop. Nichts leichter als ihn zu Thränen zu rühren. Mit Entsetzen erfüllen ihn die Erzählungen seines Nachbars, des italienischen Graineurs der, seiner eigenen Angabe nach, Garibaldischer Held ist und grausamer Bourbonenvertilger. Aber im Punkte haarsträubender Geschichten reicht Niemand dem jungen amerikanischen Arzte das Wasser. Seine Abentheuer unter den Wilden, das Blutbad welches er so oft unter ihnen angerichtet hat, passen wenig zu dem sanften Gesicht und dem bescheidenen Wesen des Mannes, aber sie zeugen von einer fruchtbaren Phantasie. All' dies ist kurzweilig genug während der Dauer einer Cigarre.

Der schönste Theil des Tages ist die Nacht. Nirgend funkeln die Sterne wie hier. Die Milchstraße webt am Himmel ihr strahlendes Band, und spiegelt sich in der Meeresfluth. Unsere

Bauern sagen sie führe nach Rom. Hier führt sie nach den Südseeinseln, nach dem irdischen Paradiese, dem Ideale der Philosophen des vorigen Jahrhunderts. Mit ihren Werken großgezogen, wird es Dir leicht sein Dich dahin zu versetzen; mit dem geistigen Auge die naiven Insulaner, edle Naturmenschen zu gewahren wie sie im Schatten der Kokuspalme sich des Lebens erfreuen; die keuschen Najaden zu belauschen die von sittsamen Wallfischfängern verfolgt ihre schönen Glieder in die krystallhelle Fluth tauchen. Dann erscheinen die Manen der Königin Pomaré und des hochwürdigen Pritchard. Die Wirklichkeit entreißt dich den poetischen Träumen!

In den ersten Stunden der Nacht begegne ich gewiß dem Ingenieur, oder er ruft mich in seine Kabine wenn ich vorübergehe. Noch immer sitzt Fang-Tang neben dem japanischen Exgouverneur. Beide betrachten die Sterne, denn das nächtliche Dunkel hat ihrem schriftlichen Gespräche ein Ende gemacht. Auch der Parsi hat sich noch nicht zur Ruhe begeben. Er kauert auf den Fersen, und streicht seinen schönen Bart. Ich setze mich neben ihn, und er öffnet die Schleuße seiner Gedanken. Von den verschiedensten Dingen erzählt er mir, vom Weißbrot das er für die brittischen Merchant Princes bäckt bis zur tückischen Politik der Tsungli-Yamen und der japanischen Reform.

So haben wir das Stille Meer durchschifft.

(23. Juli.) Heute ist Alles anders geworden: der Himmel, das Klima, die Stimmung der Reisenden. Noch wenige Stunden, und wir werden landen. Die Luft hat ihre Durchsichtigkeit verloren, die Sonne ist blässer geworden, der Himmel weniger blau. Große fantastisch geballte Wolken treiben am Himmel einher, noch die Umrisse der Berge bewahrend welche sie kürz-

lich umhüllten. Sie sind die ersten Boten die uns das Land zusendet. Um Mittag kommen andere an: zahllose Schmetterlinge, artige Thierchen mit langen schmalen Körpern und durchsichtigen Flügeln. Der Sturm hat sie ihren blühenden Büschen entrissen und nach den unwirthlichen Regionen des Oceans verschlagen. Erschöpft lassen sie sich am Deck, auf den Masten und Segelstangen nieder. Aber sie sind willkommen. Niemand thut ihnen etwas zu Leide. Wir werden sie nach der Heimath zurückführen.

Sie sind übrigens nicht die einzigen Schiffbrüchigen welche die China an Bord hat. Auf ihrer letzten Rückreise geschah es, daß, mehrere hundert Meilen östlich von Japan, eine entmastete Djonke in Sicht kam. Ein Boot wurde ausgesandt und man fand in der verunglückten Barke, neben mehreren Leichen, zwei Menschen die noch athmeten. Die kleine Nußschale war auf der Fahrt von Hiogo nach Yokohama vom Sturm überfallen und nach dem Stillen Ocean verschlagen worden; dann trieb sie während sechs Monaten, ein Spiel der Elemente, auf dem Meere umher. Die beiden Ueberlebenden wurden gerettet und nach San-Francisko gebracht. Eine reichliche Sammlung ward unter den Passagieren veranstaltet. Jetzt bringen wir die beiden zurück. Es sind schmucke junge Leute die sich vor Freude nicht zu fassen wissen. In wenigen Tagen werden sie bei den Eltern eintreffen. In einem hübschen Matrosenanzug und mit einer namhaften Anzahl Dollar im Seckel, als reiche Leute, kehren sie in ihr Dorf zurück. Welch' sonderbarer Wechsel des Schicksals!

Unsere Ueberfahrt war im Ganzen eine glückliche. Mit Hilfe des beständigen Ostwindes hätten wir schon heute wenn nicht gestern in Yokohama einlaufen können. Aber seit zwei Tagen wurde die Geschwindigkeit absichtlich vermindert. Ein Kapitän der vor der vorschriftmäßigen Zeit einträfe würde

ohne Weiteres des Dienstes entlassen. Mehrere Gründe sprechen dafür daß die Reisen nicht in dem möglichst kurzen Zeitraum zurückgelegt werden dürfen. Hier sei nur der zwei wichtigsten erwähnt. Der Kohlenverbrauch steigt in einem sehr großen Verhältnisse zur Geschwindigkeit; man wäre daher, abgesehen von den erhöhten Kosten, genöthigt die Dampfer zu überladen. Sodann würden auch die Kapitäne unter einander wettfahren zum großen Nachtheile der Maschine.

Gegen Abend sehen wir einen Dreimaster, der alle Segel aufgesetzt hat und gegen Nord-Ost steuert. Es ist, seit wir das Goldene Thor verließen, außer der Amerika, das erste und einzige Schiff das wir zu Gesichte bekamen.

Die Fahrt geht also zu Ende. Indem wir die China verlassen, scheiden wir von amerikanischem Boden. Ich blicke zurück nach Amerika, und sammle die Eindrücke meiner Reise.

Ja, es ist ein großes, ein glorreiches Land. Mit Recht seid Ihr stolz und bereit Euer Blut zu geben für das junge, das edle Vaterland. Kaum erstanden zu einer Nation aus der Berührung so verschiedener Menschenstämme auf jungfräulichem Boden, besitzt Ihr bereits die Tugend welche die erste Bedingung ist für das Wachsthum, den Wohlstand, den Ruhm großer Völker: die Tugend der Vaterlandsliebe. Den Beweis hat Euer, bedauerlicher, Bürgerkrieg geliefert. Hier bleibe unerörtert ob er zu vermeiden war; ob Ihr, Männer des Nordens, Euern Sieg mit Mäßigung verwerthet; ob Ihr, Männer des Südens, nicht besser thätet die Hand der Brüder zu ergreifen, vorausgesetzt daß sie Euch aufrichtig gereicht wird; ob es nicht besser sei für jene die mit Waffengewalt errungenen Vortheile nicht allzu sehr auszubeuten, für diese einem, viel-

leicht ohnmächtigen, Hasse zu entsagen und unersetzliche Verluste zu vergessen; ob beide Theile nicht vor Allem, falls sie möglich, auf Versöhnung bedacht sein sollten. Alle diese Fragen, insbesondere letztere welche nicht nur den Süden in seinem Dasein, sondern möglicher Weise den Bestand Eures großen Freistaates berührt, lasse ich hier unbesprochen. Ihr steht noch zu nahe an dem brudermörderischen Kampfe als daß Ihr geneigt sein könntet ähnlichen Rathschlägen Gehör zu schenken, selbst wenn sie von mehr berechtigten Stimmen geboten würden. Auch von dem Getriebe Eurer politischen Parteien will ich nicht reden. Ich kenne es nicht, und gestehe, es flößt mir wenig Interesse ein. Für mich gibt es weder Demokraten noch Republikaner. Ich sehe in Euch nur Amerikaner. Was ich hier hervorheben will ist daß Ihr im Bürgerkriege dieselben Tugenden bewährt habt: dieselbe Unerschrockenheit, dieselbe Ausdauer, denselben Opfermuth. Auf diesem Felde gibt es weder Sieger noch Besiegte. Ihr habt Eure Stammesverwandtschaft bethätigt, Euch als Glieder derselben Familie bewährt, würdig die Einen der Andern, ein Volk reich an Lebenskraft, an Jugendfrische, und wenn Ihr Euch nicht durch schwere Fehler versündigt reich auch an Zukunft.

Dieselben Eigenschaften kommen Euch zu statten auf einem anderen Gebiete, wo mehr Ruhm und mehr Gewinn zu ernten ist: im Kampfe mit der wilden Natur. Mit Eurem Schweiße habt Ihr, in weniger als einem Jahrhundert, einen halben Welttheil befruchtet. Mit Eurem Unternehmungsgeiste und Euren kräftigen Armen habt Ihr Wunder verrichtet. Die Welt sieht Euch beim Werke, und sie bewundert Euch.

Wenn wir Kinder des alten Europa, wir die, ohne uns dem Fortschritte zu verschließen der unsere Zukunft umgestalten soll, an unserer Gegenwart halten, die ja nichts Anderes ist als

die folgerichtige, natürliche, regelmäßige Entwickelung unserer Vergangenheit, an unseren Erinnerungen, an der Erbschaft der Väter, an unseren Sitten; wenn wir dennoch Eure Erfolge preisen, obgleich sie errungen wurden unter dem Schilde einer Verfassung welche in mehrfacher und wesentlicher Beziehung der Gegensatz der unsrigen ist, so geben wir, glaube ich, einen Beweis der Unparteilichkeit, und unser Lob ist für Euch nur um so schmeichelhafter. Denn hierüber darf man sich nicht täuschen, Amerika ist der geborne Gegner Europa's. Ich spreche von Eurem Amerika, von den Vereinigten Staaten, und von Europa so wie es ist, wie es sich entwickelt hat im Laufe der Jahrhunderte und nicht wie Ideologen es umformen möchten nach Eurem Vorbilde oder nach irgend einem in ihrem Gehirn entsprungenen Ideal. Die ersten Ankömmlinge, die Vorläufer Eurer heutigen Größe, die welche die Saat ausstreuten, waren Mißvergnügte. Bürgerzwist und religiöse Zerwürfnisse hatten sie ihrer Heimath entrissen und nach Euren Ufern verschlagen. Sie brachten mit sich, sie pflanzten in den Boden des neuen Vaterlandes die Keime des Gedankens für den sie geduldet und gekämpft: die Autorität des Einzelnen. Wer sie besitzt gilt für frei im weitesten Sinne des Wortes. Und weil Ihr, in dieser Beziehung, alle frei seid, so seid Ihr auch alle untereinander gleich. Euer Land ist also der klassische Boden der Freiheit und Gleichheit, und er ist es geworden durch das Werk von Menschen welche Europa von sich stieß. Darum sind wir, Ihr in Folge Eurer neuerlichen Entstehung, wir in Gemäßheit einer sich im Dunkel der Vorzeit verlierenden Genesis, darum sind wir geborene Gegner. Möglich, daß dieser Antagonismus mehr scheinbar als wirklich ist. Vielleicht seid Ihr nicht ganz so frei, vielleicht auch nicht unter Euch so gleich als man in Europa glaubt, und die alte Gesellschaft ist

gewiß weder so geknebelt noch in Kasten getheilt als Ihr Euch vorstellt. Doch lassen wir diesen Punkt unerörtert. Die Besprechung hierüber würde zu weit und, in Hinsicht auf unsere beiderseitigen Ueberzeugungen, zu keinem Ergebniß führen. Nur Eines will ich bemerken. Je mehr ich vorrücke in Jahren und je mehr ich reise, um so mehr erkenne ich daß der Grund der menschlichen Dinge sich allenthalben ähnelt, und die Gegensätze meist nur auf der Oberfläche liegen. Ueberall gewahre ich dieselben Leidenschaften, dieselben Bestrebungen, dieselben Enttäuschungen und Schwächen. Die Verschiedenheit liegt meist nur in der Form.

Aber Ihr bietet Jedermann Freiheit und Gleichheit. Dem Zauberreize dieser beiden Worte, mehr als Euren Goldlagern, verdankt Ihr den Zufluß der Einwanderer und das wunderbare, rasche und stetige Wachsthum Eurer Bevölkerung. Auch Rußland und Ungarn verfügen über unbebautes Land, auch Algier sucht Arme. Aber nur Wenige finden sich angezogen. Die Engländer wandern auch nach Australien aus, weil dies noch England ist und zwar ein England welches mehr Aehnlichkeit mit Euch bietet als mit ihrem Vaterlande. Aber die ungeheure Mehrzahl der Auswanderer zieht nach Nordamerika. Warum? Zunächst, um Brot zu suchen, ein in dem übervölkerten Europa nicht mehr leicht zu findender Artikel; sodann um Freiheit und Gleichheit zu finden. Ich weiß nicht ob Ihr wirklich im Stande seid den Ankömmlingen, in dem von ihnen geträumten Maße, diese beiden Schätze zu liefern nach welchen die Menschheit, schon in ihrer Wiege, ein so heißes Sehnen fühlte? Aber ganz gewiß bietet Ihr ihnen Raum. Der Raum hat Euer Glück gemacht und wird das ihrige begründen, und zwar weil Ihr die nöthigen Eigenschaften besitzt um ihn auszubeuten, und weil die germanischen und celtischen Stämme, gleichfalls mit

ihnen ausgerüstet, sie unter Eurer Leitung und nach Eurem Beispiel entwickeln und ausnutzen lernen. Es gibt noch andere Länder denen es an Raum nicht fehlt. Zum Beispiele die Pampas, alle die weiten noch unbebauten Gegenden Südamerika's harren der Menschen die es verständen den Schatz zu heben der in ihrem Boden schlummert. Aber, abgesehen von dem ungesunden Klima, sind die Bewohner den Mühen des Kampfes mit der Natur nicht gewachsen, und obgleich auch sie die Worte Freiheit und Gleichheit auf ihre Fahnen schrieben, so schenkt ihnen doch Niemand Glauben. Emporgekommene Soldaten, welche in periodischer Wiederkehr von Nebenbuhlern verdrängt oder ermordet werden, halten die sogenannte Freiheit in ihrer rohen Faust, und die Gleichheit besteht nur in der gleichen Unterwürfigkeit Aller unter die Willkür und Laune der vorübergehenden Herrscher des Tages. Man zieht also zu Euch. Man sucht Brot, persönliche Freiheit und sociale Gleichheit; und man findet Raum, das heißt die Freiheit in der Arbeit und die Gleichheit im Erfolge, vorausgesetzt daß man die dazu nöthigen Bedingungen mitbringt.

Ich sagte, Jedermann bewundert Euch. Aber nicht Jedermann liebt Euch. Diejenigen von uns welche Euch von ihrem ausschließlich europäischen Standpunkte beurtheilen, sehen in Euch nur die Feinde der Grundbedingungen unserer Gesellschaft. Je mehr sie Eure Werke anerkennen — und nur Blinde könnten Euch ihre Anerkennung versagen — um so mehr bewundern, und um so weniger lieben sie Euch. Ja mehr noch, sie fürchten Euch. Sie fürchten Euren Erfolg als ein für Europa gefährliches Beispiel und sie trachten das Eindringen Eurer Ansichten abzuwehren. Aber sie bilden die Minorität. Viel zahlreicher sind Eure Freunde. Diese sehen in Euch das Urbild, das Endziel aller menschlichen Gesittung. Auf ihre Sympathien könnt

Ihr unbedingt zählen. Sie haben den lebhaftesten Wunsch, wenn nicht in staatlicher Beziehung was sie nicht immer zu gestehen wagen, so doch in socialer, Europa nach Eurem Vorbilde umzugestalten. Es gibt noch eine dritte, die am meisten verbreitete Klasse, die der Ergebenen. Sie lieben Euch nicht, sind aber bereit Eure Gesetze, Eure Sitten und staatlichen Einrichtungen anzunehmen. Europa sei nun einmal bestimmt ein zweites Amerika zu werden. Das Schicksal wolle es so, und mit dem Schicksal sei nicht zu rechten. Dies ist ihr politisches Glaubensbekenntniß.

Ich theile weder diese Befürchtungen noch diese Hoffnungen. Ich glaube auch nicht an das angebliche Verhängniß, und hier folgen die Gründe meiner Ungläubigkeit.

Vor Allem behaupte ich daß all' diesen Hoffnungen und Befürchtungen, so wie dem blinden Glauben an eingebildete Beschlüsse der Vorsehung, die Grundlage einer richtigen Auffassung und Kenntniß der amerikanischen Zustände mehr oder minder fehlt. Der Reisende mag ganze Bibliotheken verschlungen, Alles gelesen haben was ausgezeichnete Schriftsteller über die Vereinigten Staaten drucken ließen, und dennoch, in dem Augenblicke wo er den Fuß auf Euren Boden setzt, erkennt er wie weit ab die Wahrheit von dem Bilde liegt das er sich aus Büchern zusammengefügt. Auch nicht die geringste Aehnlichkeit ist vorhanden. Dies sind die ersten Eindrücke des Europäers, möge er nun als Einwanderer oder als Tourist gekommen sein. Man bringt Vorurtheile gegen Euch mit und vorgefaßte Meinungen zu Euren Gunsten, und nun da man gelandet ist erkennt man den Irrthum in den einen und den andern. Die europäischen Demokraten fühlen sich verletzt. Euer Luxus, die sociale Ungleichheit welche New-York zur Schau trägt empören sie. Dem Nicht-Demokraten ist dieselbe Entdeckung eine angenehme Ueberraschung. Die Deutschen, von allen Auswanderern die am

weitesten Vorgeschrittenen, landen als feurige Republikaner, aber alsbald begreifen sie wie wenig Eure Republik ihrem Ideale entspricht. Auch sie haben Alles anders gefunden. Ich könnte die Beispiele vervielfältigen. Auch der verschiedene Geschmack hat da ein Wort mitzureden; aber man streitet nicht über Geschmackssachen. Also kein Wort hierüber! Ich wollte nur andeuten daß das aus Büchern gelesene und das an Ort und Stelle betrachtete Amerika zwei verschiedene Dinge sind, und daß die gänzliche Umgestaltung Europa's anzustreben nach dem wandelbaren, äußeren und meist unrichtigen Bilde das sich ein jeder von Amerika und den Amerikanern in seinem Kopfe zusammengesetzt hat, ein leerer Wahn ist, eine freiwillige Selbsttäuschung, höchstens ein mehr oder minder geistreiches Spiel, nie aber ein ernstes und gedeihliches Werk.

Mit Europa verglichen, ist Euer Land ein noch leerer Baugrund. Jedes Gebäude wird von den Grundfesten auf neu errichtet. In Europa restaurirt man; man ändert, höchstens daß man einen neuen Flügel anbaut, vorausgesetzt daß man den nöthigen Raum besitzt, was bereits zu den Seltenheiten gehört. Aber von den Grundmauern auf neu zu bauen ist nur dann möglich wenn man vorher das Bestehende abgetragen, zerstört hat; denn was Ihr im Ueberflusse besitzt, der Raum, das fehlt uns ja eben. Ein Amerika werden heißt einfach die Zerstörung Europa's wollen. Ich hege eine zu hohe Meinung von dem praktischen Sinne unserer Kinder und Kindeskinder um eine so tiefgreifende Zerstörung für möglich zu halten, und ich kann mit Vergnügen betheuern daß, wenn es in Europa viele Träumer gibt die Euch zu ihrem Vorbild erkoren haben, ich nicht Einem Amerikaner begegnete dem es beifällt sein Land als endgültiges Muster für andere aufzustellen. Was würdet Ihr sagen, Ihr Herren in Boston und New-York, wenn man

Euch vorschlüge nach dem Beispiele der californischen Pionniere die den Urwald lichten in der Nähe ihrer Ranchos, wenn man Euch vorschlüge die alten Eichen Eurer Parke und Lustgärten zu fällen? Ihr würdet antworten: so thaten unsere Urgroßväter und sie thaten recht; heute haben sich die Dinge bei uns geändert; alles an seinem Orte und zu seiner Zeit!

Noch aus einem anderen Grunde könnt Ihr, obgleich mit Recht bewundert, bis jetzt nicht als Vorbild dienen. Das Modell ist nicht fertig; es ist noch in den Händen der unermüdlich wirkenden Zeit; welche die immer neuen Zuflüsse aus Europa und, seit den letzten zwanzig Jahren, aus Asien bei ihrer Arbeit verwendet. Wer Euer ungeheures Land durchreist findet allenthalben, außer in dem jetzt kranken Süden, dieselbe Lebensfrische, dieselbe Fülle der Gesundheit, denselben Reichthum an Kraft; nur der Grad der Entwickelung ist verschieden. Aber eigentlich sind Eure Zustände unfertig, und Ihr selbst seid es, denn Ihr befindet Euch noch im Alter des Wachsthums.

Was werdet Ihr sein wenn zu voller Reife gediehen? Ihr wißt es nicht, und Niemand kann es voraussehen, denn Eure Entstehung ist ohne Beispiel in der Geschichte. Die Nationen des Erdballes, die europäischen insbesondere, die großen wie die kleinen, sind Nationen insofern sie einen gemeinsamen Ursprung haben und in den Adern derer die ihnen angehören dasselbe Blut fließt. Es gibt Staaten mit verschiedenen Nationalitäten; aber diese Volksstämme leben neben einander indem sie ihre Eigenthümlichkeit bewahren. Sie haben den Landesfürsten gemein, oder eine republikanische Centralgewalt, zuweilen die Gesetzgebung, die provincielle Zusammengehörigkeit und eine Menge hieraus erfließender Interessen, aber sie haben ihre Sprache bewahrt, ihre Sitten, zuweilen ihre Religion, vielleicht besondere historische Rechte. Physisch verschmolzen in ein-

ander sind sie nicht. Wo eine solche Verschmelzung statt fand, ging sie sehr langsam vor sich, war in der That das Werk von Jahrhunderten. Endlich, als allgemeine Regel, hatte jede Nation ihre Religion. Heute wurde in den meisten Ländern die sogenannte Staatsreligion abgesetzt und die Gewissensfreiheit als Grundsatz aufgestellt. Gegenwärtig ist man noch mit der Einbürgerung dieses Princips beschäftigt. Noch liegen keine praktischen Wirkungen vor, daher auch ein begründetes Urtheil hierüber noch nicht gefällt werden kann. So zeigt sich Europa mit Beziehung auf die Menschenstämme die es bewohnen und auf seine Staaten mit gemischter Bevölkerung. Ganz anders haben sich die Dinge in Nordamerika gestaltet. In den Anfängen gab es allerdings eine gewisse Analogie. Das angsächsische Element war das herrschende, die Mehrzahl der Einwanderer Engländer. Holländer und Franzosen konnten gegen sie nicht aufkommen. Der Indianer floh in seine Wälder wie das Thier der Wildniß bebaute Gegenden flieht. Die Engländer waren also die Herren des atlantischen Ufergebietes, und der damals vollkommen richtige Name von Neu-England hat noch heute seine Berechtigung. Innerhalb dieser Grenzen konnten die Nachkommen der brittischen Kolonisten, eben durch ihr numerisches Uebergewicht, die fremdartigen Elemente mit Leichtigkeit aufsaugen und eine Nation bilden im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Der Engländer konnte geben und gab den Vereinigten Staaten, innerhalb ihres damaligen sehr engen Umfanges, das Blut, die Sprache, die Sitten, den Geist des Mutterlandes, beeinflußt allerdings und zum Theile umgestaltet durch die politische Losreißung, durch die republikanischen Regierungsformen und durch die Beschaffenheit des Bodens. So waren die Zustände noch bis vor dreißig Jahren. Aber seither ist ein durchgreifender Umschwung eingetreten. Die englischen

Einwanderer, abgerechnet von den irischen welche einer andern gegnerischen Klasse angehören, bilden nicht mehr die Mehrzahl. Deutsche dringen in die Weststaaten ein und mehren sich täglich in den pacifischen. Hiezu treten die Chinesen. Wenn, wie höchst wahrscheinlich, das Zuströmen nichtenglischer Elemente fortwährt, kann man glauben daß der anglo-sächsische Stamm im fernen und äußersten Westen das politische und sociale Uebergewicht bewahren werde, welches ihm in den atlantischen Uferstaaten offenbar für immer gesichert ist? Wird er seine Herrschaft befestigen am Gestade des Stillen Meeres, wird er sie ausdehnen können über die neuen und täglichen Eroberungen der Irländer, der Deutschen, der Chinesen? Auf das Gelindeste gesagt, ist dies sehr zweifelhaft. Aber wer wird die Erbschaft der anglo-sächsischen Hegemonie antreten? Welche neue Rasse wird entspringen aus den Berührungen zwischen Celten, Deutschen und Mongolen? Wer weiß es? Niemand. Nur Eines wissen wir: daß große Umgestaltungen bevorstehen. Deshalb sagte ich, Ihr seid noch nicht fertig.

Bleibt die Lösung des Problems der unbegrenzten Gewissensfreiheit, das heißt des Rechtes für einen jeden das höchste Wesen, wenn er eines anerkennt, auf beliebige Weise zu verehren. Bisher gibt dies System, hier zu Lande unter den gegebenen Verhältnissen wie mir scheint das einzig mögliche, befriedigende Resultate. Die katholischen Priester die ich sprach beloben sich der ihnen gestatteten Freiheit. In dieser Beziehung wollten sie mit keinem europäischen Lande tauschen. Ich vermuthe daß die Minister der protestantischen Glaubensgenossenschaften eben so denken. Aber das beweist nichts. Das Leben wird einem jeden leicht, weil für Jedermann Platz vorhanden ist. Will man eine unangenehme Begegnung vermeiden, so gehe man auf die andere Seite der Gasse. Sie ist breit

genug für Alle. In Beziehung auf diese große Frage vom Raum, betrachtet von der religiösen Seite, bietet die Geschichte der Mormonen ein reiches Feld der Belehrung. Sie wohnen im Staate New-York. Man liebt sie dort nicht, man mißhandelt sie; sie ziehen nach dem Ohio. Auch dort genießen sie keiner besonderen Popularität; um einer gewaltsamen Vertreibung zuvor zu kommen, ziehen sie abermals ab, diesmal nach Illinois, und lassen sich am Mississipi nieder. Dort ereilt sie dasselbe Geschick; nur werden sie diesmal nicht mit Schimpfworten und Stockstreichen sondern mit Kanonenschüssen vertrieben. Schleunige Flucht allein rettet sie. Glücklicher Weise fehlt es nicht an Raum. Sie können, ohne irgend Jemanden zu beeinträchtigen, ihre Penaten weiter tragen. Auch in Utah wird ihre Lage kritisch, und bereits ist die Rede von einem vierten Exodus nach Arizona. Dies beweist zweierlei: zunächst daß in Amerika für Jedermann Platz vorhanden, und sodann daß die Gewissensfreiheit nur eine Wahrheit für den Stärkeren ist der den Schwächeren mit Stockstreichen oder Kanonenschüssen vertreibt. Aber der, allerdings noch sehr, sehr ferne Tag wird kommen wo der unbesetzte Platz nicht mehr so groß, und wo es nicht mehr so leicht sein wird sich durch die Flucht den Nachstellungen Andersgläubiger zu entziehen. Also auch bei Euch ist, im Vorbeigehen erwähnt, die Frage der Gewissensfreiheit noch nicht endgültig gelöst.

Das Gesagte kurz zusammengefaßt, besitzt Ihr Raum woran es uns gebricht, und Ihr befindet Euch noch in der Epoche des Wachsthums. Niemand kann wissen ob der reife Mann die Hoffnungen erfüllen wird welche der Jüngling gibt.

Aber so wie Ihr seid liebe ich Euch, und ich werde Euch sagen warum.

Nordamerika bietet dem Einzelnen ein Feld unbegrenzter

Thätigkeit. Es gewährt ihm nicht die Gelegenheit zu arbeiten, es zwingt ihn alle seine Kräfte auf das Aeußerste zu entfalten. Die Ringbahn hat sich ihm erschlossen; sobald er sie betritt beginnt der Kampf, ein Kampf mit Aufgebot aller Kräfte. In Europa, im Gegentheile, sieht sich ein jeder in den engen Kreis gebannt wo seine Wiege stand. Um ihn zu verlassen, muß er sich erheben über seines Gleichen, was ihm nur gelingt um den Preis unerhörter Anstrengung und wenn ausgerüstet mit außergewöhnlichen Eigenschaften des Geistes und des Charakters. Was bei Euch die Regel, ist bei uns Ausnahme. Ein Mann der, in Europa, seine durch die Umstände mehr oder minder eng begrenzte Standespflicht erfüllt und den gewöhnlichen, auch durch die Umstände geregelten Preis seiner Mühe erntet, hat den Anforderungen seines Berufes, in seinen wie in seiner Mitbürger Augen, reichlich entsprochen. Warum die gebahnten Wege verlassen? Warum sich über die Gepflogenheit hinauswagen, da der Erfolg ungewiß, der Lohn unerheblich ist? In Folge der großen Konkurrenz hat ein jeder genug zu thun um sein Brot zu erwerben. Die Ehrgeizigen, die Unruhigen machen zwar Lärm, aber im Vergleich mit der Masse die ich hier schildere sind sie wenig zahlreich. Zum Beispiele, ich kenne einen Großstaat dessen Industrie, obgleich sehr vorgeschritten, noch einer bedeutenden Entwickelung fähig wäre. Wenn man aber die vorzüglichsten Industriellen auffordert ihre Produktion zu vermehren um mit andern Nationen auf den Hauptmärkten des Auslandes zu konkurriren, so erhält man zur Antwort: Wozu? Der Absatz unserer Erzeugnisse im Inland genügt uns. Sie geben sich zufrieden mit geringem Gewinn, gering im Vergleich zu dem möglichen aber von ihnen verschmähten Gewinn. Sie finden dies System bequemer und sicherer. Von ihrem persönlichen Standpunkte aus haben sie vielleicht Recht; aber die

Nationalindustrie verliert dabei. In Amerika, wohin man blickt, in allen Sphären der menschlichen Thätigkeit, thut ein jeder sein Aeußerstes. Die Konkurrenz, eher ein Hinderniß als ein Antrieb, ist hier geringer, aber der Wetteifer viel lebhafter, weil der Erste Preis ein höherer und doch zugleich ein leichter zu gewinnender ist. In Europa wird gearbeitet um zu leben, höchstens um zu Wohlstand zu gelangen; hier um reich zu werden. Nicht Jedermann gelingt dies, aber Jedermann beabsichtigt es. Den ungeheuren Anstrengungen eines jeden entsprechen außerordentliche Erfolge: am Ufergebiete des atlantischen Meeres, Städte die es an Luxus, geistiger Bildung und, was auch gewisse Reisende dagegen sagen mögen, an Geschmack und in den höchsten Ständen an feiner Sitte unsern großen Hauptstädten gleich thun; im Innern Prärien und Urwälder, binnen wenigen Jahren, Dank der Thatkraft und Ausdauer einer Hand voll Pflanzer, umgewandelt in die reichsten Kornkammern der Welt; Eisenbahnen von Nord nach Süd, von einem Meere zum andern; die Flüsse belebt durch Dampfer welche schwimmende Paläste tragen; in den entferntesten, unzugänglichsten Gegenden des ungeheuren Kontinents Pionniere die die Wildniß urbar machen und der Gesittung neue Bahnen brechen. Und wenn wir diese Wunder vergleichen mit der kleinen Schaar der Wunderthäter, so steigert sich unser Erstaunen. Kaum haben die Auswanderer sich in der Heimath von der Menge getrennt, kaum sind sie gelandet auf dem Boden des großen Freistaates, so vollzieht sich bereits in ihnen die Metamorphose: aus Atomen die sie waren sind sie Individuen geworden, berufen, ein jeglicher nach seinen Kräften, zur Theilnahme an dem gemeinsamen Werk.

Diese wunderbare Umgestaltung ist wohl großen Theiles dem Einflusse Eurer staatlichen Einrichtungen zuzuschreiben. Ein

Blick auf Canada scheint dies darzuthun. Mit Ausnahme der alten französischen Kolonie die in ihrer bukolischen Abgeschiedenheit an dem allgemeinen Fortschritte stets wenig Theil nahm, sind dort die Einwanderer fast ausschließlich Engländer. Klima und Bodenbeschaffenheit unterscheiden die Kolonie wenig von den alten atlantischen Uferstaaten der Union. Man sollte also meinen daß die Ergebnisse dieselben sein müßten. Dem ist aber keineswegs so. In Canada findet man weniger Betriebsamkeit und weniger Fortschritte. Vielleicht sind seine Bewohner nur um so glücklicher; aber Alles in Allem genommen, steht in materieller Beziehung die brittische Kolonie, unerachtet ihres blühenden Zustandes, offenbar hinter Neuengland zurück.

Ich könnte noch andere Tugenden und Vortheile aufzeigen die Ihr besitzt. Hier seien nur erwähnt die Euch angeborene Unbefangenheit des Geistes, insofern ihn die Leidenschaften des Tages nicht trüben, die Klarheit Eures Urtheils und, im Denken wie im Handeln, eine gewisse Großartigkeit. Praetor minima non curat. Ihr habt in Euch wenig Kleines und nichts Kleinliches. Dies ist einer der vorzüglichen Reize die Amerika und Amerikaner auf mich ausüben. Personen die Euch besser und länger kennen als ich behaupten daß Ihr in den letzten Jahren viel gelernt habt in der bitteren Schule der Leiden und Prüfungen des Bürgerkrieges; daß Ihr gereift, weniger von Euch selbst eingenommen, weniger vorlaut seid als vordem; daß Ihr was Europa Gutes besitzt mehr als ehemals zu würdigen wißt, kurz daß Euer geistiger Horizont sich erweitert hat. Meines Theiles habe ich mich noch Eurer übrigens weltbekannten Gastlichkeit zu rühmen.

So vielen glänzenden Seiten entsprechen natürlich ihre Schatten. Jedes geschaffene Wesen ist mit den Fehlern seiner Tugenden behaftet. Auch Ihr unterliegt diesem Gesetze.

Ihr habt große Erfolge errungen, und jeder Tag bringt deren neue; aber es geschieht um den Preis großer Anstrengungen, einer beständigen Spannung des Geistes und eines gleichfalls ununterbrochenen Verbrauches physischer Kraft. Dies Uebermaß von Arbeit, so erklärlich es ist durch die gegebenen Zustände, halte ich für ein großes Uebel. Es muß vor der Zeit zur Abspannung führen, zur Erschöpfung, zum Alter; es beraubt die sich dem Uebermaß von Arbeit Ergebenden schon jetzt der Zeit, und später der Fähigkeit die Ergebnisse ihrer Anstrengungen zu genießen; es verhindert sie die höheren Ansprüche des Gemüthes zu befriedigen; macht den schnöden Gewinn, das Geld zur Hauptsache im Leben, schließt die Freudigkeit aus, stimmt vielmehr zum Trübsinn der jedem Uebermaße, auch dem der Arbeit, auf dem Fuß folgt; tritt endlich der Erfüllung der Familienpflichten und den stillen Freuden am häuslichen Herde hemmend in den Weg. Auf diese Bemerkung erhalte ich immer dieselbe Antwort „Ganz richtig, aber dies Alles wird anders werden mit der Zeit. Wir leben jetzt in der Epoche der Arbeit. Wir suchen und machen unser Glück; später wird die Epoche des Genusses und der Ruhe eintreten." Ich gebe dies nicht zu. Ein trübseliges und vorzeitiges Alter erwartet die Menschen welche ihre Kräfte mißbraucht haben. Dasselbe gilt von den Nationen.

Eine der Ursachen Eurer Größe ist die fast unbegrenzte individuelle Freiheit. Aber die Freiheit des Einzelnen muß nothwendiger Weise beschränkt sein durch die vom Staate vertretene Freiheit Aller. Auf dem Gleichgewichte zwischen diesen beiden Freiheiten beruht ihre gegenseitige Bürgschaft. In den meisten Ländern der alten Welt nimmt der Staat zu viel für sich in Anspruch, und dem Individuum bleibt zu wenig. Ihr verfallt in den entgegengesetzten Fehler. Wenigstens, viele Eurer

hervorragenden Staatsmänner meinen daß dem Individuum zu viel gegeben werde und dem Staate zu wenig. Und wirklich die bei Euch vorkommenden Aergernisse und Mißbräuche entspringen großentheils aus dieser Quelle. Die Ueberwachung durch die sogenannten Organe der öffentlichen Meinung, durch die Zeitungen reicht nicht hin. Es fehlt an einer wachenden und schützenden Macht die Jedermann anerkennt und deren Ausspruch sich Jedermann fügt. Von allen Seiten hört man Klagen deren Berechtigung Niemand bestreitet. Ich könnte sie nicht besser zusammenfassen als mit den Worten eines Buches das soeben die Presse verließ, und dessen Verfasser Eure Landsleute sind.

„Die erzählten Thatsachen verrathen die faulen Schäden. Kein Glied unseres Körpers hat sich als gesund erwiesen. Die Börse ist eine Hölle, die Bureaux unserer großen Gesellschaften geheime Raubhöhlen in denen die Administratoren den Ruin ihrer Aktionäre vorbereiten; das Gesetz ist eine Angriffswaffe in der Hand der Bösewichte; Parteigeist hüllt sich in den Hermelinmantel des Richters; der Gerichtssaal ist die Markthalle wo Gesetze an den Meistbietenden veräußert werden, und die öffentliche Meinung schweigt oder läßt, in ihrer Ohnmacht, gewähren."*)

Sind diese so schweren Anklagen nicht übertrieben? Ich weiß es nicht; ich weiß nur daß sie Jedermann auf den Lippen hat, daß Jedermann Reformen verlangt. Aber was für Reformen? Auf welcher Grundlage, innerhalb welcher Grenzen? Hier liegt die Schwierigkeit. Die große Reform durch welche Ihr die Verfassung Washingtons in einem wesentlichen Punkte ge-

*) Chapters of Erie by Ch. and H. Adams. Boston 1871. Siehe Auszug in der Revue des Deux Mondes 1. April 1872.

ändert, hat Euch kein Glück gebracht. Durch die Abschaffung des Wahlcensus den Euer erster weiser Gesetzgeber aufgestellt, durch Einführung des allgemeinen Stimmrechtes habt Ihr Eure großen Städte mehr oder weniger der Pöbelherrschaft preisgegeben, jedenfalls dem rohesten Theile der Einwohner einen ungebührlichen Einfluß eingeräumt. Die Wirkungen liegen bereits am Tage. Sie sind im Westen weniger fühlbar, weil dort fast jedermann Grundeigenthümer und insofern, bis zu einem gewissen Grade, ein Konservativer ist. Aber in den Städten nimmt das Uebel bedrohliche Verhältnisse an. Die Verderbtheit und Käuflichkeit über welche Ihr klagt entspringen zum Theile aus der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes. Früher oder später wird man eine Gegenreform versuchen müssen, was immer schwierig und oft gefährlich ist.

Neben diesen, in ihrem inneren Wesen socialen Fragen, drängt sich eine große politische Frage immer mehr in den Vordergrund. Zwischen dem Sankt-Lorenzstrom und dem Potomak, zwischen dem atlantischen Meer und dem Missouri dürfte schwerlich ein Mensch zu finden sein der nicht bereit wäre für die Aufrechterhaltung des Gesammtbestandes Eures großen Freistaates mit dem Leben einzustehen. Dies aber setzt die moralische Unterwerfung der Südstaaten voraus. Die materielle genügt nicht. Auch der äußerste Westen, nämlich die pacifischen Staaten erheischen Eure Fürsorge. Neben großen Fortschritten vollzieht sich dort ein gewaltiger Umschwung. Fremde Elemente strömen zu, und immer mehr verliert die Bevölkerung ihr angloamerikanisches Gepräge. Zählt daher nicht allzusehr auf die Gemeinsamkeit des Blutes die ja kaum mehr besteht; vergeßt auch nicht daß diese Gemeinsamkeit — zwei große Ereignisse beweisen es: Eure Losreißung vom Mutterlande und der Aufstand der Südstaaten — keine hinlängliche Bürgschaft gewährt,

wenn die Gemeinsamkeit der Interessen fehlt. Auf diese letztere Gemeinsamkeit müßt Ihr also Bedacht nehmen. Ihr müßt Euren Mitbürgern an den Gestaden des Stillen Meeres das Leben leicht machen, sie durchdringen von der Ueberzeugung daß die Zusammengehörigkeit mit der Union ihnen wesentliche und dauernde Vortheile bringt.

Diese große Frage von der Aufrechthaltung der Republik in ihrem heutigen Bestande steht mit einer andern, äußerst schwierig zu lösenden Aufgabe in innigem Zusammenhang. Wie auf der einen Seite jedem Einzelnen und dem Staate, das heißt der Gesammtheit der Individuen die ihn bilden, das richtige Maß der Freiheit gewährleistet sein soll, so muß auch zwischen der Autonomie der Staaten und der Centralgewalt das Gleichgewicht bewahrt werden. Als Gegengewicht der Staatenautonomie aufgefaßt, ist Washington nicht nur der Ring welcher die verschiedenen Glieder der Republik zusammenhält. In Anbetracht der Machtfülle mit welcher die Verfassung den Präsidenten ausrüstet, des Einflusses den er durch eine mit ihm stehende und nach vier, höchstens acht Jahren verschwindende Legion von Funktionären, Beamten und Agenten ausübt; in Anbetracht der ungeheuren Mittel über die er verfügt sei es zur Handlung sei es zum Widerstande, vertritt Washington, als der Sitz des Präsidenten, auch das Princip der persönlichen Regierung. Man schreit nach Reform, und Reformen werden stattfinden, und vielleicht in weiterer Ausdehnung als die welche sie verlangen heute ahnen oder wünschen. Es könnte geschehen was bei Ausbesserung baufälliger Häuser zuweilen vorkommt. Eine Wand soll erneuert, ein Gewölbe gestützt werden, nichts Anderes; aber je weiter die Arbeiter vorschreiten, je größere Schäden werden entdeckt. Nicht selten ist der Architekt genöthigt die Grundfesten zu erneuern. Die öffentliche Meinung klagt

mit immer lauterer Stimme über Mißbräuche aller Art. Man wird genöthigt sein bis auf den Ursprung hinabzusteigen, eine Aufgabe die sehr weit führen kann. Bei diesem schwierigen und eine feste aber zugleich zarte Hand erheischenden Unternehmen, — Eure Vaterlandsliebe und Eure Weisheit bürgen für den Erfolg — werdet Ihr bedacht sein müssen die persönliche Gewalt des Präsidenten nicht dem Staatenrecht, und das Staatenrecht nicht dem persönlichen Regimente zu opfern. Im erstern Falle würde der Gesammtbestand der Republik bloßgestellt, im zweiten würdet Ihr das Wesen Eurer Institutionen vergiften und dem Cäsarismus Bahn brechen; der Cäsarismus aber ist, die Anarchie ausgenommen welche geordnete Zustände ausschließt, von allen Regierungsformen die übleste. Es gab und gibt, nicht unter Euch aber in Europa, oberflächliche Träumer welche Euch am Vorabende einer monarchischen Umgestaltung wähnen. Diese Täuschung verdient keine Widerlegung. Die Monarchie ist und bleibt Euch versagt; denn es fehlen Euch ihre wesentlichsten Elemente. Könige lassen sich nicht improvisiren. Die Throne gleichen den Riesen Eurer Urwälder. Sie erheischen einen eigenthümlichen Boden, und wachsen nur langsam im Laufe der Jahrhunderte.

(24. Juli.) Der Morgen graut und schon sind die Passagiere am Deck versammelt. Zu beiden Seiten haben wir Land in Sicht. Bewaldete Hügel, hie und da saftgrüne Rasenteppiche und Reisfelder. Weiße Dunstwolken verhüllen die Umrisse der Berge. Ueber ihnen zeigen sich Abfälle eines riesigen Kegels. Andere Wolken lagern über seinem Scheitel. Es ist der Fujiyama, ein sich vierzehntausend Fuß über den Meeresspiegel erhebender, seit Langem erloschener Vulkan. Nun rücken

wir den Ufern näher, und der Blick dringt in zahlreiche kleine Buchten. Prachtvolle Bäume beschatten sie, lange Reihen von Häusern ziehen sich am Ufer hin; Djonken liegen in großer Anzahl vor Anker, andere sind in Bewegung rudernd oder von ungeheuren Schilfsegeln getrieben. Mehrere dieser seltsamen Schiffe welche an die Galeeren der Alten erinnern steuern an der China vorüber. Nackte Männer führen das Ruder und singen dazu oder begleiten sich, vielmehr, im Takt mit weithin schallendem Geschrei. Ihre erzfarbigen, glatten oder tattuirten Körper entfalten bei der anstrengenden Arbeit in klassischen Stellungen das Ebenmaß ihrer Glieder.

Gegen acht Uhr befinden wir uns den Bluffs von Yokohama gegenüber. Der Dampfer umsegelt langsam diese Anhöhen auf welchen wir schöne Koniferen und die Fahnenstangen der englischen Gesandtschaft und einiger anderer Legationen gewahren. Gleich darauf fahren wir in die Rhede ein. Sie ist mit Segel- und Dampfschiffen aller Nationen bedeckt. Große und kleine Djonken kommen und gehen. Weiter hinaus reißen sich die anmuthigen und imposanten Umrisse mehrerer Kriegsschiffe vom lichten Himmel ab; sie tragen die Flaggen von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Vor uns erstreckt sich eine lange Reihe schöner mit Bäumen untermischten Gebäude: der Bund, die Hauptstraße von Yokohama.

Um acht Uhr geht die China vor Anker. Kurz vor neun Uhr, genau wie man uns in San-Francisko gesagt hatte, betreten wir den noch geheimnißvollen Boden des Reiches der aufgehenden Sonne.

(Ende des ersten Theiles.)

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zweiter Theil.

Japan.

I.

Yokohama.

Vom 24. zum 26., vom 28. Juli zum 3. August; vom 14. zum 18. August; vom 18. zum 19. September.*)

Erste Eindrücke. — Physionomie der Stadt. — Handelsverkehr. — Die Europäer in Yokohama.

Die Eindrücke des Ankommenden sind in den letzten zwölf Jahren unzählige Male geschildert worden. Englische, französische, deutsche Revuen haben mehr oder minder stark gefärbte Beschreibungen geliefert. Jeder französische Proviantkommissär oder Seekadet an Bord der hier stationirenden Kriegsschiffe hält sich für verpflichtet im officiellen Blatte seines Departements einen Artikel zu liefern; deßgleichen englische Officiere und Beamte. Auch an ernsthaften Büchern fehlt es nicht. Sir Rutherford Alcock, der Gründer von Yokohama, H. Oliphant und H. Richard Lindau haben sich in diesem Fache, jeder in seiner Art, verdient gemacht. Aber Alles was der Reisende gelesen hat bleibt unter dem Eindrucke den er empfindet, in dem Augenblicke wo er sich mit Einem Male in eine ganz neue Welt versetzt sieht. Er traut den eigenen Augen nicht. Auf jedem

*) Ich befolge für japanische und chinesische Namen die englische Orthographie, weil sie die verbreitetste ist und das Auge am wenigsten verletzt.

Schritte frägt er sich: Ist dies Alles auch wahr und wirklich? Ist es nicht ein Traum, ein Feenmährchen, eine Erzählung aus Tausend und Einer Nacht? So schön ist die Vision daß man zittert sie könne in Nebel zerfließen.

Eine Beschreibung zu liefern halte ich daher, weil sie doch nicht genügen würde, für überflüssig. Jedermann weiß heute daß das japanesische Volk sanft, liebenswürdig, artig, fröhlich, kindlich und kindisch ist; daß die Haut der Leute aus den untern Klassen von der Sonne gebräunt, häufig roth und blau tattuirt ist und dann ungefähr aussieht wie die Vasen von Vieux-Lack; daß alle Männer ohne Unterschied des Standes ihr Haar am Vorderschädel rasiren und ein kleines Haarbüschel stehen lassen welches, an der Wurzel mit einem Bindfaden zusammengebunden, in zierlichen Schwingungen über dem nackten Scheitel schaukelt; man weiß daß sie im Sommer sich ihrer Beinbekleidung entledigen, und eine Tunika von Tafft oder Katun mit dem Fundashi ihre ganze Bekleidung bildet. Letzterer ist ein Lendengürtel den Jedermann vom Mikado bis zum Kuli trägt. Die Kaufleute nehmen in der geselligen Gliederung eine der unteren Stufen ein. Mehr oder weniger gehört Jedermann einem Klan an der, selbst in verschiedene Kasten zerfallend, eine einzige große Familie bildet. Der Daimio ist ihr Haupt. Er hat seine Räthe, Vasallen, seine Samurai oder Zweischwertmänner, Reisige und Knechte. Ein jeder trägt am Rücken und auf den Aermeln seines Leibrockes den Wappenschild seines Fürsten oder der Körperschaft der er angehört: eine Blume oder Buchstaben in kreisförmiger Einfassung. Die Schwerter der Edelleute, das Schreibzeug, die Pfeife und die Börse die sie im Gürtel führen, alles dies ist bekannt. Ebenso daß wer sein Leben liebt den Herren Samurai aus dem Wege geht, besonders wenn sie im Gefolge ihres Fürsten reisen, oder vom Sake erhitzt aus einem Theehause treten. Weniger

bekannt sind noch die Reformen welche die gegenwärtige Regierung unternahm und die beginnende Zerstörung des alten Lehenwesens. Aber die äußere Erscheinung des Landes hat sich noch wenig geändert.

Für die Frauen schwärmen Alle die über Japan schrieben. Eigentlich sind sie nicht schön. Sie haben unregelmäßige Züge. Die Backenknochen springen zu weit vor. Die großen schönen braunen Augen sind zu sehr geschlitzt, und den wulstigen Lippen fehlt es an Feinheit. Und dennoch gefallen sie. Wenn nur die jungen Mädchen die entsetzliche Gewohnheit ablegen möchten bei ihrer Vermählung die Augenbrauen auszureißen und die Zähne zu schwärzen. Die Absicht ist löblich. Sie wollen sich gegen sich selbst sicher stellen, dem Gatten eine Bürgschaft der Treue geben, das heißt sich weniger verführerisch für Andere machend um so leichter der Verführung entgehen. Aber, nach wie vor, sind und bleiben sie einfach, fröhlich und anmuthig. Eine angeborene Vornehmheit zeichnet dies Geschlecht aus. Die jungen Autoren, welche ihre Studien über japanische Sitten in den Theehäusern in und um Yokohama gemacht haben rühmen auch ihre große Zugänglichkeit. Wahre Kenner des Landes urtheilen anders. Der Kopfputz der Frauen besteht aus zwei oder drei großen Haarnbändern welche zwei Nadeln zusammenhalten. Mehrere Nadeln trägt nur die Kurtisane. Das Haar ist dunkelschwarz und, weil immer stark geölt glänzend. Ein Unterrock und eine kurze Jacke mit einer breiten Binde die am Rücken in einem großen Knoten endet bildet den Anzug. Die Fußbekleidung sind Holzsandalen auf hohen Absätzen die mittelst eines schmalen durch die Zehen gezogenen Riemens am Fuße befestigt werden. All dies ist sattsam bekannt durch zahllose Beschreibungen, Kupferstiche und Photographien.

Aber kein Pinsel, keine Feder vermag die Wirklichkeit wieder-

zugeben. Man muß mit eignen Augen gesehen haben wie die Menge sich in den Gassen bewegt, wie einer dem andern anmuthig zulächelt, wie sie sich gegen einander tief verneigen, vor großen Herren auf den Boden werfen, eben so behend als würdevoll, nicht niedrig oder kriechend sondern gleichsam nur in einer Anwandlung von Artigkeit, und weil dies eben die Etiquette vorschreibt. Wir gehen die Straße entlang deren Reinlichkeit uns auffällt, blicken rechts und links, und bedauern nur zwei und nicht hundert Augen zu besitzen. Kuli laufen an uns vorüber. Auf ihren athletischen Schultern ruht ein dickes Bambusrohr an dem Kisten oder Waarenballen hängen. Dabei regeln sie ihre Schritte durch einen eigenthümlichen Gesang oder vielmehr sie schreien im Takt. Der Schweiß trieft von ihren glänzenden, tattuirten Körpern. Den Lendengürtel abgerechnet sind sie in dieser heißen Jahreszeit vollkommen nackt. Auch sie lachen unaufhörlich, schwätzen und sagen sich Artigkeiten.

Und die Häuser! Wer kennt sie nicht aus den zahllosen Abbildungen? Viele haben auch ein wirkliches Haus auf der Pariser Ausstellung*) in Augenschein genommen. Aber um sich einen richtigen Begriff zu machen muß man diese kleinen Gebäude an Ort und Stelle und in bewohntem Zustande sehen. Man muß in das Innere blicken, was keine Schwierigkeit bietet, denn sie stehen der ganzen Breite nach gegen die Gasse offen. Wie eigenthümlich da Licht und Schatten mit einander kosen. Einrichtungsstücke gibt es nicht, wohl aber eine schöne reine Strohmatte. Im Hintergrund wird das Gärtchen sichtbar mit seinen Zwergbäumchen, die den Riesen des Waldes ähneln, gleichsam als Greise verkleidete Kinder.

Doch ich will nicht beschreiben. Habe ich ja doch selbst er=

*) Und seither auf der Wiener Ausstellung.

klärt daß weit geübtere Federn als die meinige der Aufgabe nicht gewachsen sind. Alles ist hier neu und seltsam. Wie die tausendfältigen kleinen Bedürfnisse des Lebens, die allen halb oder ganz civilisirten Völkern gemein sind, hier so ganz anders befriedigt werden!. Man betrachtet, man prüft, man forscht, meist vergeblich, nach der Erklärung. Das Gesammtbild ist anmuthig, die Zeichnung zierlich, das Kolorit prachtvoll; aber in der Nähe besehen ist es ein ungelöstes Rebus.

Vergessen wir die Europäer nicht. Yokohama ist die Schöpfung der ersten englischen Kaufleute welche gleich nach Abschluß der Verträge*) hieher kamen um in dem bis damals hermetisch verschlossenen Reiche der aufgehenden Sonne ihr Glück zu suchen. Während der brittische Gesandte Sir Rutherford Alcock mit den Ministern des Shogun über die den Europäern abzutretenden Grundstücke verhandelte, hatten sich diese in der Nähe des Fischerdorfes Yokohama**) auf eigene Faust einer verlassenen Stelle am Strande bemächtigt, und dort einige Magazine und Häuser erbaut. Die Oertlichkeit besaß über die von Sir Rutherford empfohlene den bedeutenden Vorzug der leichteren Zugänglichkeit vom Meere her; bekanntlich ist der Golf von Yedo sehr seicht. Auch die japanesischen Minister äußerten sich zu Gunsten des Platzes der, zwischen dem Meere und einem Sumpf, zwischen einem Kanal und einem Flüßchen gelegen, alle natürlichen Vortheile darbot um in ein zweites Deshima, d. h. in ein Gefängniß umgewandelt zu werden. Für Sir Rutherford ein Grund mehr von der Wahl abzurathen; aber am Ende mußte er dem stürmischen Drängen seiner Landsleute und der Macht der Umstände weichen. Heute betrachten die

*) 1858.

**) Yokohama heißt „den Strand entlang“.

Residenten sich für vollkommen sicher, und belächeln die Besorgnisse und, ihrer Ansicht nach, zu weit getriebene Vorsicht ihres damaligen Gesandten. Weil in den letzten zwei Jahren kein Fremder mehr in oder bei Yokohama ermordet wurde, glauben sie sich geborgen, nicht anders als ob sie in Charing-Croß oder am Strand wohnten. So ist aber die menschliche Natur: War das Wetter durch einen Monat schön, so glauben Viele es könne nie mehr regnen. Während der langen und glücklichen Friedensperiode zwischen den beiden Napoleonen gab es Männer von Einsicht welche meinten der Krieg sei für alle Zeiten unmöglich geworden. Er vertrage sich nicht, behaupteten sie, mit dem Fortschritte der Civilisation. Er sei fortan eine Anomalie, ein überwundener Standpunkt. Wer daran zweifelte war ein Träumer, in den Augen Mancher ein gefährliches Subjekt. In dieser Gemüthsstimmung finde ich hier die europäischen Residenten. Hoffen wir daß die Zukunft den Optimisten Recht und dem klugen und vorsichtigen Sir Rutherford Unrecht gebe.

Die Stadt war kaum gebaut als sie ein Raub der Flammen wurde.*) Heute ist jede Spur des Brandes verschwunden. Yokohama bildet ein längliches Viereck welches drei große Hauptadern von Ost nach West, und mehrere Quergassen von Süd nach Nord durchziehen. Dem Meere entlang entfaltet der „Bund" seine schöne Häuserreihe. Oestlich vom europäischen liegt das japanische Viertel. Dort an der Ecke der Curiostreet steht der Palast des kaiserlichen Gouverneurs. Curiostreet ist die Verlängerung von Mainstreet, und besitzt schöne Kaufläden wo Bronzen, moderne Lackwaaren, Porcellan und andere Kuriositäten von Eingebornen feil geboten werden. Am Nordende der Stadt gelangt man durch ein von japanischen Truppen

*) 20. November 1866.

sorgfältig bewachtes Thor und über eine Brücke nach dem Dorfe welchem die Stadt ihren Namen entlehnte. Es bedeckt die beiden Abfälle einer steilen Anhöhe und steigt jenseits in eine kleine Ebene nieder. Zwischen einer doppelten Häuserreihe biegt die Straße nordwärts um alsbald in den Tokaido, der nach Yedo führt, zu münden. Wer einen aus menschlichen Wesen jeden Alters und Geschlechtes bestehenden Strom von Menschen sehen will, der lustwandle zwischen Kanagawa und Kavasaki. Vor ganz Kurzem noch eine kühne, ja verwegene That; heute ein harmloses Vergnügen. Dieser Theil des Tokaido wird veröden, wenn die im Bau begriffene Eisenbahn nach Yedo vollendet ist.*) Im Westen der Stadt, jenseits des erwähnten Flüßchens, erheben sich die berühmten Bluffs, eine in das Meer vorspringende Anhöhe, wo in den letzten Jahren mehrere schöne Häuser entstanden sind. Dort sieht man das unbewohnte brittische Gesandtschaftshotel, das Haus des englischen Richters, die Wohnsitze mehrerer brittischer und amerikanischer Residenten und einige fremde Legationen. Die meisten dieser Gebäude liegen im Schatten prachtvoller Bäume, und genießen einer reizenden Aussicht: nordwärts nach dem Vulkan Fujiyama, gen West und Süd nach dem Stillen Weltmeer; ostwärts nach dem langen, niedern, bewaldeten Vorgebirge und der weißen Häuserreihe von Kanagawa. Am Fuße der Bluffs steht die französische Kaserne, am Scheitel die englische. Bekanntlich geschah es daß während des Bürgerkrieges der japanische Gouverneur eines Tages erklärte, er könne nicht länger für die Sicherheit der Europäer bürgen. Da ließ der französische Admiral Jaurès seine Marinetruppen ausschiffen und der englische Gesandte ein Linienregiment von Hongkong kommen.

*) Sie wurde seither dem Verkehr eröffnet.

Diese Besetzung dauert noch fort und hat auch, meiner Ansicht nach, ihre guten Gründe.

Die untere Stadt ist der Betriebsamkeit geweiht. Dort befinden sich die großen Banken, die Kontore der Handelsherren, die Bureaux der drei Dampfschifffahrtsgesellschaften, die Waarenlager, die mehr oder minder gut versehenen Kaufläden und eine Unzahl Trinkbuden.

Man sieht, es hat an Anstrengungen nicht gefehlt um die kaum entstandene Faktorei zum Range einer großen Handelsmetropole zu erheben. Indeß sind die Anzeichen einer Stockung augenfällig. Schwieriger dürfte es sein die Ursachen zu ergründen. Jedenfalls sind hier, wie in China, die schönen Tage der raschen und fabelhaften Gewinne, wohl für immer, vorüber. Bis zu einem gewissen Grade erklärt sich dies durch das fortwährende Zuströmen europäischer und amerikanischer Kaufleute, durch die Errichtung so vieler neuer Handelshäuser und durch die stetige Zunahme der chinesischen Mitbewerbung. Hiezu treten die natürlichen Schwankungen des Handels, und, ausnahmsweise, der Rückschlag der kriegerischen Ereignisse in Europa. Demungeachtet nimmt der Verkehr mit Europa im Ganzen zu; aber seit zwei Jahren machen die Engländer weniger Geschäfte. Von allen Seiten höre ich klagen. Begreiflich genug. Man hat sich nicht zu den Antipoden verbannt und den Gefahren des Klima's ausgesetzt, um viel zu arbeiten und wenig zu gewinnen. Besser, man wäre zu Hause geblieben. Man hatte ein ungeheures Vermögen in kurzer Zeit zu erwerben gehofft. Jetzt kommt die Enttäuschung. Daher die üble Laune.

Natürlich enthalte ich mich des Urtheils über einen mir nicht völlig bekannten Gegenstand. Aber ich fürchte die Berechnungen und rosigen Aussichten mancher fremder Kaufleute fußen auf Voraussetzungen welche eine genauere Kenntniß der

Hilfsquellen dieses Landes nur wenig rechtfertigen würde. Das japanische Volk scheint glücklich und zufrieden mit der Lage in der es sich befindet oder, besser gesagt, bis in die letzte Zeit befand. Elend ist beinahe unbekannt, aber ebenso auch Ueberfluß. Die einfachen Sitten, die große Frugalität, die Unbekanntschaft mit Bedürfnissen welche Europa befriedigen könnte und möchte, sind, meiner Ansicht nach, eben so viele Hindernisse eines großartigen Austausches zwischen europäischen und japanischen Erzeugnissen. Der hierländische Thee findet in Europa keinen Absatz, und, seit die besten Eier des Seidenwurmes von lombardischen Handelsreisenden aufgekauft werden, haben die japanischen Seidenstoffe an Qualität bedeutend verloren. Bleiben die zu eröffnenden Bergwerke welche vielleicht Schätze liefern werden. Aber in ihrem heutigen Zustande sind weder Volk noch Land reich. Mit Ausnahme der englischen Katune, fühlen die Bewohner kein Bedürfniß nach europäischen Industrieartikeln; keinenfalls wären sie im Stande diese zu bezahlen. All dies kann sich ändern, aber nicht von heute auf morgen. Generationen werden vorübergehen, bevor solche Träume sich verwirklichen lassen. Die jetzigen Minister verfolgen das Ziel mit Riesenschritten. Kann die Nation, selbst wenn sie wollte, was noch zu beweisen ist, in diesem Tempo vorwärtsstürmen? Ich bezweifle es. Die europäischen Kaufleute hoffen es, weil sie es wünschen; sie begrüßen die Reformen mit lautem Beifall, weil sie sie auszunutzen gedenken. Aber besonnene, in solchen Fragen bewanderte Männer fürchten daß diese unvorbereiteten, voreiligen und kostspieligen Neuerungen für das Land, statt es zu bereichern, eine Quelle der Verarmung werden dürften, und daß der, heute sehr beträchtliche, Handelsverkehr mit dem Auslande bereits seinen äußersten Höhenpunkt erreicht habe.

Die amtlichen Tafeln für das Jahr 1870 weisen eine be-

trächtliche Zunahme des auswärtigen Handels nach. In runden Ziffern beträgt die Einfuhr in den fünf offenen Häfen einunddreißig, die Ausfuhr über fünfzehn, somit der Gesammtverkehr, zwischen Japan und dem Auslande über sechsundvierzig Millionen Dollar.

Die Analyse dieser Tabellen zeigt eine nicht unbedeutende Verminderung des Verkehrs mit England und eine kleine Zunahme des französischen Handels.

Die fremde Schifffahrt hat zu-, die englische abgenommen. Dies erklärt sich dadurch daß seit einem Jahre fast die gesammte Küstenfahrt durch die Dampfer der Pacific-Mail-Company versehen wird. Die Bedeutung der verschiedenen Flaggen nach dem Tonnengehalt läßt sich durch nachstehende Reihenfolge darstellen: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen und Holländer. Die deutschen Schiffe verführen als Fracht meist englische und Schweizerprodukte, und nur wenige deutsche. Selten kommen sie aus deutschen Häfen; und treiben bis jetzt hauptsächlich die Küstenfahrt zwischen Yokohama, Hiogo, Nagasaki und Shanghai. Aber ihre Flagge weht auf allen chinesischen und japanischen Meeren, und in allen, selbst in den entlegensten Häfen dieser beiden Reiche. Zu Wasser und zu Land steigt und verbreitet sich die Thätigkeit der Deutschen. Neben den Chinesen sind sie die gefährlichsten Nebenbuhler des brittischen Handels und der brittischen Schifffahrt. Die, viel minder zahlreichen, französischen Schiffe immer mit französischen Erzeugnissen beladen kommen fast alle aus Frankreich und kehren dahin zurück. In allen Geschäften richtet man sich nach den Notirungen von London und Liverpool. Diese beiden Plätze reguliren namentlich den Seidenhandel Eine bedeutende Menge japanischer Seide die für französische Spinnereien bestimmt ist geht an Bord der Messageries maritimes nach Marseille, von

wo sie durch Frankreich nach London und Liverpool versandt wird. Dort versieht sich der Lyoner Fabrikant mit seinem Bedarf. Japan kauft nur englische Waare: Birmingham und Manchester Goods. Die Amerikaner führen aus Californien und Oregon Bauhölzer und Mehl ein, und laden, als Rückfracht, Thee welcher in den pacifischen Staaten in immer steigenden Quantitäten konsumirt wird.

Ihrem äußeren Anstriche nach bietet die untere Stadt wenig Aehnlichkeit mit den großen Industrie- und Handelsplätzen Europa's und Amerika's. Keine dampfenden Essen, kein Gedränge von Fußgängern und von Fuhrwerken aller Art. Häuser und Menschen sehen ruhig, respektabel und ein wenig ländlich aus. Die Wohnungen sind dem Klima angepaßt worden, haben aber sonst ihren englischen Anstrich bewahrt. Ueber die Dächer ragen Baumwipfel empor. Die Straßen beleben sich Morgens und Abends, ein paar Stunden vor Sonnenuntergang, das heißt wenn man nach oder aus dem Kontor geht. Eine willkommene Unruhe zeigen die Gassen auch um die Mitte des Tages. Um diese Zeit schließen sich Wechselstuben und Kaufläden. Alles eilt zum Tiffin das hier wie in China und Indien das Hauptmahl bildet; das Diner ist eine Ceremonie. Harte Arbeit kommt nur an den Posttagen vor wenn die großen Dampfer ein- oder auslaufen. Im gewöhnlichen Leben hat man um vier Uhr sein Tagewerk vollendet und denkt nur mehr auf Unterhaltung. Die jungen Leute werfen die Feder weg, und besteigen ihr Pferd oder ihr Kanoe. Die Mode will daß die Gentlemen ihr langes, schmales Boot selbst über die Straße tragen und flott machen. Dann wird zum Ruder gegriffen, und flugs sind sie uns aus den Augen entschwunden Unter allen Himmelsstrichen liebt der Engländer athletische Spiele: das Zusammenwirken von Muth, Behendigkeit und Kraft. Um

diese Stunde beginnt sich der Bund zu beleben. Aus den Nebenstraßen biegen Fuhrwerke ein: Gig und Phaeton, die in Hongkong gebaut und mit kleinen australischen oder philippinischen Pferden bespannt sind. Darin sitzen elegante Damen oder junge Ehepaare, denn Alles ist hier jung, und Alles bewegt sich jetzt in der Richtung der Bluffs', fährt den steilen Weg hinan, dann oben dem Race-Ground entlang der in keiner brittischen Ansiedelung fehlt; erreicht endlich die neue Straße die über bewaldete Höhen, zwischen smaragdgrünen Reisfeldern und Bambushainen nach der Bai von Mississipi hinabführt. Allenthalben begegnen wir englischen und französischen Officieren, weiß gekleideten und beschuhten Gentlemen mit dem weißen, indischen Katunhelm bedeckt, alle auf Ponies reitend oder auf hohen englischen Pferden, den letzten Veteranen des chinesischen Krieges. Es ist ein bewegtes, anmuthiges Bild; das Schönste dabei ist aber der Hintergrund, die Landschaft und, in dieser Jahreszeit, die unvergleichlichen Sonnenuntergänge: der Himmel karmesin, darauf einzelne große, geballte, tiefblaue Wolken; das lange niedere Vorgebirge von Kanagawa mit perlfarbigen Tönen übergossen; auf dem violetten Meer mit dem Purpurschimmer, die blaßschwarzen Silhouetten der Schiffe und Djonken, die einen an ihrem Anker schwankend, die andern lautlos gleich Gespenstern dahingleitend.

Die Engländer bilden die große Mehrzahl der Residenten; nach ihnen kommen die Amerikaner, Deutsche und Franzosen. Italien wird durch die Graineure vertreten die im Sommer ankommen und im Herbst abreisen. Wenig zahlreich sind die Frauen. Im letzten Winter hatten Sir Harry und Lady Parkes auf einem Balle deren dreißig vereinigt, und noch spricht man von dem Ereigniß. Auf einer Soirée welche in diesen Tagen den Officieren des englischen Regiments bei seinem Ab-

marsche gegeben ward, bewunderte ich die eleganten und frischen Toiletten der jungen Damen und noch mehr ihren heroischen Muth bei 30 ° R. zu tanzen.

In der europäischen Stadt sieht man viele Eingeborne und Chinesen die im Dienste der Fremden stehen. Der so wichtige Posten eines Comprador (Einkäufer, Haushofmeister, in den Banken Zahlmeister) wird stets von Chinesen versehen. Ueberhaupt gewinnen letztere mit jedem Jahre an Bedeutung. Man zieht Diener dieser Nation den Japanern vor. Die Japaner, sagte mir ein alter Resident, haben einst von den Chinesen die Civilisation, die Religion und selbst die Schriftzeichen angenommen. Jetzt ahmen sie die Europäer nach. Sie fühlen ein Bedürfniß nachzuahmen und sich nach dem Vorbild Anderer umzumodeln. Es liegt dies in ihrer Natur. Man vergleiche nur japanische und chinesische Diener. Die ersteren beobachten die Gewohnheiten ihres Herrn, und fügen sich in dieselben mit merkwürdiger Leichtigkeit. Nur darf man sie nicht ihren eigenen Eingebungen überlassen, denn es sind schwache Köpfe. Dagegen bleibt der Chinese überall Chinese; er beobachtet und ahmt weniger nach; aber was er thut ist wohlgethan, besonders wenn man ihm gestattet nach seinem eigenen Urtheile zu handeln. Der Japaner, vorausgesetzt daß man ihn nicht von den Vorschriften der landesüblichen Etiquette entbindet, ist sanft, fröhlich und dem Herrn anhänglich. Läßt ihn letzterer prügeln, so thut das seiner Ergebenheit keinen Eintrag. Das Bambusrohr schmerzt, aber es entehrt nicht; der Vater hat seinen Sohn gezüchtigt. So wird hier die körperliche Strafe aufgefaßt. Behandelt man aber diese Leute wie europäische Diener, so werden sie über die Maßen zuthulich, grob und unausstehlich. Der Chinese empfindet für den Europäer dem er dient keine Zuneigung. Er ist stolz, rachsüchtig und sehr empfindlich, dabei

aber äußerst artig. Bei der geringsten Bemerkung kündigt er den Dienst auf, gewöhnlich unter dem Vorwande seine Mutter sei erkrankt, oder indem er in den ehrerbietigsten Ausdrücken und mit einem gewissen unheimlichen Lächeln erklärt die beiderseitigen Charaktere stimmen nicht zusammen. Jedenfalls geht er; nichts vermag seinen Entschluß zu ändern.

In einer der großen Straßen sieht man, hinter einer niederen mit dem Kreuzeszeichen geschmückten Mauer, eine schöne Kirche von mäßiger Größe. Vor dem Portale steht die Statue der Jungfrau, auf der rechten Seite des Vorhofes ein niederes Haus, die bescheidene Residenz des apostolischen Delegaten Mgr. Petitjean und seiner Vikare, sämmtlich Priester der Missions étrangères de Paris. Apostolischer Eifer hat diese frommen Männer nach dem fernen Gestade geführt. Aber die Landesgesetze, die eifersüchtige Wachsamkeit der japanischen Behörden, der Haß gegen das Christenthum welchen die Neuerer des Tages bewahrt haben, die schuldige Rücksicht auf die Wünsche des diplomatischen Korps welches Konflikte und Verwickelungen vermeiden will, haben bis jetzt die Ausübung ihrer Mission vereitelt. Sie sind Hirten ohne Heerde, ausgenommen einige wenige katholische Residenten welche sich zuweilen erinnern daß sie Christen sind, und die französischen und irländischen Matrosen welche dies nie vergessen. In diesem Augenblicke schmachten Tausende von verfolgten Christen nach den Tröstungen der Religion; aber diese guten Väter können sie nicht reichen. Sie beten also und warten; vervollkommnen sich in der Kenntniß der Sprache, der Geschichte, der Sitten des Landes, versprechen sich viel von der bevorstehenden Revision der Verträge, hegen die vielleicht nicht leere Hoffnung daß der Tag herannahe an welchem sich Japan nicht nur dem europäischen Handel sondern auch den Wahrheiten des Christenthums erschließen werde.

Alles in Allem, ist Yokohama ein bedeutender Platz. Man arbeitet hier aber nicht zu viel. Die Thätigkeit ist nicht, wie in den großen Handelsplätzen Amerika's, eine fieberhafte und aufreibende. Es bleibt hinlängliche Zeit um auszuruhen, um sich zu zerstreuen, um des lieben Vaterlandes, nie ohne Wehmuth und Sehnsucht, zu gedenken. Nicht vierundzwanzig Stunden hat der Ankömmling in Yokohama verweilt, ohne zu entdecken daß Jedermann am Heimweh leidet. Man arbeitet wie gesagt und man unterhält sich, jeder nach seiner Art. Unter der Sphäre des Gentleman befindet sich die Schichte der Rowdies, besser gezügelt als im amerikanischen far West wenn gleich lärmend genug in den zahlreichen Billardsälen und Trinkstuben Yokohama's. Aber Alle, hoch und niedrig, sehnen sich nach der Heimath. Spricht man ihnen von Altengland, so zieht eine Wolke über ihre Stirne. So ist der Mensch. Immer und überall sucht er in der Zukunft das Glück statt es zu erfassen in der günstigen Stunde der Gegenwart. Das Leben in den fernen Gegenden entwickelt diese Seelenstimmung. Zwischen der Sehnsucht nach dem was man verließ und der Hoffnung dessen stehend was die Zukunft bringen soll, verbringt man die Zeit in Unruhe und Zweifel. Die so wirklich reich geworden sind, und sie machen die Ausnahme, verlassen mit Freuden das Land der Verbannung in dem sie die schönsten Jahre ihres Lebens verloren. Sie gehen heim. Sie sind homeward bound! Welche Musik in den beiden Lauten! Die Zurückbleibenden antworten mit einem Seufzer. Ich glaube aber, die schönste Zeit dieser glücklichen Sterblichen ist die Heimreise. Es ist eine Zeit süßer Täuschung. Kaum angekommen unter dem grauen Himmel, in der Nebelatmosphäre des Vaterlandes, sehnen sie sich nach der japanischen Sonne zurück, nach den schönen Cedern die ihr Haus auf den Bluffs oder am Bund beschatteten, nach

der zahlreichen Dienerschaft, nach der Arbeit, der Thätigkeit, der Aufregung ihres dortigen Daseins. In Yokohama waren sie Jemand, mindestens galten sie für einen Landesgouverneur, einen Chi=fu=Chi. In England sind sie Niemand, nobody. In Japan litten sie am Heimweh, in England leiden sie am Japanweh. Wäre ihr Leben wieder zu beginnen, würden sie wohl das Glück bei den Antipoden suchen?*)

II.

Yoshida.

Vom 3. zum 14. August.

Japan, mit Ausnahme der Trade=Ports und der Städte Yedo und Ôsaka, noch immer den Fremden verschlossen. — Wie man im Innern reist. — Uebergang über die Odawara. — Die Bäder von Miyanôshita. — Die Fujiyama=Pilger. — Im Tempel von Yoshida. — Der Engpaß von Torisawa. — Hachôji. — Rückkehr nach Yokohama.

Die Verträge haben Japan nicht eröffnet. Nur in den fünf Häfen, welche die Engländer Trade= oder Treaty=Ports nennen, Yokohama, Hiogo (Kobe), Nagasaki, Niigata und Hakodate und in den beiden Großstädten (fu) Yedo und Ôsaka ist den Europäern Handel und Niederlassung gestattet. Das übrige Land bleibt nach wie vor hermetisch verschlossen. In der Umgebung eines jeden Vertragshafens ist ein kleines Gebiet von einigen Quadratmeilen dem Zutritte der Fremden geöffnet. Die Grenzpfähle tragen in japanischer und englischer Sprache die Inschrift:

*) Laut Bericht des Sir H. Parkes vom 29. April 1871 residirten damals in Japan: 782 Engländer, 229 Amerikaner, 164 Deutsche, 158 Franzosen, 87 Holländer, 166 Europäer anderer Nation, im Ganzen 1586.

Vertragsgrenzen. Jenseits beginnt das verbotene Land. Den Häuptern der Gesandtschaften und den Generalkonsulen allein haben die Verträge das Recht gesichert im Innern zu reisen. Für alle andern Fremden wird das Verbot strenge aufrecht erhalten. Nur zum Besuche der Heilquellen von Miyanôshita und Atami und zur Ersteigung des Fujiyama gestattet man Privaten die Bewilligung auf besonderes Verlangen der Gesandtschaften. In solchen Fällen wird der Reisende von untergeordneten Officieren begleitet und überwacht. Man nennt sie in Yokohama gewöhnlich, aber wie man mir sagt irrthümlich, Yakunin, ein Name der höher stehenden Officieren gebührt. Die entferntesten Punkte welche der Fremde in Folge solcher Ermächtigung besuchen kann sind Subashiri, am Fuße des Fujiyama, fünfzig Meilen, und Atami, ungefähr sechzig Meilen von Yokohama entfernt. Bei der bevorstehenden Revision der Verträge *) wird die Absperrung Japans wahrscheinlich zur Sprache kommen. Wenn die Gesandten die Minister über diese heikle Frage sondiren, erhalten sie gewöhnlich die Antwort: So lange die Samurai (aus der Kriegerkaste) bewaffnet sind müsse im Interesse der Fremden das Verbot aufrecht erhalten werden, da letztere sonst der größten Lebensgefahr ausgesetzt wären; die Frage der Entwaffnung sei aber eine innere Angelegenheit welche sie mit fremden Gesandten nicht verhandeln dürfen. Hinter dieser Schlußfolgerung verschanzt man sich. Die Entwaffnung **) der Samurai sei eine Revolution; den Fremden die Reisen im Innern gestatten, so lange die Samurai nicht entwaffnet seien, hieße neue Mordthaten hervorrufen. Wie viele wurden bereits

*) Sie soll 1873 stattfinden.

**) Diese Maßregel wurde während meiner Anwesenheit angeordnet, aber nur sehr unvollständig ausgeführt. Nach den neuesten Nachrichten zeigen sich die Samurai wieder bewaffnet.

sogar auf dem den Fremden zugänglichen Gebiete begangen? Was würde erst im Innern des Reiches geschehen? Gegen diese Schlußfolgerung läßt sich nichts einwenden.

Sind heute die Reisen im Innern mit Gefahr verbunden? Hierüber vernahm ich verschiedene Meinungen. In den diplomatischen Kreisen gefällt man sich zur Stunde darin, Menschen und Dinge in Japan von der Glanzseite zu betrachten. Fortschrittsmänner, die sich für Freunde der Fremden ausgeben, sind an der Gewalt. Man will sie schonen, gewinnen, vielleicht sogar ermuthigen auf der betretenen Bahn weiter zu schreiten. Man ist nicht abgeneigt, innerhalb gewisser Grenzen, ihnen die Erreichung ihrer wohlwollenden und aufgeklärten Absichten zu erleichtern. Allerdings, die Liste der ermordeten Fremden ist lang; sie flößt Entsetzen ein, wenn man die Menge der Opfer vergleicht mit der geringen Zahl der Residenten. Aber in der letzten Zeit, sagt man, sind ähnliche Blutthaten nicht mehr vorgekommen; und wenn, im Jänner dieses Jahres zwei Samurai denen ein dritter zufällig vorübergehender beisprang, zwei Engländer (im japanischen Dienste) auf offener Straße in Yedo niederhieben, so haben die beiden Herren dies Mißgeschick sich selbst zuzuschreiben. Was hatten sie Nachts auf der Straße zu thun? noch dazu in Begleitung einer Frau, und ohne die Wächter deren sie sich um allein zu sein durch eine List entledigt hatten? Gewiß, Sir Rutherford erzählt in seinem Buche mit Recht daß wer einem mit seinem Gefolge reisenden Daimio begegnet sich in äußerster Lebensgefahr befindet; aber erstlich reisen jetzt die Daimio häufiger zu Wasser als zu Lande, und dann sind die Samurai nicht mehr so schlimm als sie waren. Sie beginnen sich zu civilisiren. — Und der Mordanfall in Kiyôto auf Sir Harry Parkes, als er von seinen Ordonanzen und brittischen Soldaten umgeben nach dem Palaste des Mikado

zog! — O, seither sind drei Jahre verstrichen. Die Zeiten haben sich geändert. — Mit Einem Worte, in den Gesandtschaftskanzleien will man an keine Gefahr glauben.

Die meisten Residenten in Yokohama theilen diese Meinung. Einige haben mir allerdings ihre Unkenntniß der Zustände im Innern eingestanden. Auch die katholischen Missionäre, so wohl unterrichtet in andern Ländern des äußersten Ostens, besonders in China, konnten mir keine Auskunft geben. In Einem stimmen jedoch Alle überein: das Volk ist gutmüthig, freundlich und wohlwollend. Den Zweischwertmännern gehe man aus dem Wege. Das Uebrige weiß man nicht. Gar Vieles ist noch unbekannt. Ein dichter Vorhang verhüllt das Innere. Den Vertretern der Großmächte mag es gelingen diesen Schleier hie und da ein wenig zu lüften, aber die Erkundigungen sind unsicher und lückenhaft; überdies haben sich alle Gesandtschaften, mit Ausnahme der englischen die sich in Yedo befindet, in Yokohama niedergelassen. Auch machen die Umstände den Gesandten Zurückhaltung zur Pflicht. Sie können die Gefahren der Reisen im Innern nicht allzu sehr betonen, ohne die Bewohner der Faktorei in Yokohama in Unruhe zu versetzen; sie dürfen aber auch nicht die wirkliche oder vermeintliche Sicherheit zu laut preisen, denn hieße dies nicht die dem Angloſachsen angeborne Lust an Abentheuern reizen, ihn mittelbar zu lebensgefährlichen Unternehmungen anspornen, die Verantwortlichkeit für die etwaigen blutigen Folgen auf sich selbst laden? Sie schweigen daher. Aber in ihren Kanzleien, überhaupt in den officiellen, diplomatischen und Konsular-Kreisen, herrscht Vertrauensseligkeit.

(3. August.) Der niederländische Gesandte Herr van der Hoeven hatte mir vorgeschlagen mich ihm auf einem Ausfluge nach dem Fujiyama anzuschließen. Eine kostbare Gelegenheit

die noch wenig bekannten Gegenden im Norden und Osten des Vulkans zu besuchen. Wir sind sechs Reisegefährten, darunter Herr Kempermann, ein trefflicher Japanologe und Dolmetsch der Gesandtschaft des Norddeutschen Bundes.

Alle Vorbereitungen sind getroffen, die Befehle der Regierung an die Ortsbehörden durch Eilboten abgefertigt; der Koch im Kangho, die Mundvorräthe, Küchengeräthe und Betten auf den Schultern einer gehörigen Anzahl von Kuli seit gestern unter Weges. Heute Morgens, um fünf Uhr, bei dem herrlichsten Wetter aber schon zu dieser frühen Stunde bei sengender Sonne, besteigen wir einen Char-à-bancs der uns auf dem Tokaido bis zum Flusse Odawara bringen soll. Bis dorthin ist nämlich die Heerstraße fahrbar. Jenseits wird zu Fuß, zu Pferd, zu Kangho gereist. Unsere Schutzengel, die Yakunin, reiten auf magern kleinen Kleppern neben und vor dem Wagen her. Kaum haben wir Platz genommen als ein jeder, mich ausgenommen da ich immer unbewaffnet reise, seine Pistolen, Jagdgewehre oder Hirschfänger prüft. Der junge Herr neben mir zieht einen gewaltigen Revolver aus der Tasche. Die Art wie er ihn handhabt beweist daß er besser mit der Feder als mit Mordwerkzeugen Bescheid weiß, und zum ersten Male auf diesem Spaziergange um die Welt zittere ich für mein Leben.

Der Tokaido ist, wie immer, belebt. Fast ohne Unterbrechung folgen sich die Reisenden zu Fuß, zu Norimon, zu Kangho, Weiber, Kinder, Zweischwertmänner, glatt geschorene Priester, von Zeit zu Zeit ein Eilbote. Wie die meisten Männer in dieser Jahreszeit trägt er als einzige Bekleidung den Lendengürtel, auf dem Haupt einen großen tellerförmigen Hut, auf der Schulter ein langes dünnes Bambusrohr, von dessen Enden, hier seine Briefschaften dort sein leichtes Reisegepäck herabhängen. Mit anmuthiger Behendigkeit hüpft er an uns

vorüber; kaum daß die kleinen mit Strohsandalen beschuhten Füße den Boden berühren. Im Ganzen eine olympische Erscheinung, Gott Merkur; in Wirklichkeit ein armer Teufel im Dienste eines Daimio, oder der Regierung oder der Postverwaltung, denn es gibt eine Briefpost der man sogar musterhafte Regelmäßigkeit nachrühmt. Unsere Yakunin sind hübsche Bursche; unter ihrem breitkrämpigen schwarzlackirten Papierhut, in dem weiten Seidengewande sehen sie schmuck und stattlich aus. Zu beiden Seiten der Straße folgen sich Dörfer, Häuser und Kaufläden in fast ununterbrochener Reihe. Dazwischen Gärten und einzelne Baumgruppen. Um halb acht Uhr langen wir in der Tempelstadt Fujisawa an. Die Gegend ist reizend: Anhöhen die mit kleinen Thaleinschnitten wechseln; letztere abgeschlossen durch die Berge und gegen die Straße geöffnet; Alles, Berge, Thäler, Schluchten mit dem saftigsten Grün übergossen. Reisfelder beginnen in der Niederung, steigen dann von Terrasse zu Terrasse, von Schlucht zu Schlucht den Grath hinan welchen prachtvolle Bäume krönen: Pinien, Kryptomerien, Bambus, japanischer Lorbeer.

Das Frühstück wird in einem großen Theehause eingenommen. Die Nesan, Fräulein, d. h. prosaisch gesagt, Kellnerinnen, welche alle Reisebeschreiber zu verherrlichen pflegen, kauern um uns am Boden, und obgleich hier die Erscheinung von Europäern keine Seltenheit mehr ist, so füllt sich doch das geräumige Haus mit Neugierigen. Um halb zehn Uhr wird aufgebrochen. Eine Stunde später überschreiten wir die Vertragsgrenze, fahren durch den großen Flecken Oiso, und erreichen gegen Ein Uhr das Ufer des Flusses. Jenseits zeigt sich die Residenzstadt des Daimio von Odawara.

Hier springen wir aus dem Marterkarren, und ein jeder legt sich rücklings auf ein Brett. Zwei Oeffnungen am Rande

gestatten dem Reisenden sich mit den Händen festzuhalten. Dies geschehen, laden vier nackte Kerle die Bahre auf die Schultern, und stürzen sich sofort in den Strom. Nicht ohne einige Gemüthsbewegung sehe ich wie das Wasser ihnen bis an die Schultern reicht. In der Mitte des Flusses reißt sie die Strömung mit sich fort, aber glücklich genug verliert keiner den Boden unter den Füßen. Die Ufer scheinen zu fliehen wie auf einer Flußschifffahrt. Wir nähern uns dem Meere, und schon fällt der Donner der Brandung in den Gesang der Kuli ein. Auch hier verleugnet sich das heitere Naturell dieser Leute nicht; obgleich vollauf beschäftigt, betrachten sie uns von Zeit zu Zeit mit neugierigen Blicken, und brechen dann in ein gutmüthiges Gelächter aus. Wo lacht der Japaner nicht? Wir selbst finden unsere Lager minder spaßhaft. Mit Leibeskräften klammern wir uns an die schwankenden Bretter. Eine eigenthümliche, phantastische Scene! Endlich erreichen die Männer das jenseitige Ufer, und laden uns am Strande ab. Noch einige Schritte, und wir sind in Odawara. Am Eingange der Stadt empfangen uns der Ortsvorstand und seine Adjunkten in vollem Staat, verrichten den Kow-Tow und geleiten uns in feierlichem Zuge nach einem großen Vorhaus wo Herrn van der Hoevens gestern vorausgesandter Koch den Tiffin bereitet hat. Seit vorigem Jahre wurde Odawara mehrmals von Yokohama-Residenten besucht; dennoch ist die Ankunft weißer Menschen noch ein Ereigniß, und wir haben daher Mühe uns der Neugierigen zu erwehren. Nach Tische bringt ein Mann eine schöne Lackschachtel die, in vier Fächer getheilt, blauen, rothen, schwarzen und weißen Sand enthält. Er streut ihn auf den Boden wie der Landmann den Samen auswirft, und siehe da, es entstehen farbige Zeichnungen, Blumen, Ornamente, Vögel, am Ende erotische Gegenstände die an Pompei

erinnern. Frauen und Mädchen lachen mit, was uns keinen hohen Begriff gibt von weiblicher Sittsamkeit im Reiche der aufgehenden Sonne. Aber bewundernswerth ist die Geschicklichkeit des Gesellen: korrekte Zeichnung, ein merkwürdiger Farbensinn, dazu die wunderbare Behendigkeit des Mannes und das eigenthümliche Verfahren! Indem ich ihm aufmerksam zusehe, glaube ich einen Einblick zu gewinnen in das Wesen der japanischen Kunst.

Um vier Uhr Aufbruch, diesmal zu Pferde. Bis hieher sind wir westwärts gereist. Jetzt wenden wir uns gegen Norden. Der Weg zieht am rechten Ufer des Waldstromes hinan, gewährt einen Blick auf das von hundertjährigen Bäumen beschattete Schloß eines Daimio, wird allmälig immer steiler, und schlängelt sich dann das Berggelände hinauf. Eine üppige Vegetation bedeckt die Höhen vom Fuße bis zum Scheitel.

Ein besonders reizendes Landschaftsbild gewährt das kleine, in einer Schlucht gelegene Dorf Yumoto. Hier verlassen wir die Heerstraße nach Kiyôto, erreichen auf schmalen Pfaden, und über gebrechliche Brücken und Stege, zwischen bemoosten Felsblöcken und dunklen Baumgruppen fortwährend steigend, gegen sieben Uhr Abends bei Einbruch der Dämmerung, den Badeort Miyanôshita.

Entfernung von Yokohama vierzehn Ri oder fünfunddreißig englische Meilen.

(4. und 5. August) Miyanôshita*) besteht aus einem Tempel, Mia, und einer Gruppe von Häusern welche über einander emporragend theils in die Felswand gekeilt, theils über den Ab-

*) Wörtlich: Unter dem Tempel.

hang einer gen Norden offenen Schlucht verstreut sind. In letzterer Richtung streift der Blick längs den östlichen Abfällen eines Hügelzuges hin; ringsum sieht man nichts als Berge, ganz bedeckt mit Kryptomerien, anderem Nadelholze, Ahorn und Eichen. Alles ist grün außer die grauen Hausdächer, die rothen Pilaster welche sie tragen, und die weißen Papierwände. Die Gassen sind in den Granit gehauene Stufen. Die Gärtchen welche die meisten Häuser umgeben steigen terrassenförmig in die Schlucht hinab. Kleine Wasserfäden bilden kleine Kaskaden, beschattet von kleinen Eichen, kleinen Cedern, kleinen Tannen mit künstlich gekrümmten Aesten. Kleine aus Einem Steine bestehende Brücken führen über kleine Gießbäche. Gegen den Geschmack der Anlagen ließe sich Manches einwenden; man möchte sagen Kinder haben sie gezeichnet, aber Kinder mit sinnreicher Phantasie; das Ganze macht einen harmonischen Eindruck. Ich stehe auf dem Balkon und blicke in einen dieser Gärten hinab. Er sieht aus wie ein Park. Nun tritt aber ein Theemädchen ein, die höher ist als die höchsten Cedern. Das stört die Täuschung, man merkt nun daß der Garten nichts Anderes ist als ein Spielzeug, allerdings ein überaus reizendes.

Der Ortsvorstand hat uns in den besten Gemächern des besten Wirthshauses untergebracht. Eine Familie von Eingebornen mußte uns weichen. Ich hasse solche Machtsprüche der löblichen Behörden; aber da es nun einmal geschehen, nehme ich, wie die Andern, von meinem geräumigen Zimmer Besitz. Die Vertriebenen fügen sich übrigens in ihr Schicksal und lächeln uns freundlich zu. Das Theehaus, eigentlich ein großes Hotel, besteht aus mehreren abgesonderten Pavillons. Der Gang der sie verbindet gestattet einen Blick in das häusliche Leben der Japaner. Fast alle Anwesenden sind Badegäste. Am

Ende des Korridors befindet sich die allgemeine Badestube. Man sitzt traulich beisammen und begießt sich abwechselnd mit heißem und kaltem Wasser; dann geht ein jeder in sein Zimmer das in der Regel offen steht.

Dort läßt man sich von einem Blinden oder, wenn man eine besitzt, von seiner Frau kneten. So sah ich einen dicken Herrn auf der Matte ausgestreckt; er rauchte und las, während die Frau, neben ihm kauernd, die breiten Schultern des Gemahls stundenlang mit ihren hurtigen, länglichen, feinen Fingern bearbeitete. Die Tochter, ein hübsches Mädchen mit reizendem Kopfputze und gesuchter Toilette, spielte dazu auf der Laute. Von Zeit zu Zeit krochen Diener auf allen Vieren in das Gemach um Thee aufzutragen oder die Pfeife des Familienvaters zu stopfen. Letzterer ist, wie ich höre, ein hochgestellter Bureaukrat aus Yedo.

In einem anderen Zimmer sitzen unsere Yakunin im Kreise auf den Fersen, rauchen, singen und schwätzen mit den Nesan. In der Küche wird fleißig gekocht; Weiber und Mädchen überwachen die Töpfe am Feuer, und zerschneiden lebendige Fische in Scheiben. Alles geschieht methodisch und mit musterhafter Reinlichkeit. Nirgend wird das Auge verletzt. Alle lachen und plaudern; Alle sind guter Dinge; Sorge oder Verdruß scheinen sie nicht zu kennen. Da die Gemächer an einander stoßen, und nur durch meist offenstehende Papierwände getrennt sind, so dringt der Blick allenthalben ungehindert ein. Hübsch gekämmte Köpfe, nackte Büsten lassen sich im Halbdunkel errathen, indeß durch irgend eine Spalte die Sonne einen Strahl sendet der wie ein Goldregen in die Dämmerung fällt. Weiter hinein, durch die Tiefe des Hauses hindurch, wird der Tag sichtbar. Da gewahrt man Bäume, wieder ein Stück Wasserfall, Vorübergehende welche die Felstreppen hinaufsteigen, im Waldesgrün oder in einer Hütte verschwinden.

(6. August.) Kurz vor sechs Uhr bricht unsere Karavane auf. Könnte man die Beine abschrauben so wäre das Reisen im Kangho eigentlich nicht unangenehm. Die landesübliche Sänfte ist ein offener Korb, drei Schuh lang, zwei hoch. Hievon muß der Durchmesser des dicken Bambusrohres an dem er hängt abgerechnet werden. Das Dach von Bambusblättern schützt nur unvollkommen gegen die Sonne, und ist so niedrig daß der Reisende am Rücken liegen und seine Beine an sich ziehen muß, da ihn die Nähe des vorderen Trägers hindert sie auszustrecken. Aber man gewöhnt sich an Alles, und wer dies nicht kann soll nicht nach Japan kommen, wo eben Alles anders ist als in der übrigen Welt.

Von Miyanôshita abreisend, umgehen wir zuerst die erwähnte Schlucht und kommen, immer nordwärts ziehend, durch einen schönen Wald. Nach dritthalbstündigem Marsch wird im Dorfe Sengokunohara gehalten. Abreise um halb zehn Uhr. Wir haben die Schatten verlassen und ersteigen, den Strahlen einer unbarmherzigen Sonne fast erliegend, die letzte Kette welche uns vom Fujiyama trennt. Das Gras erreicht beinahe Manneshöhe und ist auf der einen Seite weiß auf der andern grün, daher die Berge je nach der Richtung des Windes hier lichtgrau dort hellgrün sind. Allmälig wird der Pfad äußerst steil. Hinter uns, im Westen, breitet sich ein dunkler schwarzer Wasserspiegel aus; es ist das nördliche Ende des Sees Hakone. Gegen elf Uhr haben wir, durch einen Engpaß kletternd, den Kamm erreicht. Er ist kaum einige Fuß breit und fällt auf der Nordseite fast senkrecht ab. Unten liegt eine wellenförmige Ebene, bedeckt mit Wiesengründen, besät mit Baumgruppen, Alpendörfern und einzelnen Gehöften. Die Farben sind das lichte und matte Grün des Sammetrasens; das dunkle, auf der Sonnenseite glänzende des Laubes. Jenseits der Ebene, gegen Nord-

West, in der Entfernung von vier bis fünf Meilen, erhebt sich, vierzehn tausend Fuß über den Meeresspiegel, ein ungeheurer Kegel, der heilige Berg, der riesige Vulkan Fujiyama. Er erinnert an den Aetna von Taormina aus gesehen; nur sind seine Abfälle weniger zerklüftet, die Linien weniger gebrochen; auch schmolz in dem ausnahmsweise heißen Sommer der Schnee der sonst an manchen Stellen das ganze Jahr über liegen bleibt.

Die Reisenden gleiten sitzend auf den glatten Grasabhängen in die Tiefe hinab. In wenigen Minuten haben sie die Ebene erreicht. Hier umweht sie frische elastische Alpenluft; mit Wollust schlürfen sie die balsamischen Wohlgerüche des Frühlings.

Um Ein Uhr Ankunft in Gotemba und Mittagsruhe in einem netten Theehaus. Die Weiterreise ist ein hübscher Spaziergang in einem englischen Park. Ueberall eine Fülle von Wasser und Schatten. Allmälig lichtet sich der Hain. Wir betreten die Steppe welche den Vulkan umfängt. Es ist ein Gürtel von Grasland und Lavablöcken. Hier liegt Subashiri, unser Nachtquartier. Ankunft daselbst um halb sechs Uhr.

Entfernung von Miyanôshita sieben Ri oder siebzehn eine halbe Meile.

Die ganze Tagereise war unbeschreiblich schön. Wer im Kangho reist streift so zu sagen am Boden hin. Als wir am Morgen über die Wiesengründe zogen, da streichelten Gräser, Schlingpflanzen und Blumen meine Wangen, und mein Blick drang in geheimnißvolle Regionen die der Fußwanderer zertritt ohne sie zu sehen. Für mich war es eine neue Welt. Die Sonne spielte mit den Schatten der Blumenstengel und Grashalme. Ich beobachtete Bienen und Schmetterlinge und tausend Insecten wie sie heimlich in die Blumenkelche schlichen. Und was für Blumen! Große himmelblaue Glocken anmuthig

geneigt über riesige Nelken; Lilien die ihr reines Kleid entfalten unter schirmenden, aus feinen Gräsern gewebten Kuppeln. Alles lächelt in diesem Lande: die Natur und die Menschen. Betrachtet nur Eure armen Träger. Keinen Augenblick schweigen sie, und niemals reden sie ohne zu lachen. Und dennoch fließt der Schweiß von ihren ehernen Körpern. Von drei zu drei Minuten wird die Schulter gewechselt was die Sache eines Augenblicks ist. Ein jeder von uns hat vier Kuli die sich ablösen. An steilen Stellen unterstützen die unbeschäftigten die Kameraden indem sie die Hand gegen ihren Rücken stemmen. Alle zehn Minuten lösen sie sich ab, immer nach einem Wortgefechte von Artigkeiten. „Eure Herrlichkeit muß müde sein. — Nicht im Geringsten, Eure Herrlichkeit irren.“ Darauf neues Gelächter und neue Komplimente.

(7. August.) Von Subashiri aus oder, wenn sie von Hakone kommen, auf einem westlichern Pfade, besteigen die Europäer den Fujiyama, natürlich nur wenn hiezu ermächtigt, und immer vorschriftmäßig beschützt, geleitet und bewacht. Dies ist die Jahreszeit der Wallfahrten, und die Pilger strömen in großer Anzahl von allen Seiten herbei; doch ist Yoshida der gewöhnliche Ausgangspunkt. Jenseits Subashiri beginnt das geheimnißvolle, von Weißen wenig gekannte Land. Dort, im Nordosten des Vulkans liegt Yoshida, berühmt durch seine Tempel, durch die Sanctitas loci, durch die ungeheure Menge von Wallfahrern welche vor oder nach Ersteigung des heiligen Berges dort ihre Andacht verrichten. Yoshida ist das Ziel meiner Reise. Den Fujiyama überlasse ich meinen Gefährten. Ich weiß daß der Genuß die Anstrengung nicht aufwiegt. Ein gut erhaltener Pfad mit acht Stationen wo man die Nacht in Hütten zubringen kann, führt zum Rande des erloschenen Kraters empor. Ist, ausnahmsweise, der Himmel klar so genießt

man dort einer weiten aber uninteressanten Aussicht. Der große Reiz sehr hoher Punkte besteht, wenn ich nicht irre, weniger in der Ausdehnung als in der Abwechselung der Rundsicht. Du stehst auf einem Gipfel des Hochgebirges. Mit Schaudern siehst Du hinab in die Schluchten und Abgründe die Dich umgeben; dann, gleichsam um das Auge zu beruhigen, blickst Du über die Bergkämme hinweg nach der Ebene. Den Gesetzen der Optik gemäß, überragt sie scheinbar jene Kämme und steigt am Himmel hinan bis sie die Höhe Deines Standpunktes erreicht hat. Diese Umgebung von Felsschluchten und Berggipfeln fehlt dem Fujiyama. Die nahen Höhenzüge erheben sich nicht über dreitausend Fuß. Daher kommt es daß das Land vom Krater aus betrachtet aussieht wie ein verkrüppeltes, grünes, weiß geflecktes Stück Papier. Die weißen Flecken sind Yedo, Yokohama und die unzähligen Städte, Märkte und Dörfer des Kuanto.*(

Die Vorbereitungen für die Ersteigung haben den Morgen ausgefüllt. Erst um zwei Uhr brechen meine Freunde auf. Ich selbst, in Begleitung des unschätzbaren Herrn Kempermann, des Einzigen unter uns der die Gabe der Sprache besitzt, steige zu Pferde um sofort in unbekannte Regionen zu dringen. Die Sonne ist grausam und die Gegend, so lange uns der Weg durch eine tiefe Erdspalte führt, ziemlich eintönig. Als wir sie verlassen, erscheint vor uns ein kleiner See; hinter ihm mehrere sich überragende Bergzüge, zu unserer Linken der Vulkan. Richtung Nord-Nord-Ost. Am Seeufer angelangt, genießen wir während einiger Minuten die Gastfreundschaft des Ortsvorstandes von Yamanonaka. Es ist ein kleines Dorf das vom Seerande den Abhang eines Waldhügels hinanklettert. Unsere Ankunft bringt die Bevölkerung auf die Beine. Von allen Seiten

*) Dies ist der Kollektiv-Name von fünf Provinzen.

stürzen die guten Leute herbei, betrachten uns neugierig, und brechen dann in Gelächter aus, aber dies Gelächter hat nichts Beleidigendes. Wir sind, im Gegentheil, willkommen. Der letzte Theil des Rittes ist besonders anmuthig. Dazu breitet der Fujiyama seinen wohlthuenden Schatten über uns. Um halb fünf Uhr reiten wir am Eingange des großen Tempels vorüber, und erreichen gleich darauf die ersten Häuser von Yoshida. Der Bürgermeister harrt unser bereits. Er hat im großen Gasthause Quartier bestellt, und führt uns dort mit dem gewöhnlichen Ceremoniel ein.

Entfernung von Subashiri sechs Ri oder fünfzehn Meilen.

(7. bis 10. August.) Die Stadt Yoshida steht theils auf einer niedern Rippe des Fujiyama, theils im Thale. Ein Gießbach durchbraust die Hauptstraße, mehrere winzige Kaskaden bildend, ihrer ganzen Länge nach. Die Häuser sind klein und die Dächer mit großen Steinen belegt. Von ferne gesehen, erinnern sie an die Sennhütten in unsern Alpen. Man glaubt sich nach Tyrol oder der Schweiz versetzt. Blicken wir zurück, gerade in der Richtung der großen Gasse durch welche wir einreiten, so sehen wir den ungeheuren Kegel des Vulkans in unmittelbarer Nähe. Ueber den heiligen Hainen welche die nächsten Anhöhen krönen ragt er in die Luft empor. Gegen Ost, also in entgegengesetzter Richtung, erscheint ein Wirrsal von Felsgebirgen, Thälern und zerklüftetem Erdreich, Alles bekleidet mit dem üppigsten Wachsthum.

Unser Wirthshaus, zugleich auch Tempel, ist ein weitläufiges Gebäude mit vielen Zimmern die durch bewegliche Wände getrennt sind. Vorne dehnt sich ein weiter Hof aus. Ein langer, schmaler Raum längs dem Hause wird als Garten be-

nutzt, falls einige Zwergbäume mit krampfhaft gewundenen Aesten und einige Steinlaternen, wie man sie in den Tempelhainen findet, auf diesen Namen Anspruch geben. Ueber die niedere Umfangsmauer blickend gewahrt man dann wieder den Fujiyama. Von meinem Zimmer aus, es ist das nächste am Heiligthum, dringt mein Auge durch die ganz oder halb geöffneten Schiebwände in alle Räume dieses großen Karavanserai. Da wohnen viele Wallfahrer, darunter einige Herrschaften mit zahlreichem Gefolge, und in den Zimmern in der Nähe des Hofes eine Unzahl von Dienern und Reisigen. Letztere sind bewaffnet und tragen auf ihrem Leibrocke das Wappen des Gebieters. In der Gasse ziehen Schaaren von Pilgern unablässig vorüber. Alle sind weiß gekleidet und mit einer Handglocke versehen welche selten schweigt. Sie kommen vom Fujiyama zurück. Unser Wirth, zugleich Priester des großen Tempels, bestätigt daß sie die Wallfahrt vollzogen haben indem er seinen Stempel auf ihr Pilgergewand drückt. Dies Kleid vererbt sich als kostbare Reliquie von Vater auf Sohn.

Mein geräumiges Gemach stößt an einen kleinen Hof und an das Heiligthum. Letzteres enthält den Altar mit den üblichen Leuchtern und dem heiligen Spiegel, aber weder Ungeheuer noch Götzen. Edle Einfachheit herrscht in diesen Räumen die, einer abstrakten Idee geweiht, die äußerlichen Attribute des buddhistischen Kultus verschmähen. Der verworrene Straßenlärm, das Getöse in der Küche und in den von Bewaffneten und Pilgern besetzten Zimmern dringen, gedämpft durch die Entfernung, in mein entlegenes Gemach. Magische, unerklärliche Lichter irren da im Raume umher, kriechen am Holzgetäfel empor, schimmern durch die Papierwände, spiegeln sich in den lackirten Rändern des Fußbodens, ersterben endlich in den finstern Ecken des Saales.

Wie noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in den italienischen Wallfahrtsorten üblich war, beschenkt hier der Edelmann bei der Abreise die Herberge mit seinem auf Holz oder Leinwand gemalten Wappenschilde. Dies wird dann neben den vielen Votivtafeln des Tempels aufgehängt. Letztere sind höchst interessant. Man sieht da den Donatair mit Familie oder Gefährten, im Hintergrunde gewöhnlich den schneebedeckten Fujiyama, oder geheilte Kranke, siegreiche Krieger, Räuber die im Hinterhalte lauern und wunderbar gerettete Reisende. Einige dieser Tafeln mögen dem siebenzehnten, höchstens dem sechszehnten Jahrhundert angehören. Obgleich sie keinen Anspruch auf künstlerischen Werth machen können, so zeugen sie doch meist von feinem Naturgefühl, und gewähren einen Einblick in die Wandelungen des Geschmackes, in den Aufschwung und Verfall japanischer Kunst.

Der Wirth ist, wie erwähnt wurde, Priester oder besser gesagt Tempelhüter; denn die Shintoreligion kennt, wie man behauptet, kein eigentliches Priesterthum. Die heute am Ruder befindlichen Männer sind systematische Gegner des Buddhismus, obgleich sich die ungeheure Mehrzahl der Nation zu ihm bekennt. Die Glaubenssätze des Shintoïsm sind beinahe vergessen. Die Gelehrten allein kennen sie oder glauben sie zu kennen. Die heutigen Träger der Gewalt wissen wenig oder nichts von ihnen, und verwechseln sie absichtlich mit den Lehrsätzen des Konfucius die eigentlich nichts Anderes sind als moralische Maximen. Bekanntlich antwortete der große chinesische Philosoph auf eine Frage über die andere Welt: „Ich war nie dort; ich kenne sie nicht.“ So oder ähnlich ist das Glaubensbekenntniß der gegenwärtigen Minister des Mikado, und so verstehen sie den Shintoïsmus. Letzterer wird von ihnen begünstigt und gewissermaßen dem Volke als Staatsreligion aufgezwungen.

Der Shintoïsmus war ohne Zweifel die alte Religion des Landes. Er mußte aber dem Buddhismus weichen der, gegen Ende des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, auf Veranlassung des Kaisers von China von Amtswegen im Reiche der Mitte eingeführt wurde, und fünf Jahrhunderte später in Japan eindrang. Die Mikado fuhren fort sich, der Form nach, zu der alten Religion zu bekennen, aber diese nahm thatsächlich die Glaubenssätze und Gebräuche des Buddhismus in sich auf. Die Shogun waren sämmtlich Buddhisten. Dies erklärt warum die über China aus Indien eingeführte Religion in Japan später so festen Fuß faßte, sowie auch warum die Dogmen der alten Religion zuerst in Mißachtung und endlich in Vergessenheit geriethen: weil nämlich die politische Macht und der Einfluß der buddhistischen Shogune bedeutender waren als die nominale Oberherrlichkeit der Mikado. Der officielle Shintoïsmus des Tages ist einfach die Verleugnung einer jeden Religion und die Abschaffung eines jeden Kultus; er ist die Zerstörung der Buddhatempel (man hat sie bereits begonnen mit der theilweisen Niederreißung des Heiligthums von Kamakura und durch die beabsichtigte Einziehung der Kirchengüter,) aber er ist offenbar nicht die alte Religion des Reiches. In vielen Tempeln war eine Art von Simultankultus eingeführt worden. In andern, die dem Namen nach shintoïsch blieben, wie zum Beispiel die von Yoshida und der Umgegend, wurden buddhistische Ceremonien, welche das Volk sehr liebt, innerhalb gewisser Grenzen angenommen. Nirgends haben sich die Lehr- und Glaubenssätze und der Ritus der alten Religion ohne buddhistischen Beisatz bewahrt. Hier und in dem ganzen Gebiete des Fujiyama bekennt sich die Bevölkerung zur alten Landesreligion, aber thatsächlich ist sie mehr oder minder buddhistisch.

Unser priesterlicher Wirth gehört einer adeligen Familie

an, trägt aber als geistlicher Herr keine Waffe. Jeden Nachmittag zieht er sein amtliches Gewand an und begibt sich nach dem großen Tempel. Seine Familie besteht aus der Gemahlin, einer noch schönen Matrone der ich etwas mehr Würde wünschen möchte (leider betrinkt sie sich jeden Abend) seinen beiden Töchtern, welche die Reisenden bedienen, und seinem Sohne, einem fünfzehnjährigen Knaben. Der junge Samurai, ein hübsches Bübchen, zeigt sich uns gerne in seinem Anzuge als Edelmann mit den beiden Schwertern im Gürtel. Seinen feinen Manieren entspricht offenbar ein zartfühlendes Herz. Er gab uns hievon eine Probe. Einer meiner Gefährten wünschte ein Votivbild als Andenken mitzunehmen. Die religiösen Skrupel des Tempelwirthes wurden, nicht ohne Mühe, durch ein bedeutendes Angebot beseitigt, und das Bild von der Wand genommen. Da brach der Knabe in Schluchzen aus. „Vater, sagte er, du hast nicht das Recht das Bild zu verkaufen. Es ist Tempelgut, und eine Zierde unseres Hauses; es gehörte unsern Voreltern; jetzt gehört es Dir, einmal wird es mein sein. Und dies soll verkauft werden, und noch dazu an Fremde! Welcher Schmerz, welche Schande!" Es versteht sich daß die Tafel wieder an ihren Nagel zurückkehrte.

Der große Tempel liegt wenige Schritte vom Eingange der oberen Stadt in einem Haine von vielhundertjährigen Cedern und Kryptomerien. Eine lange Allee dieser ehrwürdigen Bäume und eine doppelte Reihe von Steinlaternen führen von der Heerstraße zur Gabel, d. h. zu dem freistehenden Thore welches aus zwei aufrechten, nach innen etwas geneigten und aus zwei über einander gelegten Querbalken zusammengesetzt ist, und an einen Galgen erinnert. Solche Thore findet man in allen Shintotempeln. Unter der Furca durchgehend gelangen wir in den Tempelhof, der ein längliches Rechteck ist. In der Mitte des Platzes,

gegenüber der Tempelhalle erhebt sich fünf bis sechs Fuß über den Boden eine Estrade deren schwerfälliges Dach einem aufgestülpten Filzhut gleicht. Für die heutige Ceremonie hat man die Estrade durch einen erhöhten Brettergang mit der Tempelhalle verbunden. Zu letzterer, welche das gleichfalls isolirte Hauptgebäude ist, führen Stufen empor. Längs der ganzen Fassade läuft eine Gallerie. Diese durchschreitend gelangt man in die eigentliche Halle und, jenseits derselben, in das Heiligthum. Es steht dem Blicke des Profanen offen und enthält wie alle Shinto-Tempel den Altar mit den Kandelabern, dem (buddhistischen) Weihrauchgefäß und dem heiligen Spiegel. Die Gesimse des Gebäudes sind reich geschnitzt und tragen noch Spuren von Vergoldung. Im Hofe sehen wir einige Prachtexemplare von Itchô (salisburia adimantifolia) und einen phantastischen Brunnen der durch ein Dach geschützt ist; die Rinne stellt einen Drachen vor; die Arbeit ist offenbar von hohem Alter. Dies ist der berühmte Tempel von Yoshida, den wir täglich besuchten.

Am Vorabende unserer Abreise wurde dort ein großes Fest begangen. Der Hof war mit Volk gefüllt. Auf der Estrade stand ein kleiner blumenbekränzter Altar mit dem heiligen Spiegel, und vor dem Altar tanzte ein Priester. Er war in einen weiten Talar von Seidenbrokat gekleidet, trug am Haupte den Helm des Kriegers, und hielt zwei Schwerter in den Händen. Sein Gegner ist unsichtbar, aber der Kampf darum nicht minder erbittert. Bald greift der Priester an, bald weicht er zurück, dann dreht er sich im Kreise auf den Absätzen, dringt wieder vor, erlegt endlich den Dämon. Da der Kampfplatz kaum zwanzig Fuß im Geviert mißt, ist der Kämpfer häufig genöthigt sich umzuwenden, aber er thut dies mit Grazie und edlem Anstande; dabei regelt er seine Bewegungen nach den klagenden Tönen einer Flöte und den dumpfen Schlägen auf einer Trommel. Die beiden

Musiker, ein Greis und ein Knabe, kauern auf ihren Fersen in einer Ecke der Estrade. Endlich zieht sich der siegreiche Krieger über den Brettergang nach dem Innern des Tempels zurück. Auf den Stufen erscheinen jetzt mehrere Priester die den Frauen und Kindern im Hofe kleine Kupfermünzen zuwerfen.

Nun beginnt die zweite Ceremonie.

Ein Bonze erscheint auf der Schwelle des Tempels. Majestätisch, mit dem schleppenden Gange des Tragöden schreitet er über den B講ttersteg nach der Estrade. Sein Anzug ähnelt unsern Kirchengewändern. Ueber einem weiten Talar trägt er eine reich gestickte Stola. Sein ungeschornes Haupt (er ist Shintoïte und nicht Buddhist) umfängt ein gesteiftes rothes Band dessen Ende sich über seinen Scheitel erhebt. In der Hand trägt er einen Bogen, und am Rücken den Köcher. Tiefes Schweigen herrscht in der, hier wie überall in Japan, dunkelblauen und bronzefarbigen Volksmenge. Nur das monotone Gezirpe der Cicaden und das leise Flüstern der Cedern unterbricht die sonst lautlose Stille. Tausend Augen sind auf den Priester geheftet; aber keine Rührung, keine Andacht oder Sammlung, ja selbst keine Neugierde belebt die Gesichter. Mehr als der Gottesdienst erregen die beiden Fremdlinge die Aufmerksamkeit der ihnen zunächst Stehenden. Sie betrachten uns mit dem Ausdruck des Erstaunens, fast des Schreckens. Zwei Weiße im Tempel von Yoshida! Im Augenblicke wo der Priester auf der Estrade erscheint beginnt die Musik. Die Flöte läßt seltsame Weisen vernehmen, oder besser gesagt Recitative deren Ursprung sich offenbar in der grauen Vorzeit verliert. Zuweilen, entferntem Donner ähnlich, fällt die große Trommel ein. Der Bonze, die Augen gen Himmel gerichtet und immer wie am Kothurn einhergehend, bewegt sich im Kreise, verneigt sich dann plötzlich, holt einen Pfeil aus dem Köcher, richtet sich

auf, zielt nach dem bösen Geiste den er in der Luft entdeckt hat, und erlegt ihn. Da stimmt die Flöte eine Siegeshymne an. Der Priester beginnt einen neuen Rundgang, gewahrt und tödtet einen andern Geist, und das Orchester: die Flöte und die Trommel, malen in schrillen oder dumpfen Tönen die Wechselfälle des Kampfes. Endlich ist Yoshida befreit von allen bösen Feinden; der Priester singt den Lobgesang, wirft Bohnen in die Luft, stürzt vor dem heiligen Spiegel zu Boden und kehrt sodann, feierlichen Schrittes wie er gekommen, nach dem Tempel zurück.

Ich finde keine Worte um den Ausdruck seiner Züge zu schildern, das Mienenspiel, die klassische Schönheit seiner Stellungen, die ergreifende Wirkung der uralten Weisen, die edle und geheimnißvolle Heiligkeit des Ortes. Die Stellungen des Celebranten waren, wie gesagt, klassisch, aber sie waren dies nicht nur im allgemeinen Sinne des Wortes; sie erinnerten vielmehr entschieden an gewisse wohlbekannte und hochberühmte Typen der griechischen Kunst. Dagegen trug der Uebergang von einer Stellung zur andern das Gepräge des japanischen Geschmackes. Es waren kurze, heftige, unnatürliche, beinahe verzerrte, aber niemals häßliche Bewegungen. Daß diese Ceremonien älter sind als unsere Zeitrechnung unterliegt wohl keinem Zweifel. Daß gewisse rhythmische Bewegungen sich wiederfinden in dem Schnitzwerk und den Andachtsbildern des Landes, kann nicht Wunder nehmen. Aber wie soll man sich die klassische Reinheit der Stellungen und ihre auffallende Verwandtschaft mit der griechischen Kunst erklären, während dieser Anflug von Klassicität den japanischen Kunstprodukten so gänzlich fehlt? Man spreche mir nicht vom Zufall. Der Zufall erklärt Alles und Nichts. Ich frage mich: Ist während des goldenen Zeitalters der griechischen Kunst einer ihrer Strah-

len, für Jahrhunderte belebend, nach dem äußersten Osten gedrungen? Die Geschichte gibt hierüber keinen Aufschluß.

Nachdem die Jagd nach bösen Geistern zu Ende war, erschienen die Priester abermals auf der Tempelschwelle um Geld auszuwerfen. Ermuthigt durch die harmlose Haltung des Volkes, fassen die beiden Fremdlinge ein Herz, und steigen tapfer die Tempelstufen hinan. Die Priester empfangen uns freundlich mit den üblichen Artigkeitsbezeugungen, nehmen eine bescheidene Gabe an, und versehen uns mit kleiner Kupfermünze die wir an ihrer Seite, nunmehr in Bonzen verwandelt, unter die Menge auswerfen. Einige Hunderte von Gläubigen balgen sich um den kleinen Gewinn. Ein burlesker Auftritt der allerdings mit der Sanctitas loci wenig stimmte. Wir hielten uns die Seiten. Auch die Priester lachten herzlich mit. Unter ihnen erkenne ich den Krieger der den Schwerttanz aufführte und den Geisterjäger. Sie haben sich die Schminke abgewaschen und ihre Waffen abgelegt und sehen nun aus wie harmlose, gemüthliche Schildbürger.

Auf den profanen Zwischenact folgt die Schlußceremonie Die Priester versammeln sich im Heiligthum, setzen sich im Kreise nieder und trinken der Reihe nach aus einem Gefäße. Hierauf folgt ein Chorgesang. Dann erheben sie sich, durchschreiten die Halle, ziehen auf der Tempelschwelle ihre Schuhe an und gehen nach Hause. Alle tragen weiße oder blaue oder rothe Faltengewänder je nach ihrem Range. Die weiße Farbe bezeichnet den höchsten. Das Haupt hatten sie unbedeckt und nur mit dem gestreiften Bande geziert, oder sie trugen den schwarzlackirten Papierhut der Höflinge.

Jetzt verschwindet die Sonne hinter dem Fujiyama. Ihre elektrischen Feuer vergolden die drei- oder vierfachen Bergreihen im Osten welche wenige Europäer betraten und die

wir, Glückliche, morgen und übermorgen übersteigen werden. Der Himmel ist rosenfarb mit lichtblauen Wolkenflocken wie ich dies nur in Yokohama, und auch da nur selten, sah. Ist dies Alles Wirklichkeit oder Traum, eine ideale Welt, ein Zaubermährchen? Noch im Schlafe verfolgen mich die geheimnißvollen Schauer des Tempels von Yoshida.

(10. August.) Meine Gefährten sind gestern vom Fujiyama zurückgekehrt. Sie haben viel durch die Hitze gelitten, dafür aber die Nacht am Rande des Vulkans zubringen können. Sie bestätigen was andere Reisende erzählen. Sie konnten Yedo und Yokohama ausnehmen. Im Uebrigen sahen sie nur einen großen dunklen Teppich mit weißen Punkten und einen ungeheuren Meereshorizont. Gegen Nord verhinderte Gewölke die Aussicht.

Unser heutiger Tagesmarsch ist sehr klein. Abreise um zwei Uhr Nachmittags. Richtung Ost-Nord-Ost. Den Rücken fortwährend dem Fujiyama zugewandt durchwandern wir ein schönes, großes Thal. Die Berge sind ganz grün. Eine einfache Reihe von Bäumen, zwischen denen der Himmel durchsieht, krönt und kennzeichnet die schmalen Bergkämme. Es ist dies ein in japanischen Landschaften sich in das Unendliche wiederholendes Motiv. Wir kommen durch mehrere wohlhabende reinliche, ich möchte sagen, kokette Dörfer. Ueberall der sorgfältigste Feldbau. In der Tiefe, wo eine schmale Ebene sich zwischen den Thalwänden hinschlängelt, Reisfelder und viele Maulbeerpflanzungen. Die Straße ist eigentlich nur ein, sehr wohl unterhaltener, Gehweg auf welchem sich Reisende, insbesondere Pilger, auf dem Fuße folgen. Letztere ziehen in größeren oder kleineren Banden einher, sind sämmtlich weiß geklei-

det und lassen ihr Glöcklein unablässig ertönen. Wenn Regen droht werfen sie ihre dichten Strohmäntel um. Einige lassen sich von Dienern begleiten. Pilgerinnen sehen wir nur wenige. Auf dem ganzen Wege ergötzt sich das Auge an reizenden Einzelnheiten; wie zum Beispiele, am zweiten Ri, unweit eines Theehauses: einige Stufen führen zu Gräbern hinab welche eine Gruppe von Kryptomerien beschattet. Oder weiter unten, bei dem Dorfe Tôkaichiba: ein schöner Wasserfall, umrahmt von der üppigsten Vegetation.

Um halb sechs Uhr Ankunft in Yamura. Diese kleine Stadt liegt im Mittelpunkte eines der bedeutendsten Seidendistrikte. Man sieht nichts als Maulbeerbäume. Der Fluß dessen Ufern wir den ganzen Tag gefolgt sind braust hier zwischen kleinen, blumenbedeckten Wiesengründen schäumend und tosend an Felsen vorüber deren Gestein sich verbirgt unter einer Decke von Moos, Rasen und Bäumen der verschiedensten Gattung. Hinter uns ein Wirrsaal grüner Bergzinken, überragt vom Kegel des Fujiyama.

Unsere Ankunft ist ein Ereigniß. Die ganze Bevölkerung läuft herbei, bleibt jedoch in ehrerbietiger Entfernung. Dieser Auftritt wiederholt sich übrigens überall. Die Babies weinen, die Kinder verkriechen sich hinter den Müttern, die jungen Mädchen fliehen; auch die Männer scheinen davon laufen zu wollen, nur die Matronen erweisen sich herzhaft. Mit ihnen wird das Gespräch angeknüpft; bald ist Jedermann beruhigt, und hat man sich vom ersten Schreck erholt, so sehen wir nur freundliche und lachende Gesichter. Man blickt uns wohlwollend an, man will sich nützlich machen, man kichert, man schwätzt, man umgibt den Reisenden, folgt ihm auf jedem Schritte, verläßt ihn nicht wieder, selbst während er seine Mahlzeit einnimmt oder badet, er müßte denn die Grausamkeit haben die

Papierwände seines Zimmers zu schließen. Das meiste Interesse gewährt er während er sich an- oder auszieht. Ich spreche hier von den Volksklassen und nicht vom Adel.

Meine jungen Freunde haben, unweit der Stadt, eine einsame Stelle am Ufer entdeckt, und sind eben im Begriffe sich in die kalte, krystallhelle Fluth zu stürzen, als die gesammte Bevölkerung erscheint: Männer, Weiber, Mädchen, Kinder. Die Yakunin welche uns sonst nie verlassen sind verschwunden und ihrem Vergnügen nachgegangen. So werde ich denn über die öffentliche Sittsamkeit wachen. Mit einem langen Bambusrohre bewaffnet fasse ich Stellung auf dem engen Damme der nach dem Badeplatze führt. Die Männer werden zugelassen, aber für das schöne Geschlecht bin ich unerbittlich. Ein fruchtloses Beginnen! Auf die Gefahr hin in den Fluß zu rollen, umgehen die Damen meine Position, und klettern, mehrere mit ihren Säuglingen am Rücken, über die steilen Abfälle des Dammes hinweg. Andere greifen mich von vorne an. Es gab sehr hübsche Wesen unter ihnen, und an allen bemerkte ich die größte Reinlichkeit. Da stehen sie vor mir auf ihren kleinen Holzsandalen, mit leicht gebeugten Knieen, die Arme vorgestreckt und die Hände nach rückwärts verdreht, wie dies nur dieser Menschenstamm zu leisten vermag. Den bloßen Kopf ein wenig zurückgeneigt, überschütten sie mich mit einem Wortschwall; dazu verführerisches Lächeln und bittende, sanfte Blicke aus den großen, braunen, weit geschlitzten Augen. Die Verdrehung der Gliedmaßen schadet vielleicht der Anmuth der Stellungen, aber Menschen und Dinge dieses Landes streifen immer an das Groteske. Diese Scene erhöhte meine Bewunderung für die Gewissenhaftigkeit und die Nachahmungsgabe der japanischen Künstler; denn die einzelnen Elemente dessen was um mich vorging waren mir nicht neu; ich hatte sie oft

gesehen nicht nur in Kunstwerken, Elfenbein- und Holzschnitzwerk, Lack und Gemälden, sondern sogar in den rohen Bilderbögen die überall um einige Pfennige feil geboten werden. Endlich des Widerstandes müde, öffne ich den Zugang, und die neugierigen Geschöpfe stürzen nach dem Badeplatz, nähern sich den Schwimmern so viel als möglich, weiden sich mit dem Ausdrucke der äußersten Befriedigung an dem nie erlebten, seltsamen, phantastischen Anblicke fünf ganz weißer Männer.

Entfernung von Yoshida nach Yamura vier ein halber Ri oder ungefähr zwölf Meilen.

(11. August.) Abreise um fünf Uhr. Richtung Ost. Das Thal schlängelt sich immer zwischen drei- und viertausend Fuß hohen Bergen hin. Hinter uns erhebt sich der Fujiyama in seiner ganzen wilden Majestät. Zwei Ri von Yamura kurzer Halt in einem heiligen Hain. Um halb neun Uhr Ankunft in dem großen und bedeutenden Marktflecken Saru-Hashi. Hier führt eine höchst eigenthümlich gebaute Brücke über ein Gebirgswasser das in einer tiefen Felsspalte fließt. Sie besteht aus über einander gelegten und an einander befestigten Balken welche allmälig von beiden Seiten des Ufers vorgeschoben wurden bis sie sich über der Mitte des Flusses begegneten. Es ist dies die berühmte Affenbrücke die wir in Yoshida auf mehreren Votivtafeln abgebildet sahen.

Die Gegend ist fortwährend lieblich, bewahrt aber dabei den Charakter des Hochgebirges. Ohne die fremdartige Vegetation würden wir uns im Kanton Unterwalden glauben. Auch hier begegnen wir vielen kleinen Pilgerzügen. Ihre Glöckchen läutend und singend gehen sie an uns vorüber. Von Andacht keine Spur. Herr Kempermann behauptet, kein religiöses Gefühl

setze diese Tausende von Wallfahrern in Bewegung. Es sei eine Gewohnheit, Sache der Ueberlieferung, eine physische Bewegung, und gedankenloses Plappern von Gebeten. Kopf und Herz blieben davon ganz unberührt. Vielleicht ist es so, vielleicht auch nicht. Der Anschein dieser Leute gibt Herrn Kempermann Recht; aber wie wenig ist Japan noch bekannt. Sind ja doch kaum einige Jahre verstrichen seit sechs oder sieben Punkte des Reiches den Fremden zugänglich wurden. Noch ist man der Sprache nicht vollkommen Meister geworden. Wie will man da in die Tiefen des Volkslebens hinabsteigen, die Herzen und Nieren prüfen und über die Seelenzustände der Nation ein endgültiges Urtheil fällen? Ich frage, wer hat alle diese unzähligen Tempel gebaut, wer hat sie beschenkt und mit so reichen Stiftungen bedacht? Gewiß nicht das Volk. Es gab also eine Zeit wo auch die Reichen und Vornehmen gläubig waren. In Folge welcher Umwälzungen haben sie den Glauben verloren? Auf alle diese Fragen bleibt man mir die Antwort schuldig.

Schöne und große Dörfer folgen sich in kurzen Zwischenräumen. Die reichliche Bevölkerung, das Leben in den Ortschaften, auf den Feldern, am Wege bilden nicht den geringsten Reiz dieser Gegend. Wir sind hier im Hochgebirge von Kuanto, und dennoch begegnen wir auf jedem Schritte den Spuren der menschlichen Thätigkeit und einer uralten Civilisation. Die Dörfer bieten alle denselben Anblick. Ein krystallreiner Bach fließt in der Mitte der Hauptstraße, meist eingesäumt von Blumenbeeten voll riesiger Balsaminen. Die Häuser sind fast alle neu, ein Beweis daß sie vor Kurzem verheert wurden durch Typhon, Feuersbrunst oder Erdbeben, diese drei Geißeln die, wie bei uns gewisse Epidemien, Japan periodisch heimsuchen. Aber wenn die Natur in ihrem Zorne eine Reihe von Häusern binnen

wenigen Minuten dem Erdboden gleich macht, so verstehen es die Menschen die Gebäude binnen wenigen Tagen wieder aus dem Schutte emporzuführen.

Allenthalben sind die Ortsvorstände von unserer Ankunft benachrichtigt worden. Sie empfangen uns am Eingange des Dorfes mit ihren Beiständen, machen die üblichen Fußfälle, stellen sich an die Spitze unserer Karavane und geleiten uns nach dem anderen Ende des Dorfes um dort mit demselben Ceremoniel Abschied zu nehmen. Ueberall lächelt das Volk uns zu ohne uns zu grüßen; aber die Leute werfen sich zu Boden vor dem Anführer unserer Eskorte weil er, in seiner gegenwärtigen Sendung, die souveräne Macht des Kaisers vertritt. Man frage in Europa einen Bauer, worin der repräsentative Charakter eines Gesandten bestehe. Hier weiß es jeder Kuli; er kennt auch die Gesetze der Etiquette, befolgt sie gewissenhaft gegen Jedermann, und erwartet daß man ihm gegenüber desgleichen thue.

In Saru-Hashi verlassen wir das große Thal das wir von Yoshida an durchzogen hatten. Es bildet das Bett eines Flusses der, ein Emissär des kleinen Sees Yamanonaka, sich zuerst nördlich wendet, sodann von Yoshida an gegen Ost, und bei Saru-Hashi gegen Süd-Ost fließt. Nach meiner großen japanischen Karte mündet er in das Meer bei dem Dorfe Oiso (zwischen Fujisawa und Odawara).

Ankunft in Torisawa um halb zehn Uhr. Abreise um ein Uhr.

Hier gelangen wir in ein Labyrinth von Bergen und zugleich in eine der schönsten Gegenden die ich je gesehen. Der Weg oder vielmehr der Pfad erklettert steile Abfälle bis er den schwindelnden Kamm erreicht der oft gerade breit genug daß ein Mann darauf gehen kann. An gewissen Stellen hätte ich nur auf Händen und Füßen kriechend mich vorbewegt; aber im

Kangho ist mein Vertrauen grenzenlos. Allerdings setzt dies einen Köhlerglauben voraus in die Tüchtigkeit und Sicherheit der Füße meiner Träger. Da sie alle drei oder vier Minuten die Schultern wechseln so sieht sich der Reisende abwechselnd über dem Abgrunde zur Rechten und dem Abgrunde zur Linken schweben. Wer denkt da nicht an Blondin's Schwiegervater! Glücklicher Weise weichen etwaige Anwandlungen von Furcht beim Anblicke der Kuli. An den gefährlichsten Stellen lachen und schwätzen sie und überhäufen sich mit artigen Redensarten. Zu beiden Seiten des Kammes gähnt der Abgrund; Ein Fehltritt, und er ist Dein Grab, allerdings ein schönes Grab, denn Du wirst unter balsamisch duftenden Büschen ruhen, riesigen Blumen, glänzendem Laubwerk und feinen Schlingpflanzen, Alles auf das Geschmackvollste geordnet, auf das Sorgfältigste gepflanzt und gezogen von der großen Gärtnerin Natur. Aber wenn Du nicht schwindlig bist, so wage es, während Dein schwankender Korb Dich über dem Abgrunde schaukelt, einen Blick in die Tiefe zu werfen und ihn dann allmälig wieder zu erheben. Es ist eine Rundsicht ohne Gleichen. Nach allen Richtungen steigen Bergketten hintereinander empor. An einer Stelle zählte ich zwölf verschiedene Hintergründe. Die Landschaft gleicht dem vom Sturm gepeitschten, plötzlich versteinerten Meere; darüber als Decke die üppigste Vegetation. Die große Mannigfaltigkeit der Aussicht erklärt sich durch die verhältnißmäßig kleinen Dimensionen der Bestandtheile der Landschaft und durch die geringe Breite der Bergzüge die, schon schmal in ihren Grundfesten, steil aufsteigen und in Kämmen von der Breite eines Messerrückens endigen. Die Gegend hat aber nichts Kleinliches; im Gegentheil der Charakter ist großartig, wild, und doch anmuthig; die optische Wirkung schmeichelt dem Auge und erregt zugleich die Neugierde des Reisenden.

Auch in den Hochthälern kommen wir durch zahlreiche Dörfer; doch scheinen sie uns weniger wohlhabend als die von uns am Morgen gesehenen. In den meisten ist Jahrmarkt oder irgend ein religiöses Fest. Der Beweis, die blumengeschmückten Stangen, Bilder, Papierstreifen an Bindfäden, farbige Bänder, und die Masse von Pilgern.

Um halb Sieben Uhr erreichen wir Uyenohara.

Entfernung von Yamura neun ein halber Ri oder ungefähr fünfundzwanzig Meilen.

(12. August.) Es regnet, und die Luft hat sich, Gott Lob, etwas abgekühlt. Um fünf Uhr aufgebrochen. Richtung Ost. Wir setzen in einer Fähre über ein breites fließendes Wasser; weiter unten mündet es in den Fluß der aus dem See Yamanonaka kommt, und dessen Ufern wir in den letzten zwei Tagen beständig gefolgt sind. Auf sehr steilen Pfaden wird sodann der hohe Engpaß erreicht der über den letzten Berggürtel des Fujiyama nach der Ebene von Yedo führt. Bei klarem Wetter ist er in der Hauptstadt sichtbar. Noch immer bewahrt die Landschaft die charakteristischen Merkmale des Hochgebirges.

Von vier bis eilf Uhr Rast im Dorfe Komakino; das Theehaus allerliebst. Die Kuli freuen sich Hachôji zu sehen, und tragen uns um die Wette laufend in weniger als einer Stunde dahin. Um fünf Uhr Abends halten wir bei ungeheurem Volksauflaufe unsern Einzug.

Hachôji hat als Stapelplatz für den Seidenhandel einige Bedeutung. Die Einwohner sehen wohlhabend aus, und in der Hauptstraße stehen viele stattliche und elegante Häuser. Auch unser geräumiges, reinliches Wirthshaus hat ein vornehmes Gepräge. Unglücklicher Weise ist unser Kerzenvorrath erschöpft,

und wir müssen uns mit landesüblicher Beleuchtung begnügen. Mehr Rauch als Licht, aber seht wie die hübsche Nesan die Kerze mit ihrer Haarnadel putzt. Welche Anmuth, welch' angeborner Adel in Bewegung und Haltung, welche (wahre oder gut vorgestellte) Bescheidenheit! Meine jungen Reisegefährten gerathen in Entzücken.

Auf der ganzen, jetzt zur Neige gehenden Reise fiel mir die Seltenheit der Thiere auf. Wir sahen fast keine Vögel, wenig Hunde, wenig Pferde, wenig Hornvieh; hier und da einige Hühner und Schweine.

Entfernung von Uyenohara nach Hachôji sieben und ein halber Ri, ungefähr zwanzig Meilen.

(13. August.) Aufbruch um ein Viertel auf Sieben. Die Hauptstraße ist noch menschenleer, aber schon haben die Bewohner ihre großen Regenschirme von gelbem, geöltem Papier mit großen schwarzen Inschriften auf der Gasse zum Trocknen ausgespannt. Die Sonne steht noch tief, sie scheint uns in das Gesicht und verwandelt die Regenschirme in leuchtende durchsichtige Scheiben. Von der Morgenluft bewegt beginnen sie auf ihren Stielen zu tanzen. Kein Landschaftsmaler dürfte wagen oder vermöchte die doppelte Wirkung des direkten und des durchgelassenen Lichtes wiederzugeben: die Tinten von mattem und gebräuntem Golde die am Boden flimmern, auf den erzbraunen Beinen unserer Träger empor kriechen, das Holzgetäfel der noch geschlossenen Häuser belecken.

Seit Yoshida sind wir der Hauptrichtung nach östlich gereist. Jetzt führt uns der Weg gegen Süden.

Wir haben die Ebene erreicht. Es ist ein zerklüfteter Boden, hier von prachtvollen Bäumen beschattet, dort mit dichtem

Bambusgehölze bedeckt. Ein Labyrinth von kleinen Pfaden führt zu den Dorfschaften die buchstäblich im Laube vergraben sind. Ich war in Begleitung eines unserer Gefährten früher als die Karavane aufgebrochen, meinend daß sie uns bald einholen würde. Sie nahm aber einen andern Weg. So setzten wir die Reise allein fort, uns mit der Gebehrdensprache behelfend, und auch bereit den Tag über mit landesüblicher Kost vorlieb zu nehmen. In einem vereinzelten Theehause wurde Halt gemacht Eine unangenehme Entdeckung erwartet uns im Vorsaale. Da liegen auf dem hiezu bestimmten Möbel mehrere große Schwerter. Ein Beweis daß Samurai im Hause sind. Eine fatale Begegnung; denn diese interessanten Wesen, welche das Ritterthum des Mittelalters so glänzend vertreten, haben bekanntlich die üble Gewohnheit Europäer bei günstiger Gelegenheit niederzusäbeln. Offenbar gibt es keine bessere. Wir haben uns vor dem Hause niedergelassen und mein Freund nimmt, wie gewöhnlich, bei den Nesan Sprachunterricht. Da erscheinen unsere Zweischwertmänner. Es sind ihrer drei; sämmtlich hochaufgeschossene Gesellen; am Kopfe tragen sie eine Kalotte von lichtblauer, weißgestreifter Seide. Ihr Leibrock ist von demselben Stoffe und derselben Farbe und mit dem Wappen ihres Daimio geschmückt. Die jungen Mädchen brechen die Sprachlektion in Eile ab, lassen sich unwillig genug von den Gesellen einen Kuß rauben, und fliehen in das Haus. Die drei Ritter halten sich mit den Armen umschlungen, wanken auf und nieder, messen uns mit herausfordernden Blicken, und rücken allmälig näher. Sie haben offenbar gezecht, und suchen Händel. Mit Entsetzen bemerke ich daß mein Gefährte die Rechte in seine Hosentasche steckt. Ich weiß was sie enthält: den furchtbaren Revolver der mir schon bei der Abreise von Yokohama die Gänsehaut gab. Wenn die drei jungen Herren der Waffe an-

sichtig werden, so ist dies unfehlbar das Zeichen zum Kampfe. Ueber den Ausgang hege ich keinen Zweifel. Glücklicher Weise erscheint im kritischen Augenblick der Herr des Hauses, nähert sich den Samurai mit unterwürfiger Gebehrde, und führt die Widerstrebenden, halb in Güte halb mit Gewalt, zurück. Unsere Kangho hatte er in Bereitschaft setzen lassen. In Eile besteigen wir sie. So rasch als die Beine der Kuli vermögen, ziehen wir von dannen.

Um zehn Uhr Ankunft in Tana. In der Nähe fließt ein schöner Fluß, der nach meiner Karte und wie mir später gesagt wurde, derselbe ist dem wir von seinem Ausflusse aus dem See Yamanonaka bis Saru-Hashi gefolgt waren. Eine Fähre bringt uns an das jenseitige Ufer. Dort bieten Schiffer ihren Nachen zur Fahrt nach Atsugi an. Es war eine schöne und erregende Fahrt. Der Fluß bildet eine Reihe von Schnellen. Die Ufer sind mit Schilf und Arbustus bewachsen. Am Rande sitzen große Wasservögel; unbeweglich und mit schläfrigen Augen betrachten sie uns. Mein Gefährte vertieft abermals seine Hand in die bewußte Tasche die sein Arsenal ist, zieht den berüchtigten Revolver hervor, richtet ihn gegen eine Gruppe von Pelikanen, zielt und schießt; aber der Revolver versagt. Wir untersuchen die Waffe. Sie erweist sich als vollkommen harmlos. Wie schade daß diese Entdeckung so spät kommt! Auf der ganzen Reise, jeden Morgen beim Aufbruche, in Mitten der Menge von Aufwärtern, Neugierigen und Dienern, glänzte dies Mordinstrument in der Hand meines Gefährten; nie, ich gestehe es, ohne in mir die schwärzesten Ahnungen zu erregen. Eine jener periodischen Gemüthsbewegungen, welche das Leben friedlicher Staatsbürger verbittern. Nunmehr bin ich beruhigt. Nein, auf dieser Reise vergießen wir kein unschuldiges Blut.

Gegen sechs Uhr Abends zeigte sich zwischen Baumwipfeln

eine Masse grauer Dächer. Dies ist Atsugi, eine nicht unbeträchtliche Stadt. Hier haben wir die doppelte Befriedigung unsere Karavane und ein unser harrendes Abendmahl zu finden.

Entfernung von Hachôji nach Atsugi sieben Ri oder achtzehn Meilen.

(14. August.) Wir brechen um halb acht Uhr auf und erreichen um Mittag Fujisawa. Die Gegend trägt denselben Charakter wie die gestern durchreiste. Ein Wagen bringt uns nach Yokohama wo wir, höchst befriedigt und nicht allzu müde, um sieben Uhr Abends eintreffen.

Entfernung zwölf Ri oder dreißig Meilen.*)

III.

Hakone.

Vom 22. August zum 1. September.

Das Theehaus in Hata. — Eine böse Nacht. — Der See Hakone. — Naturgefühl und Schönheitssinn im Volke. — Reisende Geister. — Die Heilquelle von Atami. — Die heilige Insel Enôshima. — Daibutsu. — Die alte Hauptstadt der Shogun. — Buddha in Ungnade. — Eine vornehme Dame. — Kanagawa.

(23. August.) Gestern verließen wir Yedo. Meine Reisegefährten sind der brittische Geschäftsträger Herr Adams und der Gesandtschaftsdolmetsch Herr Satow. Bis Yumoto führte

*) Da der Weg den wir von Subashiri ab verfolgten sehr selten gemacht, und nie beschrieben worden ist, so hielt ich es für nützlich die Zeit der Abreise und Ankunft genau anzugeben. Es ist dies eine unvollkommene Art die Entfernungen zu messen, wobei bemerkt werden muß daß unsere Kuli im Durchschnitte fünf Kilometer in der Stunde zurücklegten.

uns der Weg durch mir bekannte Gegenden. Dort wendet sich der Pfad der nach Miyanôshita führt gegen Nord-Ost. Diesmal reisen wir auf dem Tokaido in westlicher Richtung weiter. So erreichten wir heute Nachmittags, einem Waldbach entlang aufsteigend, das Dorf Hata, berühmt wegen seiner schönen Lage, seines guten Theehauses und seiner reizenden Gärten. Es sind eigentlich immer dieselben Elemente und dieselben Motive. Wer das Alles nur so recht anschaulich machen könnte ohne den Leser durch Wiederholungen zu ermüden! Wer es verstünde mit der Feder die kleinen Abstufungen zu malen, die feinen Tinten und Töne die ja eben der vorzüglichste Reiz dieser Landschaften sind. Die Photographie ist ganz unvermögend. Da wäre das schöne Holzgetäfel des Theehauses zu beschreiben, dann die niedlichen, plätschernden Miniaturwasserfälle; die Pfade die sich über Wiesen, durch dunkelnde Haine, zwischen Felsblöcken, den hohen Berg hinaufschlängeln; die hübschen Goldfische und die Riesenkarpfen mit bemoosten Häuptern, würdig ihrer Brüder in Fontainebleau, und die hübschen Theehausmädchen, die Nesan. Alle Abende laufen sie den Teichen entlang mit den kleinen Händen klatschend. Die Fische wissen was das bedeutet, denn auf das Zeichen schlüpfen sie in ihr Nachtquartier, eine Höhlung im Felsen, welche die Mädchen sodann verschließen. Eine nöthige Vorsicht gegen die vielen Füchse und Schakale des nahen Waldes. All dies wurde in den letzten drei Jahren oftmals beschrieben; aber wie gesagt, die Schilderungen sind blaß und unähnlich und unvollständig, im Vergleiche mit der idyllischen, poetischen, phantastischen Wirklichkeit.

Von Fujisawa, wo wir die letzte Nacht zugebracht, nach Hata eilf Ri oder achtundzwanzig Meilen.

(24. August.) Da liegen wir ausgestreckt auf einer feinen, glatten, reinen Strohmatte, in einem gegen den Garten offenen Gemache, indeß reichlicher Regen den ganzen Tag über vom Himmel niederrieselt. Mit Wollust pflegen wir der Ruhe, athmen wir die frische, erquickende Bergluft. Dazu die sympathische Gesellschaft zweier hochgebildeter Männer die dies Land, ein noch ungelöstes Räthsel, so gut kennen wie irgend ein Europäer. Da werden Fragen und Antworten gewechselt, bis wir von Japan auf das ferne, liebe Europa zu sprechen kommen. Ein anmuthiger Tag!

Unsere Diener, der Theewirth, seine Ehehälfte, die Nesan nahen uns nie ohne tiefe Verneigungen, kommen auf allen Vieren hereingekrochen, strecken den Kopf vor, während sie die Arme mit nach innen gekehrten Händen auf den Boden stemmen, nehmen am Ende in vertraulicher Weise auf ihren Fersen Platz. Da die Herrschaft auch am Boden liegt oder kauert, so befindet sich Jedermann am selben Niveau. Es sind eben die Formen einer uralten Etiquette. Aehnliche Ehrfurchtsbezeigungen waren in Europa noch bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts Sitte. Personen desselben Ranges verneigten sich zur Erde ehe sie sich umarmten. Kinder knieten nieder um den Eltern guten Morgen zu wünschen. Edelknaben bedienten knieend ihren Gebieter. Der Handkuß, bei sehr feierlichen Gelegenheiten, hat sich noch an mehreren europäischen Höfen bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber die fremden Kaufleute in Yokohama finden diese Gebräuche sinnlos und entwürdigend, und haben sie in ihren Häusern verpönt. Die Folge ist daß die eingebornen Diener grob und ungeschlacht wurden. Gar leicht zerstört man die Formen einer alten Civilisation; schwer ist es sie durch andere zu ersetzen.

(25 August.) Wir waren gestern Abends kaum zu Bette gegangen, als uns das Heulen des Sturmes und das unheimliche Knarren der Balken und der Holzverkleidung des Hauses aus dem Schlafe weckten. Zwei hier zu Lande häufige Naturerscheinungen haben zusammengewirkt: einer der furchtbarsten Typhone welche je das Kuanto verwüsteten und ein etwas minder heftiges Erdbeben. Heute herrscht Friede in der Natur. Hata welches auf festem Felsgrund gebaut ist und in einem kleinen Bergkessel liegt hat nur wenig gelitten; aber nicht sehr angenehm war der Gedanke von dem schweren Hausdache erschlagen zu werden, sowie die Unmöglichkeit zu entfliehen; denn die japanischen Häuser werden Nachts durch eingesetzte Bretterwände in eine verschlossene Schachtel verwandelt.

Das Wetter hat sich aufgeklärt, und um acht Uhr Morgens setzen wir die Reise, zu Fuße, weiter fort. Der Aufbruch in einem Theehause ist immer eine belebte Scene. Zwischen einer doppelten Hecke von Neugierigen schreitet man durch eine Reihe von Gemächern. Die Wirthsleute haben von Eurem Comprador die Bezahlung erhalten, und verfolgen Euch mit ihren Danksagungen und Segenswünschen; lachend und mit einem großen Aufwande von Worten und Geberden laufen die Nesan hinter Euch her, glückliche Reise und baldige Wiederkehr wünschend. An der Schwelle des Hauses angelangt, sucht und findet Ihr Eure dort bei der Ankunft gelassenen Schuhe. Da stehen bereits die löblichen Ortsbehörden, werfen sich zu Boden, und geleiten Euch sodann bis an den Ausgang des Dorfes.

Wir reisen noch immer am Tokaido der hier, sehr schlecht, gepflastert und an manchen Stellen für Pferde beinahe ungangbar ist. Die Landschaft bleibt dieselbe. Große Bäume der verschiedensten Gattungen beschatten den zerklüfteten, mit einem Blumenteppiche bedeckten Boden. Nachdem wir einen

Gebirgskamm erklettert, steigen wir in das Seebecken von Hakone hinab. Am Ufer steht eine kolossale Statue des Buddha. Hinter dem Götzen eröffnet sich eine Allee von prachtvollen Kryptomerien. Bewaldete Vorgebirge und mit weiß und grünem Grase bewachsene Höhen springen in den See vor, und spiegeln sich in seinen stillen, schwarzen Wassern. Dieser Baumgang führt uns nach dem Städtchen Hakone, dem Ziele der Reise.

Entfernung von Hata zwei Ri oder fünf Meilen.

(26. August.) Am östlichen Seeufer befindet sich der hochberühmte, altersgraue Shintotempel Hakone-no-Jinja. Wie so viele andere Heiligthümer ist er so eben „gereinigt" worden; mit andern Worten, zum großen Kummer des Volkes, welches jedoch in stillem Ingrimm geschehen läßt, wurde er ausschließlich dem Shintodienste eingeräumt. Alle buddhistischen Vasen, Statuen und Ornamente sind entfernt oder zerstört worden.

Hakone-no-Jinja liegt am Abfalle eines Berges. Zwei Steintreppen führen zu dem Tempel empor wo wir einige prachtvolle Bäume und mehrere seltsame, offenbar sehr alte Gemälde auf Holz bewunderten. Die Halle ist baufällig, der heilige Ort einsam und verlassen, denn das seiner Götzen beraubte Volk verschmäht es die ihm von Amtswegen aufgedrungenen Gottheiten zu verehren. Ich enthalte mich jeden Urtheils. Ich bin weder Buddhist noch Shintoite, und kenne diese Frage nicht hinlänglich. Aber gewisse Dinge gleichen sich überall. Eine weise Regierung vermeidet, so viel als möglich, die Gewissen zu beunruhigen. Sie vermag vielleicht die Landesreligion zu zerstören (an sich ein trauriger Erfolg); aber

schwerlich wird es ihr gelingen die Glaubenssätze ihrer Wahl dem Volke dauernd aufzudringen. Was hier geschieht ist einfach ein Werk der Zerstörung.

(27. August.) Heute fuhr ich über den See. Da fiel mir die große Aehnlichkeit mit den schottischen Hochlanden auf. Allerdings Klima und Vegetation sind verschieden. Auch würde man vergebens nach den Dörfern, Cottages und Schlössern spähen welche die Ufer des Loch Lomond und Loch Catherin beleben. Der See Hakone entfaltet seine schwarzen Wasser zwischen abgerundeten Berghalden deren einzige Bewohner die Thiere der Wildniß sind. Mit Ausnahme der kleinen Stadt und des Tempels denen der See den Namen gab habe ich nicht Eine Hütte erblickt auf seinem einsamen Gestade. Zuweilen verscheucht ein Windstoß die Wolkenhülle vom Krater des großen Vulkans. Dann erscheint über den Bergen die den See einrahmen der Fujiyama: eine himmlische aber flüchtige Vision. Die Details der Landschaft sind heiter und lieblich, der Gesammteindruck ernst, fast finster, aber großartig und erhaben.

(28. August.) Ein amerikanischer Missionär, Doktor B. besucht mich. Er hat ein Jahr auf der Nordküste von Niphon, in Niigata, einem der fünf Treaty-Ports, zugebracht. Dort ist das Klima gänzlich verschieden. Die von der Mantschurei fast das ganze Jahr herüber wehenden Winde erkälten die Luft. Im Winter ist die Stadt im Schnee begraben, und, wie in Hammerfest oder den Loffoden, verkehren die Einwohner durch Tunnels. Aber unerachtet der lang anhaltenden Schneeperiode fällt der Thermometer selten unter den Gefrierpunkt. Auf

Null ist auch die Anzahl der europäischen und amerikanischen Residenten herabgesunken; denn Geschäfte werden dort wenig oder gar nicht gemacht. Der einzige Weiße der sich jetzt in Niigata befindet ist ein englischer Feldwebel, der Orderly des abwesenden brittischen Konsuls.

Ich bewundre meinen Reisegefährten Hrn. Satow. Er schwätzt mit Jedermann, immer mit dem Taschenbuch in der Hand. Da werden jedes Wort, jede Nüance in Sinn und Anwendung, jede ihm neue Redewendung sorgfältig verzeichnet. Indem er sodann seine Noten vergleicht, vermag er den Werth eines jeden Ausdruckes festzustellen. Es ist eine unablässige Spannung des Geistes, ein fortwährendes Lösen von Räthseln und, bei der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der bestehenden Grammären und Wörterbücher, die beste Methode die japanische Sprache zu entdecken.

(29. August.) Die Regengüsse der letzten Tage haben die Flüsse geschwellt, die Brücken zerstört und die Verbindung mit Yedo unterbrochen. Der Versuch sich über die Odawara tragen zu lassen wäre thöricht. Bleibt also der Weg nach Atami, von wo wir zur See die Insel Enoshima und Yokohama zu erreichen gedenken. Dieser Weg steht den Europäern offen, wenn sie die Erlaubniß zur Reise nach Hakone und Atami erlangt haben. Wir ziehen einen andern westlicheren Pfad vor. Der Bürgermeister von Hakone und unser Wirth empfehlen ihn wegen der schönen Gegend, und in diesem Punkte kann man sich auf das Urtheil der Japaner, selbst wenn sie den unteren Klassen angehören, mit voller Beruhigung verlassen.

Um Mittag Abreise im Kangho. Zwischen einer doppelten Reihe von alten Kryptomerien ersteigen wir die Anhöhe welche

den See gegen Westen begrenzt. Nach halbstündigem Marsch erreichen wir den Kamm. Die Aussicht auf die Bai von Suruga ist feenhaft. Am höchsten Punkte liegt ein großes Theehaus, jetzt überfüllt mit Reisenden der verschiedensten Stände. Sie sind alle in Kiyôto zu Hause. Die hohe oder niedere Politik, persönliche Anliegen und Geldgeschäfte führen sie nach Yedo, denn leider, leider sagen sie, hat ihre uralte und eben noch so reiche und blühende Stadt aufgehört die Residenz des Kaisers zu sein. Alle bewundern die schöne Aussicht.

Der Japaner ist Freund der Natur. In Europa bedarf der Schönheitssinn der künstlichen Entwickelung und Ausbildung. Unsere Bauern sprechen von der Fruchtbarkeit ihrer Felder, von dem Ueberflusse an Wasser das ihre Mühlen treibt, von dem Erträgniß der Wälder, aber nicht von dem malerischen Reize der Gegend. Nicht als ob sie hiefür ganz unempfänglich wären; aber was sie empfinden ist eine dunkle, kaum bewußte Befriedigung. Nicht so beim japanischen Landmanne. Ihm ist der Schönheitssinn angeboren. Vielleicht hat er auch mehr Zeit ihn zu entwickeln. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Regen und die Sonne thun die Hälfte der Arbeit. Müßige Stunden bleiben ihm in Fülle. Da liegt er auf der Schwelle seiner Hütte ausgestreckt, raucht seine Pfeife, lauscht dem Gesange der Töchter, läßt seine Blicke über die Landschaft schweifen, und diese Landschaft ist überall schön. Wo möglich, baut er seine Kabane am Rande eines Baches. An gewisse Stellen legt er ein paar große Steine. So bildet er eine kleine Kaskade, denn er liebt das Plätschern des Wassers. Daneben steht eine junge Ceder. Er bindet einige Zweige zusammen, andere trennt er, wieder andere neigt er, mit Hilfe eines Brettchens, über seinen Wasserfall den sie beschatten sollen. Es ist dies ein Motiv das man auf den illuminirten Bilderbögen immer wieder findet. Daneben pflanzt

er einen Aprikosenbaum. Zur Blüthezeit gerathen der Mann und die Familie in Entzücken.

Der Sinn für Naturschönheit zeigt sich besonders in den Erzeugnissen der japanischen Malerei. Weit mehr als in Europa sind hier Kunstgenuß und Kunstgeschmack bis in die untersten Klassen verbreitet. Im ärmlichsten Haushalte findet man hievon die Spuren: eine künstliche Blume, sinnreiches Kinderspielzeug, ein Weihrauchsgefäß, ein Idol, und auch andere Gegenstände die nur den Zweck haben das Auge zu ergötzen. Bei uns ist die Kunst, außer insofern sie der Kirche dient, das ausschließliche Eigenthum der Reichen und Wohlhabenden. In Japan gehört sie Jedermann; und wer zu arm ist um seine Hütte mit einem Bilde des beschneiten Fujiyama und des obligaten Birnbaumes im Vordergrunde zu schmücken; mit der Statue einer Sängerin die auf einem Todtenkopf sitzt; mit einem kleinen gen Himmel fliegenden Vogel, einem Schmetterling der auf einem Regenbogen ausruht; mit einer liebäugelnden Schnecke und einer die Huldigung verschmähenden Schildkröte — ei, der betrachtet mit künstlerischem Auge seinen blühenden Aprikosenbaum, seine kleine Ceder, und lauscht mit Wollust dem leisen Flüstern seiner Kaskade.

Nur widerstrebend entreißen wir uns dem Anblick der wunderbaren Fernsicht: ein Labyrinth von Thälern und Hügeln die gegen eine kleine Ebene abfallen; dann der mit grünlichen Klippen besäte Golf; jenseits niedere, gegen Süd auslaufende Vorgebirge; über ihren phantastischen Umrissen eine andere höhere Bergkette die sich gegen Nord erstreckt, dann jenseits noch eine Felsgallerie, und über dieser noch eine andere, aber alle ganz grün, alle vom Fuße zum Scheitel bewaldet, oben im Kamme mit landesüblichen Federbüschen geziert, nämlich mit der Reihe von Bäumen zwischen denen der Himmel durchschim-

mert. Inmitten des vielfach abgestuften Grün sinken und schwellen die langen, flachen Wogen des Stillen Meeres.

Wir verlassen nunmehr den Tokaido, und wenden uns gegen Süd-Süd-West. Der Pfad verliert sich im Grase, und die Halme streicheln die Nasen und Schultern unserer Kuli. Vergeblich suchen sie den Weg; jede Fußspur ist verschwunden. Allmälig trennen sich die Reisenden. Bald haben wir uns ganz aus dem Gesichte verloren. Umsonst schreien die Träger mit aller Kraft ihrer Lungen; nur die Echo der Wildniß geben Antwort. Ich befinde mich mit meinen Leuten am Rande eines Abgrundes, oder besser gesagt eines beinahe senkrecht abfallenden Tiefgrabens der mit dichtem Grase bewachsen ist. Die Männer steigen muthig hinab. Zuweilen fallen sie; mein Kangho entgleitet ihren Schultern und schießt, in einen Schlitten verwandelt, pfeilschnell in die Tiefe; am Ende aber hält ihn das dichte Gras wieder auf. Zu fürchten ist da nichts außer Schlangen; aber wenn sich diese braven Bursche, in nacktem Zustande, in das Dickicht wagen, so kann die Gefahr nicht sehr groß sein. In wenigen Minuten sind wir unten angelangt. Nun heißt es die andere Wand des Abgrundes erklimmen. Auf glattem Grase zu gehen und zugleich eine sehr steile Anhöhe hinanzuklettern übersteigt meine Kräfte. Beim ersten Versuch rolle ich unter dem schallenden Gelächter der Kuli in den Graben zurück. Sie laden mich also auf ihre Schultern, schleppen mich den Berg hinan, finden auch wieder nach langem Suchen den Kangho, Alles mit unverwüstlich guter Laune. Endlich haben wir dies Meer von Sargaß hinter uns gelassen, und zu meiner großen Befriedigung gewahre ich in der Ferne Herrn Adams, auf den Flanken eines Abhanges mit ähnlichen Mühseligkeiten kämpfend. Endlich finden wir einen Pfad der uns auf den rechten Weg führt. Plötzlich brechen die Kuli in wildes Ge-

sohle aus, stellen die Kangho auf den Boden, und laufen davon. Nach einigen Minuten kehren sie zurück einen jungen Bären schleppend den sie mit ihren Bambusstöcken erlegt haben.

Um vier Uhr Ankunft in Karuizawa. Entfernung von Hakone ungefähr vier Ri oder zehn Meilen. Hier finden wir Satow der, ein tüchtiger Fußgänger, schon vor einer Stunde eingetroffen ist. Der Ortsvorstand hat ihm gesagt wir seien die ersten Europäer welche die Einwohner dieses Dorfes zu sehen bekamen. Ihr Benehmen bestätigt dies. Es ist die Wiederholung desselben Auftrittes: Weinende Babies, versteckte Mädchen, die Männer in gehöriger Entfernung, und nur die alten Weiber beherzt genug um uns anzulächeln und sich in ein Gespräch einzulassen. Allmälig wird die Menge zutraulicher, aber auf den ersten Schritt den wir vorwärts thun zerstiebt sie in allen Richtungen. Wer in einem Karpfenteich schwamm kann sich das vergegenwärtigen. Das schöne Dorf liegt halb versteckt zwischen zwei bewaldeten Bergen. Ein Bach durchfließt es; an seinen beiden Ufern sehen wir schöne Blumenbeete mit prachtvollen Balsaminen. Das Haus des Vorstandes bei dem wir abgestiegen sind ist ein Juwel, desgleichen das Gärtchen. Im Hofe steht, auf einem bewimpelten und bekränzten Gestelle, ein offenes Tempelchen, in Wahrheit ein Käfig. Er soll die morgen von einer Reise zurückerwarteten Geister der Abgeschiedenen aufnehmen. Sie haben irgend eine ferne Region der Ewigkeit besucht.

Abreise von Karuizawa etwas vor fünf Uhr. Richtung südwärts. Wir ersteigen einen der beiden Berge zwischen denen das Dorf liegt. Bäume und Unterholz verschlingen sich zu einem Tunnel. Wir brauchen eine halbe Stunde um den Kamm und dann fünfzehn Minuten um den Rand des südlichen Abfalles zu erreichen. Diese Berge sind die Verlängerung der

unter dem Namen Hakonegebirge bekannten Kette. Sie ziehen von Ost nach West dem Stillen Meere entlang. Ihre Flanken, die oben sehr steil abfallen, springen langgestreckt in horizontalen Linien vor, und stürzen dann fast senkrecht in die See. Von unserem Standpunkte gesehen erscheinen die Vorgebirge wie die Kulissen eines Theaters. Aber ich glaube nicht daß die Dekorationsmaler der großen Oper in Paris je ein phantastischeres Bild zu ersinnen vermochten. Im Hintergrunde einer kleinen Bucht, gerade zu unsern Füßen, gewahren wir eine weiße Linie. Dies ist Atami. Es war längst Nacht geworden als unsere braven Bursche, immer lachend und schwätzend, uns vor einem stattlichen Gasthofe absetzten.

Entfernung von Hakone sechs ein halber Ri, oder etwas mehr als sechszehn Meilen.

(30. August.) Atami ist schön gelegen am Ufer einer kleinen Bucht, am Fuße der Berge, einer Felsinsel gegenüber. Die Gassen fallen so steil gegen das Meer ab daß sie sich an vielen Stellen in Treppen verwandeln. Eine Schwefelquelle zieht in der schönen Jahreszeit viele eingeborne und einige europäische Badegäste aus Yokohama herbei. Alle vier Stunden quillt das heiße Wasser mit großer Gewalt aus einer Oeffnung welche mit Felsblöcken umgeben wurde. Innerhalb der Umfriedung hatte ein Engländer den sonderbaren Einfall seinem Hunde ein Grabmal zu errichten. Die Leute aus dem Orte hüten sich es zu beschädigen; einige bezeugen ihm sogar ihre Verehrung. Vorsichtige Leute suchen eben mit den Geistern der Abgeschiedenen, wären es auch Hundeseelen, auf gutem Fuße zu leben. Hier wie in Hata verfertigen die Einwohner hübsche Köfferchen und

anderes Geräthe von Kampherholz. Die Preise sind unglaublich niedrig.

Um neun Uhr verlassen wir Atami in zwei sechsrudrigen Booten. In dem einen befinden sich die Reisenden, in dem andern die Dienerschaft. Die beiden Barken werden durch ein Seil zusammengehalten, und steuern nebeneinander. Die Schiffsleute stehen auf den Querhölzern, entfalten ihre athletischen, schmiegsamen, elastischen Gliedmaßen, beugen sich nach vorne, werfen dann den Oberkörper zurück, im Takte eines wilden, weithin hallenden Gesanges. Einige unter ihnen könnten für das Urbild männlicher Kraft und Schönheit gelten. Die meisten haben allzu magere Beine, aber alle kleine, schön geformte Hände und Füße. Ich sehe nur zweierlei Bewegungen die sich immer wiederholen. Beide sind klassisch. Um die griechische Skulptur aus der goldenen Zeit zu begreifen muß man Japan im Sommer bereisen. Die großen attischen und korinthischen Meister lebten unter wenig oder nicht bekleideten Menschen, und hatten daher das Muskelspiel des menschlichen Körpers fortwährend vor Augen; unsere Bildhauer müssen sich mit Modellen begnügen deren Stellungen immer erzwungen sind.

Zuweilen entfernt man das Seil, und die beiden Mannschaften beginnen eine rasende Wettfahrt. Dann sind sie nicht mehr Menschen sondern Dämone; sie singen nicht mehr, sie heulen. Erst noch klassischen Statuen ähnlich, sind sie plötzlich zu Wilden geworden. Zu beiden Seiten der Boote haben sich die eben noch so friedlichen Fluthen in schäumende Gießbäche verwandelt. Endlich tritt die Natur in ihr Recht. Athemlos halten unsere Athleten inne, sehen sich an, und brechen in Gelächter aus. Da wird es mit Einem Male stille. Man ändert den Kurs, und steuert so geräuschlos als möglich in der Richtung eines schwarzen Baumstammes der im Wasser zu trei-

ben scheint; in der That ist es aber ein ungeheurer Hai den die schwache Meeresschwellung hebt und senkt. Einer der Schiffer ist nach dem Vordertheil gesprungen. Da steht er, den Körper leicht zurückgeworfen, die Linke auf das Herz gedrückt als wollte er der inneren Bewegung Halt gebieten. Jetzt erhebt er sachte die rechte Hand über das Haupt, wiegt die Harpune in den feinen langen Fingern, holt zum Wurfe aus. Vor uns, in der Entfernung einiger Brassen, schläft das Unthier. Welch' klassische; welch' erhabene Scene! Wo ist Phidias um sie wiederzugeben in parischem Marmor? Im entscheidenden Augenblicke erwacht das Ungeheuer, und verschwindet in der Tiefe.

Ungeachtet dieser Episode haben wir ein gut Theil des Weges zurückgelegt. Anfangs steuern wir dem Ufer entlang, welches hier mit fast tropischer Vegetation überwachsen ist: Orangenbäume neben Kryptomerien, dazwischen hohe Mauern zum Schutze der Gärten gegen wilde Thiere, insbesondere Bären.

Wir kommen an Idzusan vorüber welches im Hintergrunde einer kleinen Bucht auf halber Höhe des Bergufers liegt, fast versteckt zwischen Orangen und Bambuswäldern; an Yoshihama, auch einem bedeutenden Flecken, am Vorgebirge Madzu-no-hama und an der Mündung der Odawara. Um fünf Uhr Abends haben wir Oiso in Sicht. Hier treten die Berge zurück, und das immer noch bewaldete Ufer verflacht sich. Unsere Schiffer haben acht Stunden ohne Unterbrechung gearbeitet. Jetzt ziehen sie die Ruder ein. Eine Hand voll Gerste, denn Reis ist das Vorrecht der Wohlhabenden, und ein Schluck frischen Wassers machen ihr Mahl aus. Aber wie sie dessen genießen! Arm, ja wohl, sehr arm sind sie aber nicht unglücklich, denn sie kennen weder Elend noch Sorge.

Die Sonne sank bereits als die Insel Enoshima erschien, ihre anmuthige jetzt im Abendrothe glühende Silhouette von dem dunklen Wolkenhimmel im Osten scharf abreißend. Um acht Uhr Abends langen wir an. Da das Boot wegen der Ebbe dem Ufer nicht nahen kann, laden uns die Schiffer auf ihre Schultern. Ein nächtlicher Spaziergang im Wasser der beinahe zehn Minuten währt aber unseren Burschen, die auch jetzt noch lachen können, nicht zu lange vorkommt. Endlich erreichen wir das japanische Paradies. Die Nacht ist pechschwarz; über den Hausthoren hängen große farbige Laternen die ihr sanftes Licht in die enge Gasse werfen. Alle Häuser stehen offen, und sind mit Käufern und Verkäufern angefüllt. Hier werden Früchte feil geboten, dort sieht man Weiber und Mädchen die Reis sieden und den Fisch auf die Pfanne legen. Pilger ziehen im Lande umher; andere suchen Unterkunft. Ueberall flattern Wimpel in der lauen Luft. Von Haus zu Haus ziehen sich bunte Blumengewinde; denn Enoshima ist das heilige Eiland, und die Feste und heiligen Ceremonien folgen sich hier ohne Unterbrechung. Wir werden nach der besten Herberge geleitet. Sie ist voll Gäste. Ueberall wird getrunken, gesungen und musicirt. Der Wirth selbst kündigt das Abendmahl an, wobei er die vorgeschriebenen Ehrfurchtsbezeugungen nicht vergißt. Dann überreicht er uns ein kleines, sorgfältig gefaltetes Stückchen Papier welches Zahnstocher und, auf dem Umschlage, folgende Inschrift enthält: „Kaiserliche Zahnstocher; Schiraki Wirth; Hauptstraße, fünftes Haus zur Linken; kaiserliche Nachtherberge, reichliche Kost, prompte Bedienung.“ Auf der Kehrseite findet man die Entfernungen verzeichnet zwischen Enoshima und Kamakura, Yedo und Kiyôto. Das Wort kaiserlich versinnbildlicht die Vortrefflichkeit von Menschen und Dingen.

Von Atami nach Enoshima sechzehn Ri oder vierzig Meilen.

(31. August.) Leider war das Nachtlager keineswegs kaiserlich. Die Pilger machten furchtbaren Lärm, und an Schlaf war nicht zu denken. Aber die herrliche Morgenfrische erquickt uns, und bald ist die schlechte Nacht vergessen. Wir steigen durch die kleinen Gäßchen den Berg hinan. Die Wallfahrer drängen sich bereits vor den Läden wo Rosenkränze, Votivbilder und Muscheln aller Art verkauft werden.

Enoshima ist mehrmals und zum Theil sehr gut beschrieben worden. Es ist ein liebliches Eiland. Von Kapelle zu Kapelle, auf Felstreppen emporsteigend, erreichen wir die Kuppe. Dort bilden alte Bäume deren Wurzeln sich an den senkrechten Wänden in irgend einer Spalte festklammern einen prachtvollen Baldachin. Die Tempel sind klein und ohne besonderes Interesse, doch fehlt es nicht an schönen Details. So kamen wir zum Beispiele an einem Brunnen vorüber der das Vor- oder Nachbild einer venetianischen Palastcisterne scheint. Er stellt einen cylinderförmigen Felsblock vor über den ein paar Schildkröten hinwegkriechen. Man sollte meinen sie entfliehen bei unserem Anblicke. Darüber erhebt sich der eigentliche Brunnen, unten aus stark bombirten Steinen gebildet welche ein breiter, glatter Reif zusammenhält. In der oberen Hälfte verschwindet das Rustico. Sie ist sorgfältig geglättet und mit Basreliefs und kleinen Kreisflächen geziert. Letztere ganz so wie man deren häufig in byzantinischen Bauten sieht.

Nach West und Süd fällt der Fels senkrecht in das Meer. In kleineren Verhältnissen, der Salto di Tiberio auf Capri. Eine in die Wand gehauene Treppe führt nach dem Meeresrande herab. Wer als Pilger kam und über glatte wogenbespülte Granitblöcke zu springen versteht, besucht die „schwarze Grotte."

Ein natürlicher Damm, der aber nur bei Ebbe gangbar

ist, verbindet Enoshima mit dem Festlande. In diesem Augenblicke bedecken ihn kommende und gehende Pilgerschaaren. Wir ziehen den Seeweg vor, umschiffen ein kleines Vorgebirge, und landen nach einstündiger Fahrt bei dem Dorfe Sakanôshita. Hier sind wir wieder an der Vertragsgrenze angelangt. Es ist eine der lieblichsten und malerischesten Gegenden Niphons. Wir wollen heute drei berühmte den Residenten von Yokohama wohlbekannte Punkte besuchen: den Daibutsu, Kamakura, die alte Hauptstadt der Shogun, und Kanazawa, gepriesen wegen der schönen Lage und der reizenden Gärten.

Die kolossale Statue Buddha's, der Daibutsu, erhebt sich inmitten einer Baumgruppe unweit eines kleinen Dorfes. Den Gedanken zur Errichtung dieses Werkes gab der große Shogun Yoritomo; aber erst fünfzig Jahre nach seinem Tode, gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ward die prachtvolle Statue vollendet und auf dem Platze aufgestellt den sie noch heute einnimmt. Das Antlitz des Gottes athmet vollkommene Ruhe und unbeschreibliche Sanftmuth. Ich frage mich, wie war es möglich mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung zu erzielen? Auch die technische Vollendung, welche eine für jene frühe Epoche merkwürdige Entwickelung der Erzgießerei beweist, ist bewundernswerth. Das Fußgestell ist vier Fuß hoch; die sitzende Gestalt des Gottes fünfzig; der Umfang des Kopfes mißt zweiunddreißig, die Länge der Nase vier Fuß.

Die Luft ist frisch und der Weg allenthalben beschattet. Wir marschiren also zu Fuße weiter, immer zwischen Reisfeldern und Wiesen. Ein einsames Theehaus an dem wir vorüber kommen war Zeuge der vor einigen Jahren an zwei englischen Officieren, Major Baldwin und Lieutenant Bird, verübten Mordthat. Sie kamen wie wir um den Daibutsu zu besuchen,

als an dieser Stelle ein Bonze und ein Zweischwertmann sie plötzlich überfielen und niederhieben. Ihre Yakunin hatten nicht die Zeit oder fühlten in sich nicht den Beruf ihnen zu Hilfe zu eilen.

Hier beginnt die lange und prachtvolle Allee die nach Kamakura führt, heute ein Dorf, einst die blühende Residenz der Shogun. Dieser Baumgang ist Alles was blieb von der ehemaligen Herrlichkeit. Er allein deutet darauf hin daß die mit Ackerland bedeckte, auf zwei Seiten von Hügeln eingeschlossene Ebene die zweite Hauptstadt des Reiches trug. Feuersbrünste scheinen sie zerstört zu haben. Ihr Untergang begründete den Aufschwung Yedo's. Das Hauptinteresse dieser verlassenen Stätte bildet der große Tempel von Hachiman den Yoritomo am Ende des zwölften Jahrhunderts gründete. Yoritomo und, nach ihm, Taiko-Sama sind in der japanischen Geschichte die hervorragendsten Gestalten. Ihr Lob ist noch in Aller Munde; ihre Thaten leben fort in den Volkssagen von Geschlecht zu Geschlecht. Aber wenn Yoritomo der Gründer dieses Tempels war, so beweist dies nicht daß der Bau, welcher noch vor drei Monaten sich hier in ungeschmälerter Pracht erhob, jener fernen Epoche angehöre. Können überhaupt Holzbauten durch sieben Jahrhunderte der zerstörenden Wirkung des Wetters widerstehen? Es darf bezweifelt werden. Heute liegen die schönsten Theile des Tempels, nämlich die dem Buddha geheiligten, in Trümmern. Die Minister des Tages sind die Urheber der Zerstörung. Nur die dem officiellen Gottesdienste geweihten Gebäude wurden verschont. Welche Verwüstung! Da liegen gestürzte Säulen, Trümmer von reich geschnitzten und vergoldeten Pilastern, von Leuchtern, heiligen Gefäßen und Ornamenten in Vieux-Lack. Der Schmerz, die Wuth der Bevölkerung begreift sich. Der Geschichtsforscher und Kunstliebhaber beklagt die Zerstörung so kostbarer Reliquien;

der Christ bedauert daß an die Stelle der Götzenbilder der magische Spiegel trat und nicht das Zeichen der Erlösung; der Staatsmann zuckt die Schultern, der Philosoph sagt sich lächelnd: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Wir wandern weiter durch einen Hohlweg den wundervolle Kryptomerien beschatten. Aus einem Engpasse tretend gewahren wir eine innere Meeresbucht. Sie ist mit lachenden Eilanden besät; ein grüner Gürtel von bewaldeten Hügeln umschlingt sie. Jenseits liegt die Stadt Kanazawa. Hier finden wir Gelegenheit uns in japanischen Artigkeitsbezeigungen zu üben. Eine junge vornehme Dame aus Yedo — das Haupt ihrer Familie ist mit Herrn Adams näher befreundet — befindet sich hier zum Gebrauche der Seebäder. Kaum hat sie die Ankunft des Letzteren erfahren als sie, in Begleitung ihres alten Arztes, erscheint. Sie ist aus Kiyôto gebürtig, ungefähr achtzehn Jahre alt; eine edle Erscheinung, auffallend schön, weiß wie eine Europäerin, etwas blaß da sie leidend ist, und mit der den Damen vom Stande eigenthümlichen eleganten Einfachheit gekleidet. Sie wirft sich zu Boden, macht den Kowtow, das heißt sie berührt die Matte mit ihrer schönen reinen Stirne; liegt dann einige Augenblicke auf den Knieen, vorwärts geneigt und die nach innen gewandten Hände auf den Boden stützend; hierauf erhebt sie sich, bleibt in gebückter Stellung stehen wobei sie die Hände auf die Knie legt, läßt sich sodann auf ihre Fersen nieder. Die Komplimente sind vollendet; die Unterhaltnng beginnt. Mein Freund, als galanter Mann der zu leben weiß, hat dieselben Evolutionen ausgeführt. Einen Anfall von Lachlust mit Mühe unterdrückend, bewundere ich immerhin seine Behendigkeit. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Die junge Japanerin erhebt sich, wirft mir einen verführerischen Blick zu, stürzt zu Boden und

vollzieht sämmtliche Pflichten landesüblicher Artigkeit. Nun kam die Reihe an mich. Die Dame und ihr Arzt, zu wohlerzogen um meine Ungeschicklichkeit zu bemerken, nahmen sodann die Unterhaltung wieder auf: ein Gemisch von banalen Redensarten, von freundlichen Blicken, von Kichern und Lachen. Später sandte uns die Dame zwei Körbe mit Früchten und Zuckerwerk.

(1. September.) Abreise um sechs Uhr. Als wir eben unsere Kangho besteigen wollen, erscheint die liebenswürdige Nachbarin mit dem Doktor. Sie wollte, sagt sie, uns glückliche Reise wünschen. Ihre ganze Toilette bestand aus einem Hemd von Tafft; an den bloßen Füßchen trug sie die landesüblichen Holzsandalen, und das Haar war aufgelöst, da sie in Eile ihr Lager verlassen hatte. Im Ganzen ein reizendes Negligé.

Der letzte Theil der Reise, fünf Stunden Weges, verging unter Ausrufen der Begeisterung über die Schönheit der Gegend und unter Schmerzenslauten welche uns die Kangho entrißen. Die Kuli liefen die ganze Zeit im Trabe, und wir wurden jammervoll geschüttelt. Dazu überwältigende Hitze. Um die Mittagsstunde setzen sie uns vor dem Hotel International in Yokohama ab.

Entfernung von Kanazawa fünf Ri oder zwölf eine halbe Meile.

IV.

Yedo.

Vom 26. zum 28. Juli; vom 18. zum 22. August; vom 3. zum 13. September.

Allgemeiner Anblick. — Die Umgegend. — Besuch bei dem Minister des Aeußern, Sawa. — Die deutsche Schule. — Die Shiba und ihre Kunstschätze. Offenbarer aber unerklärlicher Einfluß des italienischen Barokism. — Gespräche mit dem neuen Minister Iwakura. — Seine Reformpläne. — Kaufläden, Seidenstoffe, Kuriositäten. — Der Tempel von Meguro. — Saigo. — Die Heiligthümer von Ikegami. — Die siebenundvierzig Ronin. — Ein Abend bei Sawa. — Der Palast Hamagoten. — Diner bei Iwakura. — Der Erste Minister Sanjo. — Im Tempel von Asakusa. Die dramatische Kunst. Eine japanische Posse. Das Figurenkabinet. — Yedo zur Nachtzeit.

(26. bis 28. Juli.) Mein erster Aufenthalt ist einer allgemeinen Betrachtung Yedo's gewidmet. Erst seit zwei Jahren den Fremden eröffnet, wurde die große, noch immer geheimnißvolle Hauptstadt Japans früher von den Botschaftern Lord Elgin und Baron Gros, und seither von mehreren Europäern besucht. Die fremden Gesandtschaften schlugen dort für einige Zeit ihren Sitz auf. Unter den verschiedenen Beschreibungen, deren Zahl ich nicht zu vermehren gedenke, ist Richard Lindau's Schilderung*) die bekannteste und, meiner Ansicht nach, die beste. Es kommen darin zwar viele Lücken vor, denn zur Zeit seines Besuches waren mehrere Tempel, namentlich die Gräber der Shogun, die Shiba, die Perle und das letzte Wort japanischer Kunst, den Ausländern noch unzugänglich. Dies schmälert aber nicht das Verdienst des deutschen Schriftstellers der auch noch mit andern jetzt beseitigten Hindernissen zu kämpfen hatte.

*) Gerichtet an die Londoner Asiatische Gesellschaft; North China branche. December 1864.

Hier mögen nun einige an Ort und Stelle von mir gesammelte Notizen folgen.*)

Man stelle sich eine wellenförmige Ebene vor. Im Süden begrenzt sie der seichte Wasserspiegel des Golfes; im Osten und Norden ein schöner breiter Strom. Niedere Anhöhen durchziehen sie in ihrem südlichen Theile parallel mit dem Meere. Ungefähr im Mittelpunkte der Ebene, aber näher am Golf, erhebt sich ein isolirter Hügel der ungefähr drei bis vier Meilen im Umfange hat. Im Nord-Osten läuft eine andere Hügelkette, vom Strom ausgehend, gegen Westen.

So ist der Boden beschaffen auf welchem sich Yedo erhebt. Der Strom heißt Sumidagawa. Der isolirte Hügel im Centrum trägt das Schloß der Shogun, seit zwei Jahren die Residenz des Mikado. Der bewaldete Hügel im Nordost ist Ueno, der Tempelgrund und die Begräbnißstätte mehrerer Herrscher von Yedo. Der andere Hügel im Süden ist die Shiba mit den prachtvollen Gräbern anderer Shogun.

Zwischen den Anhöhen und rings um den niederen Kegel der das kaiserliche Schloß trägt dehnt sich die Stadt aus. Ihre Grenzen sind im Norden der Sumidagawa welcher nach einer scharfen Biegung südwärts in das Meer fließt; im Osten ein hügeliges Terrain; im Süden der Golf; gegen West kleine seichte mit Nadelholz, Bambus und Reisfeldern bedeckte Thäler und Hügel. Land und Stadt fließen da, sozusagen, ineinander. Oestlich vom Strome ist die große Vorstadt Hondjo; südwestlich von der Stadt das große Dorf Shinagawa, eigentlich nur eine Fortsetzung der Vorstadt Takanawa.

Yedo besteht aus vier Quartieren: dem Jiro, dem Sotojiro, dem Midzi und dem Hondjo.

*) Sie machen, ich wiederhole es, keinen Anspruch für eine Beschreibung zu gelten.

Der Jiro, das kaiserliche Schloß. Nur die Ringmauern sind sichtbar. Die von dem großen Taiko-Sama vor nicht ganz dreihundert Jahren*) gepflanzten Bäume entziehen dem Blicke der Profanen den Ort welchen heute der Sohn der Götter bewohnt. Ein grüner Sammetteppich von immer frischem Rasen bedeckt die Abhänge des Kegels; ein mit Wasser gefüllter breiter und tiefer Burggraben, jetzt mit blühenden Lotusblumen gefüllt, umfängt ihn. Kein Sterblicher, außer den durch ihr Amt hiezu Berufenen, überschreitet die Schwellen des Palastes. Nur bei den, seltenen, Audienzen haben die fremden Minister Zutritt.

Rings um den Jiro erstreckt sich der Sotojiro. Er enthält die Yashke (Paläste) der großen Hofwürdenträger, der Staatsminister und Daimio, welche letztere unter den Shogunen sechs Monate des Jahres in Yedo zubringen mußten. Seit dem Sturze ihres Gebieters zogen sie sich meist auf ihre Besitzungen zurück. Ein breiter Kanal, ein unregelmäßiger Kreis, bildet die Grenze dieses Quartiers. Nur ostwärts erstreckt es sich bis an den Sumidagawa. Diesen Theil vom Sotojiro durchziehen mehrere lange und, letztere im rechten Winkel kreuzend, eine Unzahl kleiner Gassen. Es ist die Residenz der Handelswelt, die City wie sie die Engländer mit Recht nennen. Die schönen und reichen Kaufläden, das Treiben in den Straßen, wo sich die Menge von früh Morgens bis zu Sonnenuntergang drängt, bilden einen grellen Gegensatz mit den meist geschlossenen Palästen, mit der Stille und Einsamkeit des aristokratischen Quartiers.

Nördlich, westlich und südlich am Sotojiro entfaltet sich der Midzi oder die eigentliche Stadt. Mehrere hochbogige

---

*) 1598.

Brücken stellen die Verbindung mit dem Sotojiro her. Die berühmteste ist Niphonbashi, oder die „japanische Brücke", so genannt weil über sie die große Kaiserstraße läuft, welche die Insel Niphon von ihrem südlichen Ende gegenüber der Insel Kiushiu bis zur Nordspitze, gegenüber von Hakodate auf Yezo durchzieht. Innerhalb Yedo heißt sie Odori, große Straße; zwischen Yedo und Nagasaki Tokaido, Weststraße, von Yedo bis gegenüber von Hakodate, Oshiukaido oder Nordstraße. Der Tokaido ist, sei im Vorbeigehen bemerkt, fast überall gut unterhalten, bis zum Flusse Odawara sogar fahrbar, in den Bergen jedoch häufig durch Steintreppen unterbrochen und daher für Pferde kaum überall gangbar. Niphonbashi gilt für den geographischen Mittelpunkt des Reiches. Auf den amtlichen Tabellen werden die Entfernungen nach allen Punkten des Reiches von der Niphonbrücke aus berechnet. In ihrer Nähe wurde Hr. Heusken, Sekretär der Nordamerikanischen Gesandtschaft, ermordet. Der Midzi ist ein buntes Gemenge volkreicher und verlassener Straßen, von Gärten, Reisfeldern, Tempeln, deren vorzüglichste die Asakusa, der Unno, und die Shiba sind, von Lustgärten und heiligen Hainen. Die belebtesten Theile des Midzi sind Odori und die anderen mit dem Meere parallel laufenden Straßen, die Umgegend der Shiba und der Asakusa. An andern Stellen könnte man sich am Lande glauben. Nördlich von Takanawa, gegen Meguro, geht die Stadt allmälig in Haine und Reisfelder über. Südlich, am Meeresufer, in geringer Entfernung an der Mündung des großen Stromes, entstand in den letzten zwei Jahren Tsukiji, das Fremdenviertel. Von Kanälen umgeben und durchschnitten, ohne Gärten und baumlos, sieht es langweilig und traurig aus. Hier befindet sich das neue, fast immer leerstehende sogenannte amerikanische Aktienhotel, eine französische Garküche mit dem pomphaften Na-

men Hotel de France, und die Konsulate und die Wohnhäuser von etwa dreißig bis vierzig Europäern und Amerikanern. Weiße Frauen fehlen derzeit noch. In der Nähe, am Gestade des Golfes, erhebt sich das kaiserliche Lustschloß Hamagoten mit seinem prachtvollen Parke. Im nördlichen Theile des Midzi befindet sich das berüchtigte Yoshiwara. Wer hat nicht die lügenhaften oder übertriebenen Schilderungen dieser Anstalten gelesen welche die Regierung überwacht und zum Theil selbst errichtet hat? Einige Reisende haben behauptet in Japan gelte das Gewerbe der Kourtisanen für ehrbar, anständige Männer wählen ihre Gattin in Yoshiwara und dergleichen mehr. Dagegen wird mir von glaubwürdiger Seite versichert, daß dies ganz falsch sei; es möge hier wie anderwärts vorkommen, daß ein Mann sich in eines dieser unglücklichen Wesen verliebe und sie heirathe, aber in Japan wie überall sind diese armen Geschöpfe ehrlos und die Orte, wo sie ihr Gewerbe treiben, Brutstätten von Krankheit, Laster und Selbstmord. Ein Staatsbeamter, der beim Besuche eines solchen Hauses betroffen würde, verlöre seine Anstellung.

Am linken Ufer des Sumidagawa liegt die große Vorstadt Hondjo, mit ihren vielen Theehäusern und Hatagoya, wörtlich übersetzt, Häusern der Ruhe, in der That aber verrufenen Orten welche hauptsächlich von Studenten besucht werden. Mehrere große Regierungsmagazine und die Paläste einiger Daimio befinden sich im Innern der Vorstadt. Im nördlichen Theile hausen die Eta, der verfluchte Stamm, die Parias von Japan.

So sieht Yedo im Allgemeinen aus. Vier Elemente wiederholen sich in das Unendliche. Sie sind: der Tempel, das Yashke, so heißen die Paläste der Daimio, das Bürgerhaus und der feuerfeste Waarenthurm.

Im Tempel waltet der buddhistische Charakter vor. Yedo

ist wesentlich eine Schöpfung der Shogune. Sie haben die Stadt erbaut und zur Hauptstadt gemacht, und waren von jeher Anhänger und Beschützer des Buddhism.

Die Yashke haben mit dem Palast nur den Namen gemein. Es sind Häusergruppen umgeben von einstöckigen, weißgetünchten Nebengebäuden deren Fenster mit einem schwarzen Holzgitter versehen sind. Diese Nebengebäude bilden zugleich die Ringmauer, und werden von den adeligen Zweischwertmännern, den Reisigen und Dienern bewohnt. Es sind immer niedere, weitläufige Parallelogramme mit einem kasernenartigen Aussehen. Das Dach ist mit schwarzen weißgeränderten Ziegeln bedeckt. Weiß und Schwarz sind die beiden in Sotojiro vorherrschenden Farben.

Hier wie überall in Japan ist das Bürgerhaus ein auf Pfeilern ruhendes, schwerfälliges Dach. Gegen die Straße sowie gegen den Hof steht die Behausung bei Tage gänzlich offen; während der Nacht wird sie durch verschiebbare Bretterwände nach außen geschlossen. Die Zwischenwände im Innern sind gleichfalls bewegliche mit weißem Papier bespannte Holzrahmen. Von der Straße aus dringt also der Blick ungehindert in die Häuslichkeit der Inwohner. Der Japaner hat für Niemanden ein Geheimniß; zwei oder drei, in dieser Jahreszeit vom Gürtel aufwärts unbekleidete, Weiber gehen ihren häuslichen Verrichtungen nach; ein oder mehrere nackte Männer liegen rauchend oder schlafend am Boden ausgestreckt; im Halbdunkel spielen die Kinder. In einer Ecke brennt das Feuer, in einer andern eine Lampe zu Ehren des Hausgötzen; seinen Altar schmücken weiße Papierschnitzel und Blumen. Auf einem viereckigen lackirten Theebrett stehen die winzigen Tassen von feinem Porzellan, am Heerde der Theekessel mit stets siedendem Wasser. Keine Einrichtungsstücke, außer der schönen am Boden

ausgebreiteten Matte. Alles äußerst reinlich. Ist das Haus zugleich Kaufladen, so besitzt es meist ein Obergeschoß das als Waarenlager dient.

Endlich der unverbrennbare Thurm, der aus Holz gebaut, meist sehr niedrig, mit einer dicken Schichte Cement bekleidet und schwarz übertüncht ist. Die sehr kleinen Fenster werden durch Läden von massivem Eisen geschlossen. Dies ist der Sicherheitsort. Wenn Feuersbrünste, Erdbeben oder Thyphone wüthen, schafft der Eigenthümer seine werthvollen Gegenstände eilends in den Thurm, verschließt ihn, und rettet sich sodann wie er kann. Seine Habseligkeiten sind in Sicherheit; Sturm, Feuer, Erdbeben können ihnen nichts anhaben.

Dies sind die vier Elemente welche der Physionomie von Yedo ihren eigenthümlichen Charakter verleihen. Man stelle sich vor, daß die Tempel in der ganzen Stadt verstreut sind, die Yashke sich hauptsächlich in der Nähe des kaiserlichen Schlosses zusammendrängen, im Hondjo hie und da, im Südwest der Stadt selten vorkommen; man stelle sich sodann ein Meer vor von unter einander vollkommen ähnlichen kleinen Häusern und, in Sotojiro, neben den meisten Kaufläden, den niederen schwarzen Thurm; in den langen und nicht breiten aber wegen der geringen Höhe der Häuser breit scheinenden Straßen, eine Menge von Männern und Weibern aus den unteren und mittleren Klassen, denn die vornehme Dame zeigt sich selten oder nie; von Kindern, von Blinden in entsetzlich großer Zahl, von Norimon, Kangho und Jinrikisha. Bekanntlich ist der Norimon ein geschlossener, der Kangho ein offener Korb welcher an einem dicken Bambusrohr hängend von Kuli getragen wird. Beide, der Norimon und der Kangho, ersetzen den indischen Palankin. Der Jinrikisha besteht erst seit einem oder zwei Jahren, und zählt man deren in Yedo bereits über zwanzigtausend. Er ist

ein zweirädriges Fuhrwerk, mit lackirtem Kasten und einem Oberdache von Segeltuch, nach Art unserer Kaleschen. Ein Mann vertritt die Stelle des Zugviehs. Der Name bezeichnet dies.*) Der Erfinder ist ein reicher Mann geworden. Der Kuli legt im kleinen Trab drei bis vier Meilen die Stunde zurück. Wer sich des Fuhrwerkes bedienen will, vermeide die Berührung mit dem dienstbaren Geiste der zugleich Kutscher- und Pferdestelle vertritt, sitze aufrecht und ziehe Füße und Kniee an sich. Er sei auch auf häufige kleine Unfälle gefaßt. Ein verlorenes Rad, ein zusammenbrechender Sitz, der Verlust des Daches wenn es an einem Aushängeschilde hängen bleibt, gehören zu den gewöhnlichen Ereignissen. Also diese Fuhrwerke stelle man sich vor, in ununterbrochener Reihe auf einander folgend und gefüllt mit Weibern, Bonzen, Tänzerinnen und Sängerinnen, — sie sind an dem übertriebenen Haarputze erkenntlich — kurz mit Japanern und Japanerinnen, genau wie sie auf den tausend Vasen, Fächern und Bilderbögen die Jedermann gesehen hat vorkommen, und man bildet sich, ohne allzu großen Aufwand von Phantasie, eine ziemlich richtige Vorstellung von der großen Hauptstadt des Ostens. In den reicheren Stadtvierteln, wo die mögliche Beute die Diebe anzieht, vervielfältigen sich die Wachtposten und Straßengitter welche Nachts geschlossen werden zur großen Unbequemlichkeit der ehrlichen Leute und ohne allzu großen Nachtheil für die Strolche. Aber eine Schattenseite des Gemäldes darf nicht unerwähnt bleiben: die Männer die den Dünger in großen Körben nach den Gärten und Feldern tragen. Rasch den Kopf gewandt und die Nase zugehalten! Auch die Gossen verbreiten keine Wohlgerüche; aber, dies ausgenommen, gibt es in Asien keine, in Europa gewiß

*) Jin, Mann; riki, Kraft; sha ist das verdorbene englische Wort car Ein durch Menschenkraft bewegter Karren.

nur wenige Städte die im Punkte der Reinlichkeit mit Yedo den Vergleich aushielten.

Es ist nicht nur eine reinliche, es ist auch eine heitere, wohlhabende Stadt. Kein Tag vergeht wo nicht in irgend einer Gasse dem Lokalgötzen gehuldigt würde. Vor den Häusern erheben sich Fahnen und hohe Bambusrohre an deren Spitze Wimpel flattern. An Bindfäden sind Papierschnitzel gebunden. Künstliche Blumen und natürliche im Ueberfluß. Vor dem Tempel beflaggte Stangen. Bonzen in Menge. Musik und Trommel. Die ehrsamen Bürger, an der Schwelle ihrer Buden die Procession erwartend. Für Jedermann eine treffliche Veranlassung den Tag über nichts zu thun. Was liegt auch daran! Reis oder mindestens Gerste hat man ja doch, und der Reis oder die Gerste genügt; im alten Japan gibt man sich mit Wenigem zufrieden. Ueberfluß und Elend sind unbekannt. Man hält die Mitte. Es ist dies das Loos der Glücklichen und, trügt der Anschein nicht, das Loos der Mehrzahl der Bewohner dieser Stadt. Nur wenige Bettler sah ich. Es gibt deren am Tokaido und gewiß auch in Yedo. Aber sie drängen sich nicht auf. Die welche mir vorkamen schienen eher ein Gewerbe auszuüben und sahen eigentlich nicht elend aus. In den Theehäusern kamen Kinder an uns heran um zu betteln. Sie waren dazu abgerichtet ihren großen rasirten Kopf zu schütteln, dazu die Händchen hin und her zu bewegen und das Lob des Reisenden zu singen. Die Wirkung war überaus komisch. Ist dies nicht seltsam? Das Elend, welches um Mitleid einzuflößen als Karikatur auftritt! In Europa will der Bettler rühren, hier will er heiter stimmen. Die Seufzer lassen uns kalt, denn wir halten sie für erkünstelt. Aber die Schwänke des armen Japaners rühren zuerst die Milz und dann das Herz. Der Gedanke ist nicht schlecht; er ist praktisch, ich möchte beinahe sagen tief.

Ich habe umsonst nach einem Höhepunkte geforscht von welchem man die ganze ungeheure Stadt übersehen könnte. Die Beschaffenheit des Bodens und der Mangel an Thürmen machen dies unmöglich. Vom Dache des großen Hotels im Fremdenviertel sieht man ein Dreieck dessen Scheitel das Schloß ist. Gegen Nord und Südwest begrenzen der Ueno und die Shiba den Horizont. Südlicher zeigen sich die Seeforts welche bei Annäherung des amerikanischen Geschwaders in Eile errichtet wurden*), das Vorgebirge von Kanagawa und der Golf. Jenseits desselben fließen Luft, Erde und Wasser in einander.

Im Sotojiro, in unmittelbarer Nähe des Schlosses, erhebt sich zu ungefähr gleicher Höhe mit letzterem ein Hügel den ein ärmliches Theehaus krönt. Von da übersieht man denselben Theil von Yedo, aber in entgegengesetzter Richtung. Blicken wir um uns: von Nord nach Süd, zu unserer Rechten ist die Aussicht durch eines der Schloßthore und eine Baumgruppe beschränkt; links durch die Anhöhen von Ueno; vor uns zu unsern Füßen entrollt sich ein Bild das einzig ist in seiner Art. Ich habe schönere Fernsichten gesehen aber keine so seltsam eigenthümliche. Auch die Verhältnisse sind überwältigend, eine Beschreibung kaum möglich: in einen ungeheuren grünen Teppich sind weiße Linien, graue und weiße Punkte eingewebt. Je mehr sie sich dem Horizonte nähern je dichter erscheinen sie dem Auge. Eine natürliche Wirkung der optischen Gesetze. Kein Anfang, kein Ende. Ich weiß daß hinter dem Ueno zu meiner Linken, hinter dem Schlosse zu meiner Rechten, sich ein Gemische von niedern Häusern, Bäumen, Gärten, Feldern ausdehnt. Ich sehe es nicht, aber ich weiß es. Vor mir rollt

*) 1854.

sich dasselbe Bild auf. Nichts was den Blick besonders fesselte. Hie und da ein ragendes schwerfälliges Tempeldach; viele Fahnenstangen und Holzpfeiler an welchen die Verordnungen, darunter die das Christenthum verpöhnenden Dekrete, angeschlagen werden. Die kleinen unverbrennbaren Thürme sind zu niedrig um bemerkt zu werden. Nur zwei Gebäude erheben sich über das allgemeine Niveau: das Aktienhotel und das Zollhaus welches ein englischer Architekt für die japanische Regierung eben aufführt. Die Entfernung mildert die ungefällige Wirkung dieser beiden fremdartigen Elemente. Nichts stört also den Eindruck des Gesammtbildes. Ueber der Stadt herrscht tiefes Schweigen. Der Gesang der Lastträger und Beto verhallt ungehört. Kaum daß ich das dumpfe Dröhnen der Tempelgong vernehme. Vögel, soviel ich weiß, gibt es nicht. Einzelne schwache, verworrene Töne dringen zwar zuweilen an mein Ohr, aber sie sind so verschieden von dem Straßenlärm unserer Städte daß sie in dem Europäer die Empfindung des nie Dagewesenen nur erhöhen. Das Ganze hat etwas Unerklärliches, Geheimnißvolles, beinahe Unheimliches! Ich verzichte auf den Versuch dies Etwas zu beschreiben.

Im Nord-Osten der Stadt gewährt die Anhöhe Atagoyama den Blick nach einem andern Theile Yedo's. Zwei steinerne Treppen führen zu ihr hinan. Prachtvolle Kryptomerien krönen den Scheitel, und werfen ihre breiten Schatten über ein elegantes Theehaus. Man muß gegen Sonnenuntergang hingehen. Südwärts dehnt sich der westliche Theil des Midzi aus. Nach der entgegengesetzten Richtung gewandt, erfreut sich das Auge, in unmittelbarer Nähe, an niedern Waldhügeln, kleinen mit Rasen bekleideten Schluchten, schönen Baumgruppen und saftgrünen Reisfeldern. Ein überraschender und unbeschreib-

lich reizender Gegensatz. Hier eine unermeßliche Stadt, dort, hart daneben, eine Gebirgslandschaft. Beides ist Yedo.*)

Niemand unterlasse Oji zu besuchen. So heißt ein kleiner Belustigungsort außerhalb und im Nord-Westen der Stadt. Kleine Hügel, ehrwürdige Kryptomerien, kühle Schatten, ein rieselnder Bach, Wasser in Menge, hübsche, zierliche Theemädchen die die Gäste anlächeln, ihnen Thee, Tabak und köstlichen Fisch serviren, im Kreise sitzend Unterricht ertheilen in der schwierigen Kunst, statt Messer und Gabel, die kleinen Elfenbeinstäbe zu handhaben; die nach vollendetem Mahle niedere, schmale Schemmel bringen. Ein jeder ist mit einer kleinen Rolle von Baumwolle versehen die, in ein frisches Blatt Papier gewickelt, als Kopfkissen dient. So strecken wir uns auf der leuchtenden, glatten, reinen Strohmatte aus. Die Nesan schieben die Papierwände zusammen, und entfernen sich die Reisenden der Ruhe überlassend. Nur die dem Garten zugewendete Seite des Gemaches ist offen geblieben. Da entschlummern wir. Ein frisches Lüftchen ist in die Schlucht gedrungen, spielt mit den Wasserfällen, mit den riesigen Blättern der Lotusblume, mit den flüsternden Zweigen uralter Zwergeichen, fächelt und kühlt unsere brennenden Wangen. All dies ist reizend und hundertmal beschrieben worden. Die Nesan sind, wie gesagt, Aufwärterinnen die sich wie vornehme Damen kleiden, und die Formen der großen Welt angenommen haben. Nicht mehr und nicht weniger. Was man sonst von ihnen erzählt beruht auf Vermuthungen, vielleicht auf Verleumdungen. Wer an solchen Geheimnissen Gefallen findet möge die Wahrheit ergründen.

*) Ich gebe absichtlich keine statistischen Einzelnheiten, weil ich den vorhandenen nur wenig Glauben schenke. Gewöhnlich wird der Flächenraum Yedo's auf 85 Quadrat-Kilometer, die Bevölkerung sehr verschieden auf zwei, anderthalb Millionen, ja nur auf 800,000 Einwohner berechnet. Ich verbürge keine dieser Zahlen.

In geringer Entfernung von Oji, etwa zwanzig Minuten Weges, befinden sich Theepflanzungen. Ich vergaß den Namen des Ortes. Ein gewaltiger Bach stürzt von einem Fels herab. Alte Pinien haben mit ihren Aesten über den schäumenden Wassern eine immergrüne Kuppel gebaut. Hier werden Douchebäder genommen. Daneben sah ich ein mir neues Spielzeug *), wie es nur der Genius dieser Nation zu erfinden vermochte. Ein ausgehöhlter, kugelförmiger, rothlackirter Kürbis wird in den Wasserstrahl eines Springbrunnens gebracht. Die Kugel dreht sich um sich selbst, steigt durch die Wasserkraft in die Höhe, sinkt am Scheitel des Strahles angelangt durch ihr eigenes Gewicht herab bis wo sie, überwältigt durch letzteren, wieder nach oben getrieben wird.

Der Rückweg führt uns durch eine Allee von Zwergbäumen mit künstlich verschränkten Aesten. Eine schöne junge Frau, mit einem Kinde auf dem Rücken, einem anderen an der Hand, tritt uns lächelnd entgegen. Plötzlich stößt sie einen Schrei aus. Tödtliche Bläße übergießt ihr Antlitz. Wir eilen herbei, und gewahren auf einem nahen Baum eine Schlange. Den Schweif hat sie um einen Ast geschlagen, den flachen Kopf und den schwarzgesprenkelten Oberleib streckt sie gegen die junge Mutter aus. Diese steht wie festgebannt, zitternd und unfähig zu entfliehen. Unsere Wächter entfernen sie mit den Kindern, und verneigen sich bis auf den Boden vor dem Thiere welches die Nähe so vieler Menschen nicht zu beirren scheint. In der That es hat nichts zu befürchten. Schlangen sind heilig und zwar aus guten Gründen. Weiß man nicht daß Drachen zuweilen die Gestalt von Schlangen annehmen, und Götter in Gestalt von Drachen zu uns irdischen Wesen herabsteigen? Wer eine Schlange tödtet begeht vielleicht einen Göttermord. Darum

*) Ich höre daß es vor einigen Jahren nach Europa gebracht wurde.

befinden sich diese Thiere so wohl im Reiche der aufgehenden Sonne.

(18. August.) Ich genieße hier der liebenswürdigen Gastfreundschaft des Herrn Adams, und kehre von meinen verschiedenen Ausflügen mit immer neuem Vergnügen nach der brittischen Gesandtschaft zurück. Heute Morgens hier angekommen, fand ich den englischen Richter Herrn Hannen und seine liebenswürdige Gemahlin, die andern Glieder der Legation und Doktor Wheeler. Welcher Abstand zwischen diesem Kreise angenehmer und unterrichteter Menschen und dem wilden Treiben im Gasthaus zu Yokohama!

(19. August.) Langer Spaziergang in der Umgegend. Ein englischer Park mit japanischer Vegetation. Alles ist hier anders als in der übrigen Welt. Zum Beispiel: wir verlassen den in einer sehr belebten Straße gelegenen Gesandtschaftspalast; wir treten in die nächste Nebengasse. Allmälig gewinnt sie das Ansehen eines Dorfes. Noch einige Schritte und ländliche, schweigsame Abgeschiedenheit umfängt uns. Wieder einige Schritte weiter, und wir befinden uns mitten in einer volkreichen Stadt. Uebrigens hört man wenig Lärm, selbst in den bevölkertsten Stadttheilen: denn es gibt kein Pflaster, keine Wagen, fast keine Pferde. Die Strohsandalen der Fußgänger dämpfen den Schall des Trittes. Eigentliches Gedränge ist selten, und wo es vorkommt, gleiten die Menschen sanft an einander vorüber. Sie sind nicht schweigsam; im Gegentheil, es wird fortwährend geschwätzt, aber nicht überlaut, und man vernimmt mehr Gelächter als Worte.

(20. August.) Heute ist Sonntag. Im Tsukiji, dem europäischen Quartier, gibt es weder Priester noch Prediger, weder Kirchen noch Kapellen. Dagegen liest man an allen Orten wo die Regierungserlasse angeschlagen sind das Verbot gegen die Ausübung der christlichen Religion. Die gegenwärtigen Träger der Gewalt, obgleich Männer des Fortschrittes, sind insofern Konservative, als sie die christliche, besonders die katholische Religion hassen. Die Ausübung ihres Kultus ist den fremden Residenten in den Treaty-Ports gewährleistet. Aber wie verhält es sich mit Yedo und Osaka? Diese Frage wird bei der bevorstehenden Revision der Verträge wohl eine befriedigende Lösung erhalten.

Heute Nachmittag war ich bei Sawa Nabuyoshi, dem Ersten Minister des Aeußeren. Er ist nur fünfzig Jahre alt, sieht aber wie ein Greis aus. In Japan wird rasch gelebt. Sein Gesicht gefällt mir; offen, wenn er scherzt, ein wenig satirisch aber wohlwollend und gemüthlich. Man kann den alten Herrn nicht ansehen, ohne ihm gut zu sein. Er und sein Sohn tragen eine einfache Tunika von leichtem Seidenstoffe. Ihr Benehmen ist würdevoll und ungezwungen. Das Gemach, in dem wir uns befinden, entbehrt aller Einrichtungsstücke, den Tisch ausgenommen den der Minister für die fremden Diplomaten aufschlagen ließ. In einer Nische steht eine Vase von böhmischem Krystall, ein Andenken der österreichischen Gesandtschaft welche Japan im vorigen Jahre besucht hat. Auf Befehl seines Vaters bringt der Sohn die Gallakleider seiner Mutter herbei und legt sie unter vielem Lachen an. Es sind reiche schwere Gold- und Seidenstoffe. Sawa ist Gelehrter und erzählt uns viele interessante Dinge. In den alten Gebräuchen, in Geschichte und Archäologie gilt er für sehr bewandert. Seine Liebhaberei für Alterthümer benutzend bringe ich meinen Wunsch

an Kiyôto (Miako) zu besuchen. „Was wollen Sie in Kiyôto machen?“ sagte er mit verlegener Miene. „Es ist eine alte Stadt; ein wenig herabgekommen seit der Kaiser seine Residenz nach Yedo verlegt hat, und überdies unlängst durch Feuersbrünste theilweise zerstört. Wenn Sie nach Kiyôto gehen, werden andere Europäer dasselbe thun wollen. In Kiyôto gibt es böse Leute. Es könnte Ihnen ein Leid geschehen. Gehen Sie nicht hin. Sind ja doch gerade die neuen, die schönsten Häuser abgebrannt.“ — „Ich bin überrascht, antwortete ich, Sie so sprechen zu hören. Nicht der neuen Häuser wegen will ich nach Kiyôto reisen; die alten Gebäude und Tempel, die schönsten und berühmtesten in Japan, möchte ich besichtigen. Sawa, ein so großer Kenner der Alterthümer, ein so feiner Würdiger der Architektur, könnte er ernsthaft behaupten daß Kiyôto nicht die älteste Stadt des Reiches ist?“ Die Bemerkung wirkte. Der Minister lächelte, gab mir Recht, und erbat sich nur einige Tage, um „die nöthigen Gründe zu finden mit denen er im Ministerrath meinen Wunsch zu unterstützen“ gedenke.

Sawa ist ein aufgeklärter Geist, er begünstigt die Reformen und huldigt dem Fortschritt, wenn er gleich zu verständig ist um die Ueberstürzungen der gegenwärtigen Rathgeber des Mikado zu billigen. Dennoch ist ihm der Gedanke unangenehm daß ein Europäer die heilige Stadt betrete, und nicht ohne Schwierigkeit wird es ihm gelingen die Zustimmung seiner Kollegen zu erhalten. So tief wurzelten hier, während der letzten drei Jahrhunderte, die Furcht vor den Fremden und der Grundsatz ihrer Ausschließung. Dies hindert aber die neuerungssüchtigen Minister keineswegs junge Leute massenhaft nach Europa zu schicken, unsere Tracht anzunehmen und den Eingebornen aufzudrängen, und das Studium unserer Sprachen zu begünstigen. Soeben haben sie in Yedo eine deutsche Schule errichtet.

Ich besuchte sie unlängst und fand ein Dutzend Knaben und Jünglinge, welche folgende zwei Sätze im Chor wiederholten: „Der arme Mann will sein wie der reiche Mann“ und „Der reiche Mann will nicht sein wie der arme Mann.“ Zuweilen irrten sie sich und sagten, der Reiche will sein wie der Arme. Der Lehrer, das Urbild des deutschen Schulmeisters, gerieth in Entrüstung: „Arimazen“, rief er mit strengem Tone, „arimazen, nicht, nicht!“ Und die Knaben fielen wieder im Chore ein: „Der — ar — me — Mann — will — nicht — sein — wie — der — reiche“. Hierauf neuer Zornesausbruch des Schulmeisters. Das Wort reich bereitete den japanischen Kehlköpfen unüberwindliche Schwierigkeit. Ich glaube in meinem Leben nicht herzlicher gelacht zu haben. Das Komischste war aber der Herr Lehrer. Diese Jungen werden wahrscheinlich das Deutsche wieder vergessen; noch wahrscheinlicher werden sie es nie erlernen; aber der Grundsatz wird in ihren Gemüthern eingeprägt bleiben — es steht nicht im Evangelium — daß Reichthum mehr werth ist als Armuth.

(21. August.) Ich war heute zum dritten Male in der Shiba und habe dort den ganzen Morgen zugebracht.

Die Shiba enthält mehrere Shogungräber, Tempel und reiche Klöster. In diesem Augenblicke werden die Bonzen der letzteren, theilweise, ihres Besitzthums beraubt. Mit ein wenig Geld und der Aufhebung des Cölibats findet man sie ab. Die mit Beschlag belegten Klöster werden in Kasernen verwandelt. Dies ist die neueste Maßregel, schwerlich die letzte ihrer Art. Im Ministerrathe erheben sich Stimmen welche die Abschaffung des Buddhism von Amtswegen, die Aufhebung aller Klöster und die Abtragung der Shibatempel verlangen. Letztere ent-

halten bekanntlich, mit denen von Kiyôto, die äußersten Leistungen japanischer Kunst. Heute bestehen sie noch in all' ihrer zauberhaften Pracht.

In der Mitte des Hofes erhebt sich die große Tempelhalle, neben ihr die mit einem schweren Dache bedeckte Estrade; zwischen alten Bäumen ein mehrstöckiger, vierseitiger Thurm. Diese Gebäude sind im gewöhnlichen Style der Buddhatempel aufgeführt, aber alle andern übertreffen sie durch die Vollendung des Schnitzwerkes, durch den Reichthum im Einzelnen, durch den verschwenderischen Aufwand an Vergoldung. Die unbeschreibliche Harmonie der Farben läßt das Barbarische der Architektur, das Groteske der Bildhauerei übersehen. Gewiß, die Gottheit herrscht hier, aber umweht von Hofluft. Unwillkürlich denkt man an die Kapelle Ludwigs XIV. in Versailles.

Die wahren Schätze der Shiba sind die Gräber. Von einander durch niedere Mauern getrennt, folgen sie sich eine breite Allee entlang. Die Bäume, Koniferen verschiedener Art, wurden zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Taiko-Sama gepflanzt.

Die ältesten Gräber reichen nicht über das erste Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts zurück. Ich habe sie alle zu wiederholten Malen besucht und aufmerksam besichtigt. Sie zeugen von einer allmäligen Entartung der Kunst. Dies ist wenigstens mein Eindruck. Erst nach dem Besuche der gleichfalls von Taiko-Sama herrührenden großen Tempel und des Schlosses von Kiyôto werde ich mir ein Urtheil bilden können.

Die Mausoleen der Shiba bestehen aus drei verschiedenen Elementen: diese sind der Hof, die Tempelhalle und, hinter dem Tempel, das Grabmal.

Der Hof ist von dem großen soeben erwähnten Baumgange durch eine Mauer getrennt, die nach innen eine bedeckte Gallerie

bildet. Die Fenstergitter dieser Mauer sind durchbrochene Hautreliefs in Holz geschnitzt, Pfauen, auf Wolken sitzende Fasanen, schwimmende Wasservögel vorstellend. Das Vor- und Zurücktreten der Glieder verräth eine seltene technische Fertigkeit. Die Farbenpracht und die reiche Vergoldung erhöhen den wundervollen Eindruck dieser kleinen Meisterstücke in denen die Naturwahrheit der schuldigen Rücksicht für den idealen und symbolischen Charakter des Gegenstandes mit merkwürdigem Zartgefühl bis zu einem gewissen Grade geopfert wird.

Im Hofe sind hohe Steinlaternen, wie sie in keinem Tempel fehlen und in den meisten Gärten vorkommen, in doppelter Reihe aufgestellt. Bei jedem Schritte, neues Erstaunen über die Verschwendung des Materials, den Reichthum an Ornamenten, die Vollendung im Einzelnen, die feierliche Pracht des Ganzen.

Gegenüber dem Eingange steht der eigentliche Tempel. Hier erinnert Alles an die Größe des verblichenen Potentaten, an seine Macht, seinen Reichthum, seinen mystischen Glauben. Zu beiden Seiten der Thüre gewahrt man die, in Buddhatempeln selten fehlenden, zwei Götzen in Lebensgröße. Der eine, mit roth lackirtem Gesichte und zornigem Ausdruck, ermahnt den Eintretenden zur Gottesfurcht oder zu anständigem Benehmen; der andere, gewöhnlich grün lackirten Antlitzes und mit verhältnißmäßig minder scheußlichen Zügen, heißt ihn willkommen. Diese Erklärung gab mir ein Bonze. Wenn irrig, bitte ich Fachgelehrte um Berichtigung. Eine reich geschnitzte und mit Goldbronzen eingelegte Thüre führt in das Innere. Bei meinem ersten Besuche stand die Sonne bereits tief, und mein Auge bedurfte einiger Zeit um sich an das geheimnißvolle Dunkel zu gewöhnen; dann aber gewahrte ich in seiner vollen Majestät, unter den goldkantigen Balken und Gesimsen des Heiligthums, hinter

dem blumengeschmückten Altartisch, Gott Buddah, das Symbol der äußersten Unempfindlichkeit, der absoluten und ewigen Ruhe.

Grato m'è il sonno e l'esser di sasso.

Von der Decke hängen Kronleuchter herab. Feine Strohmatten bedecken den Boden; ein Rahmen von rothbraunem Lack grenzt ihn gegen die Wände ab.

Der Geschmack am Grotesken und das Suchen nach dem Schönen, technische Vollendung, eine schöpferische Phantasie und das zarteste Naturgefühl, beide beschränkt und zurückgehalten durch die Ansprüche der indischen Theogonie und der Heiligkeit des Ortes: dies sind die charakteristischen Merkmale der wunderbaren Schöpfungen mit welchen die Shogune ihre letzte Wohnstätte verherrlichten. Wie kommt es, daß hier gewisse Skulpturen ein offenbares Gepräge des italienischen Barokism tragen? So lange der Künstler mit heiligen Vorwürfen zu thun hat, hält er sich strenge an die Ueberlieferung; aber mit Vögeln, Blumen, Wolken, Meereswogen legt er sich weniger Zwang auf, verläßt er gerne die alten Pfade, bewegt er sich, wenn er es wagen darf, mit aller Freiheit, und schafft Werke die aus Borromini's oder Bernini's Studien zu stammen scheinen. Erkläre das wer kann!

Hinter dem Tempel ist das Grab: eine Steinsäule die in einen Federbusch ausläuft. Zwei concentrische mit Schnitzwerk verzierte Steingeländer umgeben sie. Einige Stufen führen hinan. Das Ganze großartig, einfach, barbarisch. Taiko-Sama's ehrwürdige Bäume bilden die Einfriedung. Von ihnen tönt unablässig der monotone, eigentlich zweitönige Triller der Cikaden herab. Er erhöht den Eindruck der Verlassenheit und der Trauer an den Gräbern der Helden.

(3. September.) Während unseres Ausfluges nach Hakone verloren die Neuerer ihre Zeit nicht. Durch das Dekret vom 29. August haben sie mit einem Federstrich die Han abgeschafft. Bekanntlich theilen sich die japanischen Städte in drei Klassen: die Fu, deren es nur drei gibt: Kiyôto (Miako) bis zum vorigen Jahre die Residenz des Mikado; Yedo bis zur Aufhebung des Shogunats Haupt- und Residenzstadt des Shogun; endlich Ôsaka, die Perle der japanischen Städte und das große Emporium des Binnenhandels. Die übrigen Städte sind entweder Han, d. h. Lehenstädte der Daimio, oder Ken, welche unter der unmittelbaren Landeshoheit des Mikado stehen. Die Verordnung durch welche die Minister die Lehensherrlichkeit der Daimio aufheben ist ein Gewaltstreich von äußerster Tragweite, denn sie zerstört Zustände deren Ursprung in das graue Alterthum zurückreicht, sie eröffnet eine Epoche der radikalsten, socialen und politischen Umwälzungen. Auch in den obersten Kreisen der Regierungen sind Veränderungen eingetreten. Unter Anderem wurde der alte Sawa seines Postens enthoben.

Dieser große Herr von altem Schlage, Freund und Beschützer der Wissenschaft, Kenner der Kunst und selbst Künstler, trägt seine Ungnade mit edler Ergebung. Heute kam er mit seinem Sohne auf die Gesandtschaft, und blieb zu Tische. Er war sehr gut aufgelegt, schwätzte und lachte viel, und sagte, von seinem Rücktritt sprechend: „Nun, so wären wir denn wieder zu unsern Büchern zurückgekehrt.“

(4. September.) Heute erschien Iwakura Tomomi im Gesandtschaftshotel. Es war sein erster Besuch seit er Sawa im Ministerium des Aeußeren ersetzt hat, und derlei Antrittsvisiten dauern, nach Landesgebrauch, mindestens ein paar Stunden. Dies bot mir Gelegenheit die Bekanntschaft dieser einflußreichen Persönlichkeit zu machen.

Iwakura gehört der Klasse der Kuge an, d. h. dem alten und hohen Hofadel der Mikado. Dem ungeachtet lebte er zu Kiyôto in freiwilliger Zurückgezogenheit. Erst die Revolution von 1868 führte ihn auf die politische Schaubühne. Seither spielte er eine große Rolle, und heute gilt er für den bedeutendsten Mann im Ministerium. Er ist, wie er mir sagte, achtundvierzig Jahre alt. In Japan wie in China ist es Artigkeitspflicht nach dem Alter einer neuen Bekanntschaft zu fragen. Sein Gesicht hat nichts Ausgezeichnetes, doch beleben es die, wenn er spricht, feurigen Augen und zuweilen ein sarkastisches Lächeln. Seine Art zu reden ist kurz und trocken, seine Manieren die des Mannes der großen Welt: einfach, ungezwungen, natürlich. *)

Eine Unterhaltung entspann sich sofort über die neuesten Vorgänge. Was mir Iwakura sagte ist kein Geheimniß.

Ich sprach ihm zuerst von meinem Wunsche Kiyôto zu besuchen. Kiyôto, die „Hauptstadt des Ostens", ist die heilige Stadt, und als solche Fremden ganz besonders unzugänglich. Als der englische Gesandte, Sir Rutherford Alcock, Niphon bereiste von Nagasaki bis Osaka und von Ôsaka nach Yedo, ließ man ihn bitten Kiyôto nicht zu berühren, und er hat es nicht gesehen. Baron Richthofen, der bekannte Chinareisende welcher sich auch in Japan viel bewegte, war nicht glücklicher, und als vor drei Jahren die Gesandten Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande sich, auf den Wunsch des Mikado, dahin begaben, ereignete sich der bekannte blutige Mordanfall auf den brittischen Minister Sir Harry Parkes. Die Legationen eilten nach Ôsaka zurück. Die heilige Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu besehen hatte man weder Lust

*) Iwakura hat seither als Botschafter die meisten Höfe Europa's besucht.

noch Zeit. Herr von Brants und einige andere Diplomaten haben dort unlängst eine kurze Erscheinung gemacht, aber außer diesen officiellen Persönlichkeiten und zwei Europäern im Dienste der japanischen Regierung scheint bisher kein weißer Fremdling nach Kiyôto gedrungen zu sein. Jedenfalls hat Niemand eine Schilderung geschrieben oder veröffentlicht, ausgenommen Doktor Kämpffer der die Stadt am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts besuchte und ihr in seinem schätzbaren Werke über Japan einige Zeilen widmete. Bekanntlich war er Arzt der holländischen Faktorei auf Detsima, und begleitete eine der Botschaften welche die Kolonie, alle vier Jahre, nach Yedo schicken mußte. Unter Weges wurden die Delegirten als Staatsgefangene behandelt; sie mußten im geschlossenen Norimon reisen, durften die Herberge nicht verlassen, und wurden Tag und Nacht bewacht. Kiyôto ist also bis zur Stunde eine Terra incognita und ich wünsche lebhaft sie zu besichtigen. Ich brachte also dies Anliegen zur Sprache, und Iwakura bereits hievon verständigt, sagte seine Unterstützung im Ministerrathe zu.

Noch einen andern Gegenstand hatte ich mit ihm zu verhandeln: meine Audienz beim Mikado. Als allgemeiner Grundsatz, ist der Sohn der Götter Sterblichen unzugänglich. Ausnahmen werden nur gemacht für seine Diener und, seit Amerikaner und Europäer an der Küste Fuß faßten, für die fremden Gesandten. Bei solchen Gelegenheiten wurden auch die fremden Admiräle empfangen. Herr Seward, ehemaliger Minister des Aeußern der Vereinigten Staaten, ist der einzige Ausländer ohne amtlichen Charakter welcher dem Kaiser vorgestellt ward. Dank der indirekten aber einflußreichen Unterstützung des englischen Vertreters, wird mir dieselbe Gunst zu Theil werden.

Wir kamen sodann auf die brennende Tagesfrage zu reden, die Aufhebung der Lehensrechte.

„Die Daimio, sagte Iwakura, wurden durch den Shogun im Zaum gehalten. Mehrere von ihnen standen unter seiner unmittelbaren Herrschaft, die andern unter der des Mikado. Nach der Aufhebung des Shogunat wähnten sich die einen wie die anderen vollständig unabhängig. Sie thaten was sie wollten. Dies durfte nicht geduldet werden. Man mußte das Ansehen und die Macht des Mikado wieder herstellen. Dies Werk haben wir unternommen. In drei Jahren wird es vollendet sein. Die Han wurden abgeschafft. Die ehemaligen Daimio werden nicht einmal unter dem Titel von Statthaltern in ihren Dominien gelassen werden. Wir werden sie zwingen mit ihren Familien nach Yedo zu kommen. Fähige Leute, ohne Rücksicht auf ihre Kaste, sollen zu Statthaltern ernannt werden. Nur unter der Bedingung daß sie die nöthigen Fähigkeiten besitzen können auch Daimio in Zukunft solche Posten bekleiden. Die kleinen Klane werden mit größeren verschmolzen; auch wollen wir eine kaiserliche Armee bilden, und zwar aus den Kriegsmännern und Rittern der ehemaligen Daimio.

„Unsere Gegner beschuldigen uns Feinde der Volksreligion zu sein. Dies ist unrichtig. Wir beabsichtigen nicht den Buddhismus auszurotten. Aber die ehemaligen Shintotempel müssen gereinigt werden. Die Shogune hatten nicht das Recht sie in Buddhatempel zu verwandeln oder den Buddhadienst neben dem Shintokultus einzuführen. Letzterer war von Altersher Religion des Mikado, also Staatsreligion.“

„Die Steuern betreffend, gebe ich zu daß die Daimio sie dem Bauer in Mißjahren erließen, was die kaiserliche Regierung nicht thun kann, weil die Verwaltungskosten in guten wie in schlechten Jahren dieselben sind. Aber wir werden die Last die auf den Bauer drückt zu erleichtern suchen, indem wir

den bisher abgabenfreien Kaufmann und Handwerker an der Steuerlast betheiligen."

(5. September.) Morgenbesuch in mehreren großen Kaufläden. In Yokohama findet man vorzugsweise Waaren für den europäischen Markt. In Yedo richten sich die Producenten nach dem Geschmacke der Eingebornen. Wozu all' dies Geräthe dessen Zweck und Bestimmung sich nicht errathen lassen? Welcher Widerspruch mit der Einfachheit eines japanischen Haushaltes! Wissen doch Reich und Arm nicht was Möbel sind. Aber nichts ist interessanter als eine eingehende Betrachtung all' dieser Gegenstände. Da findet man eine seltene Erfindungsgabe die sich aber in Phantastereien gefällt; ein Schönheitsgefühl das fortwährend mit dem Hange zur Karikatur zu kämpfen hat; ein augenscheinliches Bestreben große Wirkungen mit kleinen Mitteln hervorzubringen; den Kultus der unbelebten Natur mit absichtlicher Uebertreibung; dabei eine große Freiheit der Bewegung vereint mit einer noch größeren Ehrfurcht für die überlieferten Vorbilder und die ererbte Routine. Vergleicht man die Kunstwerke, von denen ich an einem andern Orte sprechen werde, mit den Industrieerzeugnissen, so findet man eine gewisse Analogie mit unseren mittelalterlichen Zuständen: der Künstler hat hier viel vom Handwerker, und der Handwerker ist, binnen gewisser Grenzen, wesentlich Künstler.

Nichts unterhaltender als ein Besuch der vielen Spielzeugbuden. Ich frage wie ist es möglich so viel Geist, Erfindung, Geschmack und Wissen zu verschwenden für Kinder welche diese kleinen Wunderwerke ja nicht zu schätzen vermögen. Darauf wird geantwortet: In diesem Lande ist Jedermann Kind; in jedem Alter unterhält man sich mit Spielzeug. Ich sah Großvater, Vater und Sohn mit einem fliegenden Drachen beschäftigt. Damen von Stand, welche ihre Wohnung selten verlas-

sen, verbringen ihre Tage spielend wie Kinder. Gegenwärtig ist der Tôsenkio, das Fächerspiel sehr in der Mode.*) Eine kleine Schachtel von leichtem Holz wird auf den Boden gestellt, und auf die Schachtel ein Figürchen von Rohr welches mit Seide überzogen ist und einen Schmetterling vorstellt. Die Spieler, gewöhnlich Damen, liegen oder kauern in einer gewissen Entfernung auf der Matte, und schleudern ihre Fächer nach dem Schmetterling. Die Aufgabe ist diesen zu treffen ohne die Schachtel umzuwerfen. Gewinn und Verlust werden durch eine Tabelle geregelt welche die verschiedenen Lagen des Fächers und des Schmetterlings bildlich darstellt. Den Gemahlinnen und den Hofdamen des Mikado hat dies Spiel seine große Beliebtheit zu verdanken. Für unglaublich wenig Geld kaufte ich eine Menge kleiner Gegenstände deren einige wirklichen Kunstwerth besitzen, wie zum Beispiele kleine Thiere, Gruppen von Schildkröten und dergleichen in Bronze. Die Absicht ist augenscheinlich eine komische Wirkung hervorzubringen. Aehnliche Arbeiten fand ich in andern Butiken. Die Motive waren dieselben, aber es waren doch keine Kopien. Nicht dasselbe Modell wird mechanisch wiederholt, wohl aber derselbe Gedanke verwerthet. Dabei bleibt dem Arbeiter, ich möchte beinahe sagen dem Künstler, ein gewisser Spielraum. Er bildet nach, aber zugleich komponirt er.

Vergessen wir nicht die feinen reinen Hände mit den langen zarten Fingern der Weiber die die gekauften Gegenstände mit großer Sorgfalt in weiches Reispapier wickeln.

Wir sind auch in den zwei berühmtesten Seidenhandlungen gewesen. Man führt uns in einen geräumigen niederen Saal im Obergeschoß. Er ist überfüllt mit Kunden, darunter meh-

---

*) Tô heißt schlagen oder treffen; sen Fächer, kio Spiel.

rere vornehme Damen. Alles, Herren und Frauen, sitzt auf den Fersen um einen niederen kaum einen Fuß hohen Tisch auf welchem die Waare gezeigt wird: feine Krepe und sehr schwere Stoffe, ohne oder mit Dessein. Die Farben schienen mir sehr lebhaft. Die Brokate könnten, wenn sie nicht so theuer wären, als Möbelüberzüge oder für Kirchengewänder gebraucht werden. Hier macht man aus ihnen Prachtanzüge für beiderlei Geschlecht.

Uebrigens ist die Seidenkultur in Verfall gerathen, und auch dies Uebel kommt von Europa. Die vorzüglichste Seidenzucht wird in den Provinzen Oshiu und Shinshiu getrieben. Die Städte Yonesawa, Uyeda, Chosiu und Shimamura dienen als Magazine. Nirgend ist das Klima günstiger für die Eiererzeugung welche eine trockene Luft erheischt wie sie sich, hier zu Lande, nur auf den seltenen und wenig ausgedehnten Hochebenen findet. Noch bis vor Kurzem holten die Seidenproducenten aus anderen Gegenden Japans ihren Bedarf an Eiern in diesen beiden Provinzen. Aber seit die italienischen Graineure, in Folge der Krankheit des lombardischen Seidenwurmes, die Eier von Oshiu und Shinshiu um fabelhafte Preise aufkaufen, haben die Fabrikanten im Süden und in anderen Theilen des Reiches aufgehört ihren Eiervorrath aus diesen zwei Provinzen zu beziehen. Man begnügt sich mit den an Ort und Stelle erzeugten Eiern von mittelmäßiger Qualität. Daher kommt es daß die japanischen Stoffe so sehr an Gehalt und Werth verloren haben.*)

Nach dem Tiffin langer reizender Spaziergang nach Meguro. Dies Dörfchen liegt nordwestlich von Yedo und verdankt

*) Siehe hierüber die Berichte des Herrn Adams, der die Frage an Ort und Stelle studierte, im englischen Bluebook, Japan 1870 und 1871.

seine Berühmtheit einem großen Tempel und mehreren von der eleganten Jugend vielbesuchten Theehäusern. Herr Mitford gibt in seinen Tales of old Japan eine gute Schilderung. Dies Buch ist soeben in London erschienen, und ein Exemplar macht auf der Gesandtschaft die Runde. Die Besucher der achtundvierzig Ronin und die schauerliche Scene des Harakiri, welcher der Verfasser im Auftrage seines Gesandten beiwohnte, wird man auch in Europa mit Interesse lesen. Die übrigen Erzählungen setzen einige Ortskenntniß und besonderes Gefallen an japanischen Dingen voraus. Sehr gelungen sind die kleinen Feenmährchen des zweiten Theiles.

Meguro verlassend suchen und finden wir einen isolirten Hügel der Shinfuji heißt und einen Rundblick über die idyllische Umgegend von Yedo gewährt. Es sind am Ende immer dieselben Elemente: ein längliches flaches Thal; die es begrenzenden Hügel wellenförmig und bewaldet; im Thalgrund Reisfelder; weiter hinauf und rings um die Tempel die, im Laube versteckt, immer auf halber Höhe stehen, ungeheure Kryptomerien und Pinus massericana und retinispora; anderwärts Riesen-Zwetschkenbäume, letztere wegen ihrer Blüthe hochgeschätzt, dann Lorbeer- und Lerchenbäume. Wesentlich geistlichen Charakters sind die Acer japonica und die Salisburia adimantifolia, in Japan Itchô genannt. Man findet sie fast in allen Tempelhainen. Hiezu denke man sich eine Ueberfülle von Kamelien und Azalien und, als Abwechselung, die blaßgrünen federigen Blätter des Bambus. Gewiß diese Landschaft wiederholt sich, aber es gibt keine reizendere, keine sanftere, keine poetischere Monotonie.

Heute dürfte in den Theehäusern von Tôkei viel geschwätzt werden. Tôkei ist der neue Name für Yedo.*) Er ist eine Erfindung der

*) To heißt Ost und kei Hauptstadt.

jungen Elegants und der Männer des Fortschrittes. Das Ereigniß des Tages ist in der That geeignet Aufsehen zu erregen. Eine hohe Dame speist heute Abends auf der englischen Gesandtschaft. Herr Adams hat diesen revolutionären Akt am Gewissen. Er wußte mit einigen der großen Familien des Landes in näheren Verkehr zu treten, und so weit ist die Vertraulichkeit gediehen daß er Matsune und seine Gemahlin, eine Tochter des jetzt in China als Botschafter verweilenden Uwajima, zu Tische laden konnte. Eine unerhörte That! Die junge Dame zählt vierzehn Jahre, ist sehr klein, hat große braune, nur wenig geschlitzte Augen, köstliche zarte Händchen und Füßchen. Vielleicht ist der Kopf etwas zu groß für die winzige niedliche Person, aber daran trägt wohl der überreiche Haarwuchs die Schuld; und wie dies Haar schön ist, wie zierlich in glatte Bänder gelegt welche zwei große Nadeln von Schildkrot zusammenhalten. Ueber dem weißen Hemde trägt sie ein eng anschließendes Kleid von lichtgrauer Seide. Ein breiter Gürtel von der Farbe der Theerose umschlingt ihren Leib, und endet am Rücken in einem bauschigen Knoten der fast bis an die Schultern hinansteigt. Ein Porzellanfigürchen von Vieux-Saxe in der Tracht des ersten Kaiserreiches. Beim Diner sitze ich neben dem Gemahl, ihr gegenüber. Nichts ist ergötzlicher als sie zu beobachten. Wie sie heimlich ihre leuchtenden, gescheidten Augen über den Tisch schweifen läßt; wie sie uns beobachtet, wie rasch und gut sie, ein echtes Kind ihres Landes, uns nachzuahmen weiß. Als der Braten servirt wurde hatte sie uns bereits abgelernt wie man Messer und Gabel handhabt. Allmälig ward sie zutraulich; nach Tisch im Salon wo ihr Alles neu war lief sie wie ein Kind umher, besah und betastete die verschiedenen sonderbaren Gegenstände, setzte sich dann auf ein Taburet zu Füßen des Gemahls, rauchte ein Cherut, vergaß gewissermaßen unsere Gegenwart.

Matsune, ungeachtet seiner unregelmäßigen Züge ein schöner Mann, ist, wie heute so viele seiner Landsleute, in einem Umgestaltungsprocesse begriffen. An den Endpunkten seiner Persönlichkeit ist er bereits zum Europäer geworden. Er trägt Pariser Stiefletten, und hat sein Zöpfchen am Scheitel abgeschnitten. Dafür läßt er, gegen die Landessitte, sein Haar wachsen; es ist dicht, kraus und struppig, und gibt ihm ein ordinäres Aussehen. Ich frug ihn, warum er nicht die japanische Mode beibehalte. Die Antwort war, er leide häufig an Schnupfen. Die Wahrheit ist daß der junge Herr den Ideen der Neuzeit huldigen möchte, aber noch nicht wagt es zu gestehen. Er schwimmt zwischen zwei Wassern. Wie so viele seiner Landsleute ist er nicht mehr Codino und noch nicht Mann des Fortschrittes. So viel steht fest: wer hier zu Lande sein Zöpfchen abschneidet ist Progressist, und die Zahl derselben nimmt zu. Japan bewegt sich.

(6. September.) Heute Abends machte ich die Bekanntschaft Saigo's. Von Geburt einfacher Samurai (Zweischwertmann) des Fürsten von Satsuma, ist er auf der Insel Kiushiu der einflußreichste Mann geworden. Seine Mitwirkung schien den Männern der Bewegung unentbehrlich. Daher begab sich Iwakura zu ihm, beredete ihn für die Reform Partei zu nehmen und nach Yedo zu kommen.

Saigo ist ein Herkules. Seine Augen verrathen Geist, seine Züge Thatkraft. Er hat eine kriegerische Haltung und die Manieren eines Landedelmannes. Sein Anzug schien mir mehr als vernachlässigt. Dieser, jetzt sehr wichtige und einflußreiche, Herr langweilt sich bei Hofe und leidet am Heimweh.

(7. September.) Die Religion scheint so ziemlich ein überwundener Standpunkt zu sein. Nur Weiber und Greise sieht man Morgens und Abends aus den Häusern treten, um sich vor der auf- oder untergehenden Sonne zu verneigen. Sonst wird nur gebetet um eine besondere Gunst zu erhalten. Die Weiber flehen die Götter an, auf daß ihr Mann die eheliche Treue bewahre; Kranke beten um Gesundheit; junge Mädchen um ein neues Kleid, einen Schmuck, einen Freier oder Gatten. Wer in den Tempel geht, ruft den Gott dessen er bedarf indem er auf den Gong schlägt oder mit den Händen klatscht und sich dabei tief verneigt. Auf den dritten Ruf erscheint die Gottheit, der Betende stürzt auf sein Antlitz, bleibt einige Augenblicke in Anbetung versunken, und wirft sodann eine Hand voll kleiner Kupfermünzen in den Sammelkasten. Hiemit hat die Sache ein Ende. Im Tempel von Asakusa befindet sich ein eherner Gott den die Kranken besuchen. Sie reiben die Hand an dem Gliede des Götzen welches ihrem kranken Theile entspricht. Kurz, viele Ceremonien, viel Aberglaube, aber in den höheren Klassen und bei den Literaten häufiges Erlöschen aller religiösen Ueberzeugungen. So wird mir hier gesagt, und dasselbe hörte ich in Yokohama behaupten. Mehrmals befragte ich vornehme Japaner über diesen Gegenstand. Sie antworteten immer lachend, das sei dummes Zeug. Nur der alte Sawa machte eine Ausnahme. Er lächelte still vor sich hin und sprach mit einer gewissen Zurückhaltung.

Die Heiligthümer von Ikegami, unweit Yedo, im Westen der Stadt, reichen in ein hohes Alterthum zurück. Wir fuhren heute Nachmittags hinaus. Ich verzichte sie zu beschreiben. Erkläre mir wer kann den eigenthümlichen Reiz japanischer Tempel. Es ist immer dieselbe Sache und doch immer neu und anziehend: prachtvolle alte Bäume umgeben mehrere Holzpfei-

ler, die ein hohes, schwerfälliges, breitgekrämptes Dach tragen. Von Architektur keine Spur. Es sind im Grunde riesige Hütten, ein Giebeldach auf Stangen. Was ich aber bewundere ist das richtige Gefühl des Baumeisters der genau wußte, was mit Holz zu leisten sei, und der in den Bedürfnissen der Holzkonstruktion die Elemente der Ornamentirung fand. Man betrachte nur dies Gesimse. Es verbindet die Pfeiler, dient den Balken die den Plafond bilden als Unterlage und ist zugleich der natürliche Uebergang zu den vorspringenden Dachrändern. Die immer in doppelter Schichte übereinander liegenden Horizontalbalken sind verschränkt und verhindern, indem sie eine fest zusammenhängende Masse bilden, die Tragpfeiler unter der Last des Daches zu weichen. Ihre Enden sind mit einfachem, schönem Schnitzwerk geziert; sie brechen, in einer dem Auge wohlthuenden Weise, die Einförmigkeit des Frieses.

Wir schlendern im Tempelgrunde umher und gelangen zu einem isolirten Tempietto. Es enthält die kolossale Statue eines Götzen, ist kreisrund und sehr zierlich gezeichnet. Seine Farben, matt roth, matt grau, matt grün, stimmen wundervoll zu dem kräftigen Schwarzgrün der alten Cedern, zum saftigen Grün der Itchô die es umgeben. Als wir ankamen, sang eben der alte Tempelbonze eine Hymne. Mehrere Gläubige lagen vor dem Götzen auf den Knieen. Eine so recht eigentlich japanische Scene. Um sie zu vervollständigen dringen unsere Yakunin, die Pfeife im Munde, in das Heiligthum, schwätzen und lachen laut, verhöhnen den Bonzen und seinen Gott.

(8. September.) Die Sage von den siebenundvierzig Ronin lebt noch immer im Volke fort.*) Sie wirft auf die feudalen Sitten des Landes ein merkwürdiges Streiflicht.

Der Ronin ist, in der Regel, ein verkommener Mensch. Meist sind es Leute aus der Militärkaste die ihr Daimio entlassen hat. Zuweilen sind sie Ronin geworden weil sich ihr Gebieter zu Grunde gerichtet hat. Nun gab es einen Daimio, Takumi-no-Kami, der mit einer Botschaft des Mikado an den Shogun betraut nach Yedo gekommen und dort von einem der Großwürdenträger des letzteren, Namens Kotsuke, eine schwere Beleidigung erfahren hatte. Da wer immer im Palaste das Schwert zieht den Tod und Verlust seiner Güter erleidet, so ertrug Takumi lange Zeit schweigend die geringschätzige Behandlung seines Gegners. Aber eines Tages riß ihm die Geduld. Er zog vom Leder, stürzte auf Kotsuke der, die Flucht ergreifend, mit einer leichten Wunde davon kam. Takumi aber wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Er schlitzte sich also dem Gesetz gemäß den Leib auf. Sein Vermögen wurde eingezogen, seine Familie in das Elend geschickt; seine Vasallen und Ritter zu Ronin herabgesetzt. Es geschah mit ihnen was gewöhnlich in solchen Fällen geschieht. Die Einen stiegen in die Kaste der Kaufleute herab; die meisten nahmen Dienst bei anderen Daimio. Aber Kuranosuke, Takumi's erster Rath, und sechsundvierzig Ritter des unglücklichen Fürsten schworen ihren Gebieter zu rächen. Davon erhielt Kotsuke Kunde; er verdoppelte daher seine Leibwache. Sollte das Unternehmen gelingen, so mußte vorerst sein Argwohn beschwichtigt werden. Die siebenundvierzig Ronin wußten daß sie Kotsuke in Kiyôto bewachen ließ; sie trenn-

*) Der Vorfall hat sich um das Jahr 1727 zugetragen.

ten sich also als Handwerker oder Kaufleute verkleidet. Kuranosuke ergab sich, scheinbar, einem lasterhaften Lebenswandel. Man sah ihn nur mehr in Weinhäusern oder an andern verrufenen Orten. Eines Tags wurde er in trunkenem Zustande auf offener Straße in einer Gosse liegend gefunden. Ein Mann aus dem Klan der Satsuma der vorüberging rief aus: „Ist das nicht Kuranosuke, einst der Rathgeber des unglücklichen Takumi? Statt seinen Herrn zu rächen, kennt er nur Wein und Weib! Oh, Elender, der Du den Namen eines Samurai entehrest!“ Hiemit stieß er ihn mit dem Fuße, und spie ihm in das Gesicht. Der Vorfall ward ruchbar und wurde Kotsuke von seinen Spähern gemeldet. Letzterer begann sich für sicher zu halten, aber der treue und kluge Minister Takumi's spielte seine Rolle weiter; überhäufte sein Eheweib mit Unbilden und verstieß sie am Ende mitsammt den Kindern; nur den ältesten Sohn, der damals kaum sechzehn Jahre zählte, behielt er bei sich. Als Kotsuke dies hörte, wähnte er jede Gefahr sei verschwunden, und entließ den größten Theil seiner Leibwache. So nahte denn der Tag der Rache. Der Rath entwich heimlich aus Kiyôto und schlich nach Yedo wo die Gefährten seiner bereits harrten.

Es war tiefer Winter, und in einer kalten finstern Nacht, bei heftigem Schneegestöber, schritten die Verschwornen an das Werk. In zwei Schaaren getheilt, deren eine Kuranosuke, die andere sein Sohn befehligte, zogen sie schweigend und ohne bemerkt zu werden durch die menschenleeren Gassen nach dem Yashke des Fürsten. Sie waren übereingekommen in den Palast zu dringen, kein unschuldiges Blut zu vergießen, die Diener welche keinen Widerstand leisteten zu verschonen, endlich Kotsuke zu tödten, und sein Haupt auf das Grab ihres Gebieters zu legen. Nach vollendeter That würden sie sich selbst

den Gerichten überliefern und das Urtheil, welches nur auf Tod lauten konnte, in Ergebung abwarten. Dies waren die letzten Gebote ihres Führers, und alle schworen sie treu zu erfüllen. Die hohe Ringmauer des Yashke wurde rasch überstiegen das innere Palastthor mit Hammerschlägen gesprengt. Um einen Angriff der Nachbarleute zu vermeiden, sandte ihnen Kuranosuke folgende Botschaft: „Wir, die Ronin, einst im Dienste Takumi-no-Kami's, gedenken diese Nacht in den Palast Kotsuke-no-Suke's zu dringen um unsern Herrn zu rächen. Wir sind weder Diebe noch Wegelagerer. Den Nachbarn soll kein Leid widerfahren. Haltet Euch ruhig." Dies ließen sich die Nachbarn nicht zweimal sagen; der dem Tode geweihte Herr war wenig beliebt in seinem Stadtviertel; daher störte Niemand die Ronin in ihrem blutigen Werk. Letztere drangen nun auch in das Innere des Palastes. Hier entspann sich ein erbitterter Kampf mit den Samurai des Hausherrn. In wenigen Minuten bedeckten Todte und Sterbende den Boden. Kein Ronin war um das Leben gekommen. Der Sohn ihres Anführers, der sechzehnjährige Knabe, hatte Wunder der Tapferkeit verrichtet. Aber wo ist Kotsuke? Umsonst ward er gesucht in dem Labyrinthe von Zimmern, Gängen, Kabinetten, abgesonderten Pavillonen und Häusern des Yashke. Schon fürchtete man er sei entkommen, schon wollten sich die Ronin verzweifelnd den Bauch aufschlitzen, als man bemerkte daß die Bettdecke des Fürsten noch warm sei. Letzterer konnte also nicht ferne sein. Endlich wurde in einem Wandschranke ein Greis entdeckt. Er war in einen Ueberwurf von weißer Seide gehüllt und von edlem Ansehen. An der Narbe der Wunde welche ihm Takumi beigebracht wurde in ihm Kotsuke erkannt. Da ließ sich der Anführer der Verschwornen vor ihm auf die Knie nieder, vollzog die einem Greise von so hohem

Range schuldigen Ehrfurchtsbezeigungen und sprach: „Herr, wir sind die Männer Takumi-no-Kami's. Im vorigen Jahre hatten Eure Hoheit Streit mit ihm. Er mußte sterben, und seine Familie gerieth in Elend. Als gute und getreue Vasallen sind wir heute Nacht gekommen um ihn zu rächen. Ihr müßt die Gerechtigkeit unseres Unternehmens anerkennen. Und nun, o Herr, beschwören wir Euch den Harakiri an Euch zu vollziehen. Ich werde die Ehre haben Euch hiebei als Beistand zu dienen*), und Euer Haupt mit der schuldigen Ehrfurcht nach dem Grabmale des Herrn Takumi zu übertragen." Aber Kotsuke begann zu zittern; er war zu feige um den Tod eines Edelmannes zu sterben.

Da die Zeit drängte, und jeden Augenblick Hilfe kommen konnte, schnitt ihm Kuranosuke den Kopf mit dem Dolche ab mit dem sich sein Gebieter den Leib geöffnet hatte. Bevor die Ronin abzogen löschten sie, um eine zufällige Feuersbrunst zu vermeiden, alle Lichter und Feuer im Palaste. Sodann legten sie den Kopf in einen Korb und traten den Rückmarsch an. Der Morgen graute, und bereits hatte sich die Kunde von dem nächtlichen Ereigniß in Yedo verbreitet. Das Volk strömte herbei und begrüßte mit lauten Zurufen die siebenundvierzig Männer die, mit blutigen, zerrissenen Kleidern, in feierlichem Aufzuge, nach dem Tempel Sengakuji in der Vorstadt Takanawa gingen. Jeden Augenblick erwarteten sie der Schwiegervater ihres Opfers würde sie angreifen lassen; aber einer der achtzehn großen Fürsten des Reiches, ein Freund und Verwandter Takumi's, hatte seine Samurai in Eile gesammelt um

*) Das heißt: um die Todesqual zu verkürzen, werde ich Euch den Kopf abhauen im Augenblicke wo Ihr Euch den Dolch in den Leib stoßt, ein Dienst den in der Regel ein naher Verwandter oder sein bester Freund dem Sterbenden leistet.

nöthigen Falles die Siebenundvierzig zu schützen. Als sie vor dem Yashke des Fürsten von Sandai vorüberzogen, bat sie sein Haushofmeister einzutreten; und sie wurden mit Reis und Wein bewirthet. Im Tempel wo Takumi ruht angekommen, wuschen sie ihre blutige Trophäe in einem noch heute bestehenden Brunnen und legten sie sodann auf dem Grabe ihres Herrn nieder. Kuranosuke übergab seine ganze Baarschaft dem Priester, sagte daß sie Harakiri machen würden, und bat ihn sie in der Nähe ihres Gebieters zu begraben. Der Bonze brach in Thränen aus. Die Ronin erwarteten die Beschlüsse der Behörden. Vor den obersten Rath beschieden, vernahmen sie ihr Urtheil. Sie hätten die der Stadt und Regierung schuldige Ehrfurcht verletzt, daher müßten sie sterben, als Edelleute durch Harakiri. Sie wurden, in vier Gruppen getheilt, vier Daimio zur Aufsicht überwiesen. In den Häusern der letzteren und in Gegenwart von Regierungskommissären des Shogun, gaben sie sich den Tod. Sie hatten ihr Leben im Vorhinein geopfert, und starben muthig. Ihre Leichen wurden nach Sengakuji gebracht und neben der irdischen Hülle des Herrn Takumi begraben. Seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag verehrt und besucht das Volk diesen Ort, verbrennt Weihrauch an den Gräbern und schmückt sie mit grünen Zweigen. Einer der ersten Besucher war der Satsumamann der Kuranosuke mißhandelt hatte als jener, scheinbar betrunken, in einer Gosse lag. Er erklärte, er sei gekommen um dem heiligen Martyrer Abbitte und für sein eigenes Benehmen Buße zu thun. Bei diesen Worten zog er sein Kurzschwert und öffnete sich den Leib. Er ward in derselben Umfriedung begraben.

So lautet die Tragödie von den treuen Ronin, gemeinhin die Siebenundvierzig genannt. In Yedo und, wie man behauptet, in einem großen Theile von Japan ist die Sage allgemein

bekannt; sie lebt noch heute im Volke fort. Aus ihr hat wahrscheinlich Herr Mitford die Einzelnheiten seiner einfachen und rührenden Erzählung geschöpft.*) Aber die wesentlichen Thatsachen begründen sich auf Schriften von unzweifelhafter Echtheit. Im Tempel Sengakuji werden die Waffen und Kleider der Siebenundvierzig als Reliquien aufbewahrt. In ihren vermodernden Gewändern entdeckte Herr Mitford beschriebene Blätter, darunter eine kurze aber vollständige Darlegung des Thatbestandes sowie der die Thäter bestimmenden Motive. Abschriften dieses Memoirs fanden sich in den Taschen eines jeden der siebenundvierzig Ronin. Es ist dies übrigens eine hier zu Lande übliche Vorsicht. Wer sich in ein lebensgefährliches Abentheuer einläßt, trägt zur Wahrung seiner Ehre eine Schrift bei sich in welcher er seine Beweggründe darlegt. Verschiedene Schriftsteller haben dieser blutigen Episode erwähnt; der junge englische Japanologe hatte, der Erste, das Verdienst sie zu beschreiben und in ihrer ganzen Bedeutung bekannt zu machen. Gegen meine Gewohnheit in diesem Tagebuche Anderes als was ich sah und erlebte zu verzeichnen, gab ich hier einen Auszug aus Herrn Mitfords Erzählung.

Ueber den Gedankenkreis der Nation, über die Sitten des Landes so wie sie vor noch nicht langer Zeit bestanden, so wie sie bei der ungeheuren Mehrheit des Volkes gewiß noch heute bestehen, verbreiten die Geschichte der Siebenundvierzig und die Verehrung deren sie genießen reichliches Licht. „Wir haben", sagen sie in ihrer an die Manen Takumi's gerichteten auf ihren Leichen gefundenen Rechtfertigung, „wir haben dein Brot gegessen." Dies ist ihr Beweggrund. Als treue Diener und als lehenspflichtige Ritter mußten sie den Tod des Herrn rächen.

*) Tales of old Japan, bereits oben citirt.

Dann kommt die Rechtfertigung. Sie entlehnen sie einer der Maximen des Konfucius: Du sollst nicht leben unter demselben Himmel noch betreten denselben Boden mit dem Feinde Deines Vaters oder Deines Herrn. „Wie hätten wir, fragen sie, diesen Vers sprechen können ohne zu erröthen?" Die öffentliche Meinung billigt ihr Verhalten. Das Volk und die Daimio bewundern diese an die äußerste Grenze getriebene Treue. Vor drei Jahren kam ein Mann nach Sengakuji, betete am Grabe des jungen Chikara, so hieß der sechzehnjährige Sohn Kuranosuke's, und öffnete sich den Bauch. Da die Wunde nicht tödtlich schien, schnitt er sich die Kehle ab. Ein in seiner Tasche gefundenes Blatt Papier besagte, er sei Ronin, habe im Klan der Fürsten von Chôshiu vergeblich Aufnahme gesucht, wolle keinem andern Herrn dienen, und sei daher gekommen um bei den Gräbern dieser Tapfern zu sterben. Dies trug sich im Jahre 1868 zu. Wie kann man, im Angesichte solcher unbestrittener Thatsachen, behaupten daß die geschichtliche, im Verlaufe von Jahrtausenden entstandene Verfassung des Landes in Trümmer gefallen sei? daß die Gefühle, Gedanken, Ueberzeugungen welche ihre Grundlage bilden mit Einem Male erstorben und erloschen seien, und daß man, wie der Arzt des Molière, „das Alles geändert habe" mit einigen Dekreten auf Reispapier?

Heute waren wir an Ort und Stelle. Von der Gesandtschaft sind es nur wenige Schritte. Als wir die Anhöhe hinanstiegen, kamen wir an dem Brunnen vorüber in welchem Takumi's Kopf gewaschen wurde. Eine Inschrift erinnert daran. Weiter oben befindet sich der Kirchhof der Getreuen, ein kleiner durch ein Gitter abgeschlossener, sehr sorgfältig gehaltener Raum den schöne Bäume umgeben. Dort sieht man achtundvierzig*)

*) Im achtundvierzigsten Grab ruht der Satsumamann.

kleine längs dem Gitter senkrecht aufgestellte Grabsteine. Vor einem jedem steht eine mit Wasser gefüllte Schale. In ihr wird auch der Weihrauch verbrannt. Bei dem Eingange erhebt sich das etwas reichere Grabmal Takumi's. Grüne Baumzweige welche die häufigen Besucher mitbringen zierten die letzte Ruhestätte der Siebenundvierzig.

In einer Art von Kapelle bewahrt man die Bildsäulen dieser volksthümlichen Helden und ihres Gebieters. Sie sind in voller Rüstung und kämpfend dargestellt. Als farbiges Holzschnitzwerk ausgezeichnet. Einige der Statuen sind sogar wahre Meisterstücke. Sie erinnern an die wunderbar realistischen, gemalten Holzstatuen*) der spanischen Bildhauer des siebenzehnten Jahrhunderts.

(9. September.) Heute Abend Diner bei Sawa. Es ist schon erwähnt worden, daß dieser Staatsmann, seines hohen Postens enthoben, als Philosoph, Gelehrter und Künstler in der Zurückgezogenheit lebt. Sein schöner Yashke ist vier Meilen von der brittischen Gesandtschaft, in der Nähe des europäischen Viertels gelegen.

Die Einladung war für fünf Uhr, und wenig später stiegen wir am Hauptthore des Palastes ab. Wie in allen Behausungen der Großen, ist der Hof mit Steingerölle beschottert auf dem es unmöglich ist geräuschlos zu gehen und ohne die Aufmerksamkeit der Wachen auf sich zu ziehen. Ein kleiner Pfad führt zwischen dem Gerölle nach dem Hauptgebäude. Wir betreten es durch ein breites Thor schreitend. Unbeweglich wie Statuen sitzen dort drei oder vier Diener auf ihren Fersen. Ein großer

*) Die besten sind in Valladolid und Sevilla zu sehen.

Schirm hinter ihnen, hemmt den Blick nach innen. Hier empfangen uns zwei Zweischwertmänner und führen uns durch verschiedene Korridore, gleichsam wie durch die Zugänge einer Festung, nach demselben Gemache im Obergeschoß wo mich Sawa das erste Mal empfangen hatte. Es ist auf der Gartenseite vollkommen offen, der Garten selbst eigentlich nichts als ein von Bäumen umgebener Teich. Man hat da kleine Buchten und Vorgebirge angebracht. Auf einem der letztern steht eine prachtvolle Ceder. Vom Dache des Palastes ist ein gutes Stück Yedo zu übersehen; aber am meisten überrascht mich die Ansicht des Yashke in Vogelperspektive. Es ist ein Labyrinth von verschiedenen unter sich durch enge Gassen getrennten Gebäuden. Die Verbindung wird durch gedeckte Gänge hergestellt deren niedere Dächer sich zwischen den großen Häusern hinschlängeln. Dem Auge stellt sich das Ganze wie ein verworrener aus schwarzen, schweren Blöcken geschürzter Knoten dar. Mehr oder minder ist dies landesüblicher Palaststyl. Die Bauart gewährt, wenn nicht volle Sicherheit, so doch eine letzte Möglichkeit bei einem plötzlichen Angriffe sich zu verstecken oder zu entfliehen. Noch bis ganz kürzlich ereigneten sich derlei Vorfälle. Vendetta oder politische Nebenbuhlerschaft sind die gewöhnliche Veranlassung.

Sawa führte uns in ein an den Gartensalon stoßendes Zimmer. Ein niedrer Tisch war hier aufgeschlagen, und auf ihm lagen in absichtlicher und geschmackvoller Unordnung Schälchen mit aufgelösten Farben, chinesische Tusche und große Papierstreifen. Eine junge Frau, die Gattin eines Samurai, macht sich alsbald an das Werk. Ein Blatt Papier wird mittelst eines schweren Blockes von Bergkrystall auf dem Tische befestigt. Die junge Frau zeichnet und malt zugleich darauf, mit sicherer und kühner Hand, Knospen, Blumen, Blätter; dann verbindet sie die getrennten Glieder, indem sie mit dem Stengel und den Zweigen

endigt. Indem sie den Pinsel mehr oder minder auf das Papier drückt, und dadurch die Farbe die sich an seiner Spitze befindet mit dem in seinem oberen Theile enthaltenen Wasser mehr oder minder mischt, wirft sie mit demselben Strich zwei, auch drei verschiedene Töne auf das Papier. Auffallend ist die Sicherheit und Schnelligkeit mit welcher sie zugleich zeichnet und malt. Binnen zehn, fünf, drei Minuten ist die hübsche Skizze begonnen und vollendet. Allerdings spielen da Handgriffe eine große Rolle. Der Künstler, wenn er diesen Namen verdient, hat offenbar eine gewisse Anzahl Motive auswendig gelernt und reproducirt sie mechanisch aber, in Folge fortwährender Uebung, mit merkwürdiger Korrektheit. Diese Motive bilden die Bestandtheile seiner Zeichnung. Die Weise in der er sie anbringt hängt von ihm ab. Es ist eine Art jeu d'esprit, welches aber eine bedeutende technische Fertigkeit voraussetzt. Der Maler sucht den Zuseher, während er arbeitet, so lange als möglich in Unwissenheit über den Gegenstand des Gemäldes zu lassen, seine Neugierde zu reizen ohne sie zu befriedigen, ihn auf falsche Fährte zu führen und durch den letzten Pinselstrich zu überraschen. Zum Nachdenken darf dem Zuseher keine Zeit bleiben; daher die Eilfertigkeit bei der Ausführung besonders gewürdigt wird.

Die junge Frau löst der gute alte Sawa ab. Unter fortwährendem Lächeln und Lachen arbeitet er mit großer Schnelligkeit. Die Pinsel deren man sich bedient stehen, an Feinheit und Festigkeit der Spitze, den Cheriaut nicht nach. Unser Gastfreund senkt den seinigen abwechselnd in die Farbentöpfchen und in seinen Mund, und vollendet binnen wenigen Minuten eine sehr schöne Skizze die eine Gruppe von Reitern vorstellt. Er hat zuerst einen Pferdekopf gemalt, dann das Antlitz eines Menschen, dann die Füße der Pferde und so fort. Am Ende, mit einem Paar

kühnen Strichen, verbindet er die getrennten Theile. Jetzt erst ist der Gegenstand klar, und zugleich auch das Bild vollendet.

Die Dunkelheit machte diesem Spiel — ich finde keinen andern Namen — ein Ende. Unser Wirth führte uns nach dem Gartensalon zurück. Wir setzten uns zu Tische und das Diner wurde aufgetragen. An dem Holzgetäfel waren Laternen aufgehangen, im Garten auf verschiedenen sorgfältig gewählten Punkten Leuchter in der Art angebracht daß sie sich im Teiche spiegelten. In derlei Dingen ist man in Japan Meister. Es war eine schöne, sonderbare Dekoration.

Wir sind sechs: der Amphitryon, ein Beamter des Ministeriums des Aeußern, ein Hausfreund, Hr. Adams, Hr. Satow und ich. Sawa's Sohn ist durch Krankheit verhindert. Das Mahl bestand aus einer Menge Gerichte welche in kleinen Porzellanschalen von der Dicke eines Blattes Papier servirt wurden: schmackhafte Hühnersuppe, Eierspeisen die unsern Gaumen mehr überraschen als befriedigen, gekochter Fisch, gebratener Fisch, gerösteter Fisch, dann eine Reihe anderer Schüsseln deren Substanz mir ein Räthsel blieb; dazu eine starke, aromatische Fischsauce. Man ist zu wohlerzogen um uns zum Essen zu nöthigen, aber die vorkommenden Bemerkungen der Fremdlinge über diese oder jene Speise verursachen dem Hausherrn und seinen japanischen Gästen sichtliches Vergnügen und werden von ihnen wiederholt und besprochen. Der Wein, Sake, ein fades und berauschendes Getränk, wird in Porzellanfläschchen auf den Tisch gestellt und in kleine Tassen gegossen. Wir sind zwei volle Stunden gesessen; dies ist der Augenblick wo Gäste die zu leben wissen den Reis verlangen, das heißt den Wunsch ausdrücken daß die Tafel aufgehoben werde. Der Reis wird uns auf schönen rothlackirten Theebrettern servirt, zugleich mit verschiedenen Suppen und dem köstlichen Tay, dem schmackhaf-

testen Fisch der japanischen Gewässer. Es ist der Glanzpunkt des Festes. Auch sprachen die zwei japanischen Gäste ihre Bewunderung aus.

Während des Diners musicirten fünf Blinde in einem Nebenzimmer welches sich der ganzen Breite nach in den Gartensalon öffnet. Einige weiße Papierlaternen werfen ihr sanftes Licht über das kleine Orchester. Die Instrumente ähneln unserer steyerschen Zither und der Geige. Zuweilen begleiten sich die Virtuosen mit einem monotonen aber anmuthigen Gesang. Es ist eine Reihe von Recitativen; gleichsam ein fruchtloses Suchen nach Melodie. Der Flötenspieler zeichnet sich vor allen aus. Später erschien eine weibliche Gestalt. Lautlos glitt sie in das Gemach und ließ sich auf den Fußboden nieder. Obgleich sie uns den Rücken kehrte, erkannten wir in ihr die vornehme Dame. Sie ist, in der That, Sawa's Schwiegertochter und war vermuthlich nicht ohne Widerstreben vermocht worden ihre Kunst vor Fremden zu zeigen. Sie spielte auf einer Laute einem Instrumente welches ich bereits mit unserer Zither verglich, und zwar mit merkwürdiger Kraft und Reinheit des Anschlages. Zugleich dirigirte sie das Orchester. Der alte Sawa gerieth in Entzücken über die Maestria der jungen Frau und brach wiederholt in begeistertes Lob aus. Leider ließ sie uns nur ihr Kunstspiel und nicht ihre Schönheit bewundern; denn als das Stück zu Ende gespielt war, verschwand sie ohne den Speisesaal durch ihre Gegenwart beehrt, ja ohne uns eines Blickes gewürdigt zu haben. Es war aber doch ein reizendes Bild. Da saß die junge Frau in anmuthiger Stellung den vier Blinden gegenüber, in ihrem lichtgrauen Seidenkleid mit dem hochrothen breiten Gürtelbande, den Kopf leicht geneigt über ihre Laute. Wir konnten die sanften Linien einer schwellenden Wange, ein kleines zierlich gezeichnetes Ohr sehen,

während ihre weißen Händchen über die Saiten dahin glitten.

Nach Tische wurden wieder Farben und Pinsel gebracht und der Hausherr und die junge Gattin des Samurai vollendeten und vermehrten die vor Tische begonnenen Skizzen. Sie wurden uns zum Geschenke gemacht, und wir theilten die kostbaren Andenken.

Doch es ist halb zehn Uhr, nach hiesigen Begriffen wenigstens Mitternacht. Wir nehmen also Abschied, durchschreiten die Vorzimmer und Gänge, die jetzt durch dicke Kerzen in Bronzeleuchtern erhellt sind, und finden im Hofe Herrn Adams Ponychaise, seinen Orderly, die japanischen Wachen und die Beto der Gesandtschaft.

Ein beträchtlicher Theil der Stadt muß durchfahren werden. Ich sehe Yedo zum ersten Male bei Nacht, denn nächtliche Spaziergänge vermeidet man möglichst. Außer mit besonderer Erlaubniß und wichtiger Ursachen halber, dürfen die Europäer in Tsukiji ihr Viertel nach Sonnenuntergang nicht verlassen. Die Regierung hat diese Anordnung im Interesse der Fremden getroffen. Auch auf der englischen Gesandtschaft bleibt man während der dunklen Stunden zu Hause. Noch im Beginn dieses Jahres wurden, wie bereits erwähnt, zwei Engländer im Dienste der japanischen Regierung hier bei Nacht schwer verwundet und für Lebenszeit verstümmelt. Raubanfälle sind nicht zu besorgen, aber ein paar vom Sake erhitzte Samurai können sich berufen fühlen den ersten Europäer dem sie begegnen niederzuhauen. Wir bewerkstelligen also die Rückfahrt mit der nöthigen Vorsicht. Der englische Feldwebel, hoch zu Roß und selbst ein Riese, reitet unmittelbar hinter dem Wagen. Fünf japanische Ritter bilden die Nachhut. Ein anderer reitet an der Spitze. Von drei zu drei Minuten wird er von einem

seiner Kameraden abgelöst. Diese Edelleute spaßen nicht im Punkte der Ehre. Ein jeder will den Posten einnehmen wo die Gefahr am größten ist, und dieser Platz befindet sich an der Spitze und nicht am Schweif der Karavane; denn greift man uns an, so geschieht es von vorne. Es ist etwas Ritterliches in dieser japanischen Gesellschaft. Zuweilen glaubt man sich in die Kreuzzüge versetzt. Zu beiden Seiten des Wagens laufen Hai, hai! rufend die Beto oder Reitknechte. Sie wie die Männer zu Pferde tragen kugelförmige Laternen von gefärbtem Papier. Die Luft ist lau, der Himmel schwarz, doch funkelt hie und da ein einsamer Stern. Fast alle Häuser sind geschlossen. Vor wenigen noch offenen Thüren brennt eine farbige Laterne deren unsicheres Licht die einzige Straßenbeleuchtung bildet. An den Ausgängen der verschiedenen Stadtviertel sitzen Bewaffnete vor ihren Wachthäusern. Ueberall anders, tiefes Dunkel. Herr Adams fährt tapfer in die Finsterniß hinein, hat das Glück keine der verspäteten Passanten, Männer und Weiber zu Fuß und im Jinrikisha, zu rädern und setzt uns endlich glücklich und ohne Unfall an der Schwelle der Gesandtschaft ab.

(10. September.) Das Wetter ist kühl geworden. Wir benutzen es zu einem Besuche von Hamagoten, wörtlich übersetzt „der Palast am Strande.“ Das ehemalige Lustschloß der Shogune erhebt sich am Meeresufer, in der Mitte eines schönen, von hohen Mauern umfangenen Parks. Ein befestigtes Thor gestattet den Zugang. In Japan ist eben die Burg noch nicht zum Palast geworden. Für den Herzog von Edinburg, der hier wohnte, wurde das Schloß in europäischem Style eingerichtet. Es ist nur ein Jahr her; aber damals wehte noch ein andrer Wind. Niemand dachte an Reformen und Nachahmung der Europäer. Man fragte sich noch, ob die weißen Eindringlinge zu dulden

oder auszurotten seien. Der Wahlspruch der Revolution von 1868 war Restauration des Mikado und Vertreibung der Fremden. Aber die Klugheit gebot den Sohn der Königin von England mit Artigkeit zu empfangen, und zu seinen Ehren erhielt das Schloß Hamagoten seine plumpen Mahagonimöbel aus Hongkong, seine Glasservice, Silbergeschirre und Tafelaufsätze. Wenn der Minister des Aeußeren die zuweilen von Yokohama nach Yedo kommenden Gesandten bewirthet, so liefert Hamagoten die gastronomischen Geräthschaften und der französische Garkoch in Tsukiji das Diner. Diesem Künstler und dem Besuche des englischen Prinzen verdanken die hohen Würdenträger des Mikado ihre Kenntniß der Mysterien europäischer Kochkunst. In Hamagoten lernten sie Messer und Gabel handhaben und auf einem Stuhle sitzend das Gleichgewicht bewahren. Das Hotel de France und Hamagoten sind die Wiege der Neucivilisation von Jung-Japan.

(11. September.) Diner bei Iwakura. Wir kommen gegen sieben Uhr vor seinem Palaste im Sotojiro an, fahren — auch eine Neuerung — in den großen Hof, schreiten an einer Gruppe von etwa zwölf am Boden kauernden Dienern vorüber und werden von Zweischwertmännern nach den Wohngemächern des Ministers geführt. Ein runder Tisch und vier Stühle, zu Ehren der fremden Gäste aufgestellt, sodann die gewöhnliche Konsole auf welche die Besucher ihre Schwerter legen, bilden das Mobiliar. Das Diner kam aus dem Hotel de France und wurde von eingeborenen Dienern aufgetragen. Ich bewunderte die Geschicklichkeit mit welcher sie die Teller und Bestecke wechselten: behend, geräuschlos und voll zärtlicher Sorgfalt, wie barmherzige Schwestern die einen Verband anlegen.

Diner und Gespräche verlängerten sich bis tief in die Nacht. Aber diese fünf Stunden vergingen wie eben so viele Minuten. Iwakura drückt sich mit Leichtigkeit, kurz und klar aus. Er war bei sehr guter Laune und sagte unter Anderem:

„Mein Zweck ist gute Verhältnisse zum Auslande zu unterhalten und große Reformen im Innern zu erzielen.

„Es ist unwahr daß Japan immer verschlossen war. Zwei Ursachen haben die freiwillige Isolirung des Reiches herbeigeführt: zuerst die Usurpation der Shogune welche ihre Macht durch die Berührung mit dem Auslande zu gefährden glaubten; sodann die Rebellion der Christen.*) Der in seine alte Macht wieder eingesetzte Mikado hat nicht, wie die Shogune, die Neugierde der Fremden zu scheuen. Es steht ihnen frei seine Rechte zu prüfen, denn diese sind unangreifbar, und Niemand wird sie in Frage stellen.

„Der glückliche Erfolg der Revolution von 1868 und die Opferwilligkeit der beiden großen Klane Satsuma und Chiôshiu erklären sich durch die allgemeine Verehrung deren der Mikado genießt. Sie besteht in Aller Herzen. Eine mehrhundertjährige Usurpation war unvermögend sie zu vertilgen."

Von den Reisen der jungen Japaner nach Europa und Amerika sprechend, erlaubte ich mir die Bemerkung daß es vielleicht nützlicher wäre unterrichtete und reife Männer dahinzusenden, statt der jungen Leute denen es an Vorkenntnissen und Erfahrung gebreche, die daher die europäischen Zustände nicht aufzufassen vermögen, dagegen den Gefahren und Verführungen unserer Großstädte um so mehr ausgesetzt seien.

*) Anspielung auf den Aufstand der Christen von Arima und Shimabara (östlich von Nagasaki 1638). Die Veranlassung gab die Grausamkeit des Gouverneurs.

Iwakura entgegnete: „Dies sind die Worte eines Weisen. Aber die jungen Leute greifen neue Ideen auf, bringen sie nach Hause und verbreiten sie im Lande. Darum sind ihre Reisen immerhin von Nutzen.“

Dann unter fortwährendem Gelächter, dem eigenthümlichen Gelächter der Japaner, fuhr er fort:

„Wir sind als Lügner verschrieen. Lügner waren die Shogune indem sie sich für Souveräne ausgaben.“

Nicht nur uns hat Iwakura seine Reformpläne mitgetheilt. Gegen Alle die ihm nahen spricht er sich hierüber ohne Rückhalt aus. „Ihr fürchtet“, sagt er ihnen, „oder einige von Euch befürchten daß wir zu viel unternehmen, zu viel für unsere Kräfte, und daß, wenn das Werk mißlingt, es den Fremden übel ergehen könnte. Beruhigt Euch. In Europa wählen die Völker ihre Könige; in Japan glaubt Jedermann daß der Kaiser vom Himmel herabstieg, und daß die Menschen seine Diener sind. Daher haben Fürsten und Samurai den Mikado von jeher als ihren Herrn betrachtet dem sie blinden Gehorsam schulden. Diese Ueberzeugung ist die Grundlage unseres öffentlichen Rechtes. Meine Freunde und ich haben seit Langem die Abschaffung der Daimiate im Sinn geführt; doch schien es gefährlich mit Einem Schlage zweihundertsechzig große Herren ihrer Würde zu berauben. Sie waren aber ein fortwährendes Hinderniß für unsere Reformpläne im Innern und wollten von einem näheren Verkehr mit dem Auslande nichts wissen. Daher bin ich, wie Jedermann bekannt, zu den Satsuma und Chiôshiu gegangen und habe ihre einflußreichsten Männer dazu beredet zur unmittelbaren und gänzlichen Auflösung der Klane ihre Zustimmung zu geben. Die Tosa traten bei. Nun wollen wir zehntausend Mann Gardetruppen und eine kaiserliche Armee bilden. Die drei Klane haben bereits ihre Kriegsleute geschickt. Die

anderen werden gezwungen werden dem Beispiel zu folgen. Derart haben wir uns in den Stand gesetzt jeden Widerstand zu brechen.

„Die kaiserliche Regierung hat Yedo zu ihrem Sitze gewählt und in Yedo sollen alle Zweige der Staatsverwaltung zusammenlaufen. Einfuhrzölle und Steuern fließen fortan allein in die Kassen der Regierung. Unser Einkommen beträgt zwölf Millionen Riv. Die in den Häfen erhobenen Zölle sind unbedeutend. Unsere Aufgabe ist schwierig aber wir werden sie lösen. Die Shogune mußten lügen, wir können die Wahrheit sagen.“

Die beiden Söhne Iwakura's studieren in New-York. Dies ist jetzt die große Mode. Vornehme Leute schicken ihre Kinder nach Europa oder nach den Vereinigten Staaten. Die Zurückkehrenden tragen europäische Tracht die, nichts für ungut, ihnen so wie den armen Soldaten einen affenartigen Anstrich verleiht. Wir würden eben so lächerlich aussehen, wenn wir uns den Scheitel rasiren ließen, das kleine Vertikalzöpfchen trügen und im Sommer in landesüblicher Weise einhergingen, das heißt mit Lendengürtel und Fächer als einziger Bekleidung. In den Gassen von Yedo sieht man Leute im Cylinderhut, andere mit elastischen Stiefletten oder im Frack aber ohne Beinkleider. Einige haben die europäische Tracht vollkommen angenommen, nur unsere Kopf- und Fußbekleidung widerstrebt ihrem Geschmack. Sie bleiben also bei der lackirten Papiermütze und den Holzsandalen. Am meisten entstellt sie das auf europäische Art getragene Haar welches von Natur steif und struppig ist. Bis jetzt bilden die Neuerer noch eine sehr kleine Minderzahl. Das Volk macht sich über sie lustig, aber sie haben von sich selbst eine hohe Meinung, und die Regierung gibt ihnen den möglichsten Vorschub. Gewiß, nichts ist löblicher als der Wunsch

fortzuschreiten, das eigene Dasein zu verbessern, die Errungenschaften anderer weiter gediehener Nationen sich anzueignen: aber diese edlen Bestrebungen ermangeln der richtigen Leitung, erzeugen eine bedenkliche Verwirrung der Begriffe und führen vielleicht zu einer gewaltigen und blutigen Reaktion.

(12. September.) Besuch bei dem Premier-Minister Sanjo. Sein Yashke gleicht den Palästen Sawa's und Iwakura's. In den Gemächern fallen mir einige prachtvolle große Schirme von Vieux-Lack auf. Sie sind vor den Thüren aufgestellt, eigentlich vor den Oeffnungen zwischen den verschiebbaren Wänden. Zwei Edelknaben führen uns ein. Alle großen Herren, Kuge und Daimio, lassen sich von Kindern bedienen. Auf ein Zeichen des Gebieters erscheinen die Kleinen, gleiten hurtig und geräuschlos zu seinen Füßen, erhalten seine Befehle und entfernen sich in vollem Laufe. Die Ehrfurcht, die Treue, der Eifer, die Ergebenheit malen sich im Antlitz und den Bewegungen der Pagen.

Sanjo empfing uns in großem Hofkostüme: eine reich gestickte Tunika von schwerem Seidenstoffe mit steifen, sehr weiten Aermeln die wie Flügel aussehen. Er trug den officiellen schwarzen lackirten Papierhut der nur den rasirten Theil des Kopfes bedeckt und nach rückwärts sich aufbiegt. Der Minister ist, wie er mir sagte, einunddreißig Jahre alt. Er gehört einer der ältesten Familien von Kiyôto an und verdankt die hohe Stellung welche er einnimmt seinem Antheil an der Revolution von 1868 indem er sich, einer der Ersten, gegen den Shogun erklärte. So wie Saigo, durch seine Anwesenheit in Yedo, den Klan von Kiushiu in reformfreundlicher Stimmung erhält, so wirkt in ähnlichem Sinne Sanjo durch seine Theilnahme an

den Regierungsgeschäften auf den alten Hofadel. Die Bedeutung dieses Herrn liegt weniger in seiner Persönlichkeit als in seiner socialen Stellung und in dem alten, erlauchten Namen seiner Familie.

Unsere Unterredung wurde durch die Pagen unterbrochen welche Erfrischungen auftrugen; sie kamen und gingen schwebend und schienen die Matten kaum mit den Fußspitzen zu berühren. Nach dem Imbiß ward das, wenig interessante, Gespräch wieder aufgenommen. Nur ein für die Zustände des Tages bezeichnendes Wort verdient erwähnt zu werden. Sanjo sagte mir: „Geben Sie mir Ihren Rath über die Kunst zu regieren; denn ich nehme einen hohen Posten ein und besitze noch wenig Erfahrung.“ Eine Artigkeitsphrase die aber nicht ohne Bedeutung ist weil sie der herrschenden Stimmung entspricht. Denselben Gedanken wird mir der Mikado bei meiner Audienz ausdrücken. Ich weiß es weil mir die Ansprache Seiner Majestät bereits mitgetheilt wurde. Man will von den Europäern lernen, und man macht dessen kein Hehl.

(13. September.) Wieder einmal den Tempel von Asakusa besucht. Wir verlassen das Gesandtschaftshotel, steigen nach dem Strande hinab und miethen eines der für Lustfahrten üblichen Boote. Junge Elegants benutzen diese Barken zu ihren nächtlichen Ausflügen, gewöhnlich in Begleitung von Sängerinnen oder anderen Dämchen dieses Gelichters. Wäre nur die Decke nicht so niedrig! Nur kriechend gelangt man in die Kabine; dann muß man auf den Fersen kauern, was die Geschmeidigkeit japanischer Beine voraussetzt. Wir Europäer strecken uns der Länge nach auf der reinen Matte aus. Bei Nacht wird eine Laterne am Plafond aufgehängt. Vom Ufer

aus betrachtet, sehen dann die schwankenden Boote wie fliegende Leuchtkäfer aus.

Ein frischer Wind kräuselt die Wasserfläche des Golfes. Zu unserer Linken niedere in das Meer vorspringende Anhöhen, bedeckt mit üppiger Vegetation, Cedern und Pinien, Feldern und Gartenanlagen. Darunter der prachtvolle Schloßpark von Hamagoten. Von Häusern keine Spur. Zu unserer Rechten, im Süden der weite Golf. Hinter uns, gegen Westen, entweichen die grünen Hügel von Takanawa; oben weht die englische Flagge. Weiter südlich steigen die gegen die Amerikaner errichteten Bastionen aus dem Meer, und im Hintergrunde, Grau in Grau, die Anhöhen von Kanagawa. Wolken verhüllen gewöhnlich den Fujiyama; doch haben sie zuweilen die Gefälligkeit den Krater oder die Seiten des riesigen Kegels durchschimmern zu lassen. Unser Kurs ist fortwährend Ost bis wir, hart am amerikanischen Aktienhotel vorübersegelnd, uns gegen Norden wenden und in die Mündung des großen Stromes von Yedo einlaufen.

Man vergleicht den Sumidagawa mit der Themse, und wegen der geringen Höhe der Häuser am Ufer sieht er sogar breiter aus. Die Einfahrt gewährt ein heitres und großartiges Schauspiel. Den Ufern entlang reiht sich Haus an Haus. Daneben hie und da prachtvolle Bäume. Im Strome selbst, zu beiden Seiten, eine drei-, zuweilen vierfache Reihe von Schiffen aller Art. Große Djonken mit Waaren und Mundvorräthen beladen, die ungeheuren Rohrsegel von der Süd-West-Brise gebläht, fahren den Fluß hinan; andere, auf die Ruder angewiesen, treiben stromabwärts. Die große Bewegung erinnert in der That an die Themse; weiter hinauf verliert sie sich allmälig. Der Strom sieht da aus wie ein stiller See. Auf den beiden Ufern sieht man nur Gärten, einige wenige fürst-

liche Paläste und mehrere Theehäuser. Dazu das tiefe Schweigen ländlicher Einsamkeit. Während wir rasch stromaufwärts segeln, passiren wir unter den vier großen Holzbrücken welche die eigentliche Stadt mit der Vorstadt Hondjo verbinden und deren eine der letzte Typhon zerstört hat.

Wir haben in kaum fünf Viertelstunden ungefähr zehn Meilen zurückgelegt. Jetzt landen wir am rechten Ufer, im nördlichen Theile des Midzi. Einige Stufen führen uns in ein Seitengäßchen, dieses in eine lange, schmale Gasse, und letzteren, zwischen Kaufläden und Theehäusern, zum Hauptthore des Tempels. Nur mit Mühe können wir vordringen. Hier werden Votivbilder, Heiligenbilder und Rosenkränze verkauft, daneben aber auch profane Gegenstände, insbesondere Photographien; denn diese Kunst, in welcher die Japaner binnen kurzen Meister geworden, ist im ganzen Reich verbreitet und wird in Gegenden geübt welche nie der Fuß eines Europäers betrat.

Wir lassen uns von der Menge fortschieben und überschreiten mit ihr die Schwelle des Großen Portals, gemeinhin das Prinzenthor genannt. Diese Prinzen sind eigentlich Götter, und heißen Niô. Ihre Gesichter sind rothlackirt, und die Züge scheußlich. Gegenüber dem Haupteingange steht der der Göttin Kwanon gewidmete Tempel. Herr Beato in Yokohama hat ihn photographirt und mehrere Reisende haben ihn beschrieben, aber weder die sehr schönen Photographien Beato's, noch die besten Schilderungen geben einen Begriff von dem mystischen Zauber dieses Ortes. Im Heiligthume herrscht Zwielicht. Goldflimmer kriecht im Halbdunkel am Altar hinan, kost mit der Göttin, erlischt allmälig im Hintergrunde. In der Halle sehn wir riesige Blumen und bizarre Ornamente, groteske schauerliche Götzenbilder. Auf einigen kleben kleine Papierschnitzel. Gläubige haben sie gegen die Statue gespieen. Bleibt das Papier an dem Gotte hängen,

so ist die Bitte erhört. Zwei Farbentöne herrschen in der Halle vor: die rothen und braunen. Die reiche Vergoldung erhöht die Wirkung. Vor dem Altare der Kwanon drängen sich Andächtige. Die Kniee ein wenig gebeugt, den Kopf nach vorne geneigt, den stieren Blick auf das Heiligthum gerichtet, klatschen sie dreimal mit den Händen. Sie verlangen Buddha zu sehen. Auf den dritten Ruf erscheint er. In ihren Mienen hat die Erwartung plötzlich der Verehrung, der inneren Sammlung Platz gemacht. Sie stürzen auf das Antlitz oder neigen es bis auf den Boden; sagen ein kurzes Gebet, werfen einige Kupfermünzen in den in Fächer getheilten Almosenschrank und ziehen sich zurück. Andere nehmen sogleich ihren Platz ein. Man bleibe während einer halben Stunde in der Nähe der Gläubigen, man beobachte den Ausdruck ihrer Physionomie, die Inbrunst ihrer Gebete, und man wird dann schwerlich behaupten daß diese Leute irreligiös seien. Gewiß ihr Glaube ist Aberglaube, aber sie glauben, und indem sie beten, erheben sie sich zu Gott. Sie bitten um irdische Vortheile, aber das ändert nichts an der Sache. Sie beten, also glauben sie. Im Volke, bei Allen die man beten sieht, lebt offenbar, wenn auch in dunklem, verworrenem Zustande, ein religiöses Gefühl. Anders mag es sich mit den höheren Ständen verhalten. Adelige Herren zeigen sich selten im Tempel, vornehme Damen niemals.

Auf die Sammlung folgt die Zerstreuung. Man hat sich zu Gott erhoben, besser gesagt, zu den falschen Göttern, aber man hat sich erhoben. Jetzt beeilt sich ein jeder wieder in das Alltagsleben herabzusteigen. Aus dem Heiligthume der Göttin schreitend, eilt man in die Theehäuser, in die Trinkstuben wo Sake ausgeschenkt wird, in andere der Lust gewidmete Orte, in das Theater oder in das Figurenkabinet. Alle diese Anstalten befinden sich am Tempelgrunde.

Bei meinem ersten Besuche in der Asakusa wohnte ich einer theatralischen Aufführung bei. Eine galante Dame genießt des Schutzes eines kahlköpfigen hinfälligen Greises. Ein junger Herr steht gleichzeitig in Gunst bei der Gemahlin und der Geliebten des Greises. Die Geliebte ist eifersüchtig auf die Dame, die Dame auf ihren Gemahl, der junge Elegant auf den Greis und der Greis auf den jungen Elegant. Der Stoff gehört, wie man sieht, zu den leichtesten dieser Art, die Handlung könnte nicht ungebundener sein; aber der Knoten ist gut geschürzt, und die Aufführung trefflich. Ich sah im Palais Royal eben so schlüpfrige, nur weniger geistreiche Vaudeville; aber wenn in unsern Theatern heut zu Tage Alles gesagt werden darf, so geschieht hier Alles auf der Bühne. Das Publikum gehörte den Volksklassen an und bestand hauptsächlich aus Weibern und Mädchen welche die anstößigen Scenen laut belachten.

Wir sehen uns nun auch die sogenannten Wachsfiguren an. Eigentlich sind diese lebensgroßen Gestalten nicht von Wachs sondern von Holz und Papiermaché gefertigt, mit Seidenstoffen bekleidet, und zu hübschen Gruppen vereinigt. Da werden Göttererscheinungen vorgestellt, Kämpfe, wunderbare Rettungen, Anfälle von Räubern, und andere wohlbekannte, in der Volkssage noch fortlebende Ereignisse. Jede solche Gruppe nimmt eine Nische ein; die Dekorationen entsprechen dem Gegenstande. Das Verdienst des Künstlers besteht in dem Bestreben die Natur so getreu als möglich nachzubilden, in einer merkwürdigen Kenntniß des menschlichen Körpers, in einer erstaunlichen Fertigkeit mit geringem Aufwand von Mitteln die Bewegungen der Seele, die Affekte und Leidenschaften, Zorn, Schreck, Ungeduld, sinnliche Liebe in realistischer Weise darzustellen. Auch hier tritt die Neigung zur

Karikatur hervor. Der Künstler beabsichtigt das Gemüth des Betrachtenden zu erschüttern, weit mehr als ihn zu unterhalten. Aber unwillkürlich überträgt er den ihm angebornen Humor, Humor im englischen Sinne des Wortes, seinen humour, auch auf das tragische Gebiet; gleichsam als wollte er sagen: Nehmt Euch die Sache nicht zu Herzen. Ihr braucht nicht Alles zu glauben was ich Euch erzähle.

Um den sehr bewegten Golf möglichst zu vermeiden, nehmen wir auf der Heimkehr den Weg durch die innern Kanäle deren Netz sich über die ganze Stadt verbreitet. Unsere Schiffsleute lassen ihre Ruder wacker spielen; wir liegen auf der Matte; die Fenster der Kabine sind geöffnet, und rasch entfliehen die Ufer.

Schon steht die Sonne tief. Ein mattes gelbliches Licht übergießt die Dächer der Häuser, senkt sich in die Gassen, flimmert über der leicht bewegten, bald schmalen, bald breiten Wasserfläche der Kanäle. Zwischen endlosen Häuserreihen gleiten wir dahin, an elenden Hütten vorüber — viele hat der letzte Typhon*) umgeworfen —, an gewaltigen Daimiopaläften, deren schwarzen Unterbau der Kanal badet, deren weiße Obermauern das schwerfällige Dach zu erdrücken scheint. In diesen äußeren Gebäuden wohnen, wie bereits erwähnt, die Ritter und Diener des Fürsten. Die Fenster sind viereckige, breite und niedere, mit schwarzen Holzgittern versehene Oeffnungen. Bei Tage vermag das Auge nicht in das dunkle Innere zu dringen. Aber Nachts, wenn die dicken rauchenden Kerzen angezündet sind, sieht man da Scenen die eines Hobbema oder Meissonnier würdig wären. Das Hauptthor dieser Burgen ist

*) Der von mir in Hata erlebte Typhon vom 24. August verwüstete mehrere Stadtviertel Yedo's und verwandelte ganze Gassen in Trümmerhaufen.

in einer Mauervertiefung angebracht. Die beiden Thürflügel sind aus schwerem, hartem Holz gezimmert und mit Eisen- oder Erzplatten und vielen Nägeln beschlagen und durch ein kleines Dach von Ziegeln oder Schiefersteinen überragt. Aehnliche kleine Schutzdächer springen im rechten Winkel gegen die Mauer nach innen vor um die Thorflügel, wenn sie offen stehen, gegen den Regen zu schützen. Die einförmigen weißen Gebäude haben ein kasernenartiges Ansehen, aber das große Portal mit den schönen massiven Metallbeschlägen und dem fein gemeißelten Wappen verleiht ihnen einen palastähnlichen Anstrich. Das Ganze entspricht der geselligen und politischen Stellung des Daimio, das heißt eines großen Feudalherrn, den die Umstände in einen Höfling verwandelt haben und der für alle Fälle seine Vorsichtsmaßregeln trifft.*)

Wir haben nun ein minder aristokratisches, aber belebteres Stadtviertel, den vom Handelsstande bewohnten Theil des Sotojiro, erreicht. Allenthalben Bürgerhäuser mit gegen den Kanal gerichteter Rückseite: ihre Fassade mit den Kaufläden wenden sie der Gasse zu. Auf den Quais, längs denen wir hinfahren, in den sich auf die Kanäle öffnenden Querstraßen, herrscht große Bewegung, aber nirgend ein eigentliches Gedränge. Da sieht man in ununterbrochener Reihe Jinrikisha, Kangho welche Kuli unter dem fortwährenden Geschrei Hai hai im Eilschritte tragen; Frauen und Mädchen, auf ihren stelzenartigen Holzsandalen, immer ein wenig vorgeneigt einherwandelnd; glattköpfige Bonzen im weiten Talar von violettem oder gelbem Krep; viele europäisch uniformirte Soldaten der neuen kaiserlichen Armee; Samurai die, mit ihren zwei Schwertern im Gürtel, sich keck

*) Es wurde bereits erwähnt daß die dem Shogun lehenpflichtigen Daimio sechs Monate des Jahres in Yedo wohnen mußten.

auf den Hüften wiegen, wohl wissend, daß ihnen Jedermann Platz macht.

Die Luft ist lau und fieberhaft bewegt. Sanft gewiegt, lassen wir uns vorwärtstragen; fast zwei Stunden plätschern die Ruder in beschleunigtem Takte, und noch haben wir Takanawa nicht erreicht. Die Sonne ist dem Untergang nahe und verschwindet jetzt hinter einem schwarzen, goldgeränderten Wolkenstreifen. Vor uns rollt sich der Kanal auf wie ein breites perlfarbiges Band von Moire antique. Die schwarzen Silhouetten andrer Barken mit den, am Hintertheil stehenden, Gondolieren fliehen vor uns einher wie Schatten. Zu unserer Linken senkt sich ein durchsichtiger, schwärzlicher Spitzenschleier herab. Schwacher Purpurschein flimmert im Dunkel. Zu unserer Rechten verschwimmen Häuser und Bäume, unter dem magischen Dämmerlichte dieses Himmelsstriches, in einem Glanzmeere von unbeschreiblichen Tönen.

Mittlerweile sind die Boote verschwunden. Einsamkeit herrscht über dem Wasser. Auf den unzähligen Brücken sehen wir noch einige verspätete Fußgänger. Sie verdoppeln den Schritt; sie scheinen Eile zu haben; sie wollen vor Einbruch der Nacht ihren sichern Herd erreichen. In den gegen die Kanäle geöffneten Gassen werden die Papierlaternen über den Hausthüren angezündet. Die Gehwege und die Quais haben sich geleert. Wir sind allein. Endlich kommen die Gartenmauern von Hamagoten und gleich darauf der Golf in Sicht. Vom Südwest gepeitscht, läßt er die kleine Barke weidlich tanzen; aber sie hält sich tapfer. Von Krik zu Krik, von Vorgebirge zu Vorgebirge rudernd, erreichen wir endlich den Landungsplatz und, eine Viertelstunde später, den brittischen Gesandtschaftspalast.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.